FRANZ NABL

Die Galgenfrist

LG
N1167g2

FRANZ NABL

DIE GALGENFRIST

Eine erfundene und aus der Form geratene Geschichte

526513
4. 9. 51

LEYKAM-VERLAG, G.M.B.H., GRAZ, WIEN

Die 1. Auflage dieses Buches erschien im Jahre 1921
im Verlag E. Fleischel & Co., Berlin

2. Auflage

Alle Rechte vorbehalten

Einbandentwurf von Hans Meid

Druck Leykam, Graz

Ein Vorspiel

Geliebter Leser! — Ich bitte zu beachten, daß ich mit diesen Worten nicht eine Einleitung oder Vorrede beginne, sondern unwiderruflich meine Geschichte selbst. Desgleichen bitte ich zu beachten, daß ich mit eben diesen Worten Leser beiderlei Geschlechtes meine, und zwar an erster Stelle, aus selbstverständlicher Höflichkeit, die Leserin, an zweiter den Leser oder, besser gesagt, das Männchen. — Und nun noch einmal: Geliebter Leser! Weißt du, wie ich dich mir am liebsten vorstelle? Vorausgesetzt natürlich, daß du mir überhaupt gestattest, dies zu tun. — Ja? — Also: entweder auf ein Kanapee oder einen halbwegs bequemen Lehnstuhl hingestreckt, ein paar freie Stunden vor dir, eine Schachtel Zigaretten auf einem Tischchen neben dir, oder wenn du gerade deinen Sommerurlaub genießest, auf eine lauschige Waldwiese gelagert, vielleicht auch am Waldrand mit Ausblick ins Tal, am Ufer des Baches, Flusses, Teiches oder Sees, oder aber — natürlich nur, wenn das Ziel der Reise ein angenehmes ist — im Eisenbahnwagen (Eckplatz am Fenster, in der Richtung der Fahrt, nicht wahr?), oder ... übrigens kann es ganz gut möglich sein, daß du dich nach des Tages Mühen und Plagen eben zu Bett legst und nun das Buch vom Nachtkästchen langst, um noch ein halbes Stündchen zu lesen, wobei ich mich der ebenso angenehmen wie wahrscheinlich trügerischen Hoffnung hingebe, dich durch meine Kunst um ein gut Teil deines Schlafes zu bestehlen, oder all dies zusammengenommen ist nicht der Fall, sondern du hast mein Buch gerade — Verzeihung, nicht gekauft! Wie

dürfte ich eine so unbillige Forderung an dich stellen! — nein, du hast mein Buch im Vorbeigehen gerade in der Leihbibliothek geholt, besteigst einen Wagen der Straßenbahn und schlägst eben die ersten Seiten auf, um zu sehen, ob du nicht eine gar zu unglückliche Wahl getroffen hast. Und dann — oh, welch unangenehme Überraschung! Aber Sie müssen schon gütigst entschuldigen, Herr Redakteur oder Herr Doktor, oder was sonst für ein Titel Ihnen gebühren mag, wenn ich Sie sehr höflich ersuche, das wohlbeschnittene Rezensionsexemplar aus der Hand zu legen und sich die ebenso lästige wie unnütze Mühe zu ersparen. Mein Kindchen wird auch ohne Ihren Fluch leben, wenn es lebensfähig ist, und es wird ohne Ihren Segen sterben, wenn es den Todeskeim in sich trägt. An Sie wende ich mich nicht, wenn ich lieber Leser sage, denn Sie sind weder Leser noch — halt! Nur nicht zu weit gehen! Nur sich nicht hinreißen lassen, sondern immer hübsch ruhig überlegen. Man wird ja vielleicht auch noch andere Bücher schreiben, von deren Lektüre man die betreffenden Persönlichkeiten nicht so entschieden ausschließen kann, wie in diesem besonderen Fall, und dann wäre es doch recht peinlich, wenn ... na ja, schon gut! Es war keineswegs so schlimm gemeint. — Also, lieber Leser, wie ich dich mir vorstelle, weißt du jetzt. Sollte es nicht ganz genau stimmen, so darfst du es mir nicht verübeln, oder noch besser, ergänze das Bild, das ich von dir entworfen habe, freundlichst in der von mir angedeuteten Weise. Ich glaube, du wirst nicht schlimm dabei fahren. Und nun muß ich deine Güte noch weiter in Anspruch nehmen, indem ich dich bitte, dir jetzt auch eine Vorstellung von mir zu machen. „Wozu das?" höre ich dich unterbrechen, „und wozu eigentlich dieses ganze Gerede? Da behaup-

tet der Mensch, seine Geschichte habe mit dem ersten Wort angefangen, und nun —! So etwas kann man allenfalls als Vorrede hinnehmen, wie sie die Dichter vor fünfzig und hundert Jahren zu schreiben pflegten, aber wenn die Geschichte tatsächlich schon begonnen haben soll, sehe ich wirklich nicht ein —" Gewiß, lieber Leser, unterbreche jetzt wieder ich dich, auf den ersten Blick hast du nicht so unrecht, aber wage noch einen zweiten und dritten Blick, und dann wirst du mir vielleicht zugeben, daß — nun, daß die Geschichte wirklich schon angefangen hat. Ich bin nämlich gar nicht in der Laune, dir etwas zu erzählen, so wie man eben zu erzählen pflegt, wenn man seinem Hörer nicht gegenübersitzt, sondern sich erst durch Vermittlung verschiedener toter und lebendiger Dinge an ihn wenden muß. Vielleicht liegt es übrigens auch ein wenig an dem, was ich dir bieten will. Es eignet sich vielleicht nicht für eine der hergebrachten Formen, oder ich selbst, meine Hand eignet sich nicht dazu, es in diese Form zu gießen. Und so will ich die Form für diesmal lieber überhaupt zerschlagen, den heißen Brei noch rauchend und flüssig vor dir ausschütten und dann gemeinsam mit dir zusehen, wie er allmählich erstarrt, welche Gestalt er dabei ohne fremdes Dazutun annimmt. Hast du Lust dazu, lieber Leser?... Und wenn auch nicht du im Lehnsessel, dann vielleicht du auf der Waldwiese, oder du im Eisenbahnwagen, oder du im Bett?... Besonders aber du, der du eben aus der Leihbibliothek kommst, überleg' es dir gut, solange du noch Zeit hast, umzukehren und dir ein anderes Buch zu holen, von dem du dir mehr Kurzweil versprichst. Du hast Lust dazu? Nun schön, so will ich mir redlich Mühe geben, dich nicht allzusehr zu enttäuschen. Hier meine Hand darauf! — Siehst du,

wie nötig es ist, daß auch du mich dir vorstellst, oder besser gesagt, daß ich mich dir vorstelle? Wie könnten wir uns sonst die Hand reichen? ... Denke am besten, ich säße dir gegenüber in einem Lehnstuhl oder im Eisenbahnwagen, oder ich läge dir gegenüber auf der Waldwiese oder am Ufer des Flusses oder — aber nein! Weiter wollen wir nicht im Bilde bleiben, denn wir wenden uns ja, und zwar höflichkeitshalber sogar an erster Stelle, möglicherweise auch an eine Leserin. Wünschst du ein ganz getreues Abbild von mir zu empfangen? Ich glaube, es genügt, wenn du weißt, daß ich keine langen Locken trage, die meinem Rockkragen einen fettigen Glanz verleihen, keinen Samtflaus, keine bodenscheuen Hosen über vertretenen Schuhen, und daß ich meine Gedanken nicht aus den Fingern sauge, infolgedessen auch keine abgebissenen Nägel habe. Im übrigen nimm an, ich sei nicht schön wie ein junger Gott, aber auch nicht häßlich wie ein erboster Affe, kein grünköpfiger Junge mehr, aber auch noch kein grauhaariger Alter. Ziehe aus allem das goldene Mittel, und die Rechnung wird halbwegs stimmen, mag sie auch nicht restlos aufgehen. Mehr ist gar nicht notwendig, denn glatt gelöste Rechnungen verlieren jeden Reiz, und vor diesem Schicksal möchte ich einstweilen gerne bewahrt bleiben. So, jetzt kennen wir uns, soweit es für ein unverbindliches Gespräch, für eine zwanglose Nachmittags- oder Abendunterhaltung erforderlich ist, und jetzt will ich dir kein Buch von mir zu lesen geben, noch will ich dir vielleicht selbst aus einem solchen vorlesen, sondern ... sondern ... Nur keine Unruhe, lieber Leser, ... nur keine Angst! Es handelt sich lediglich um ein vorübergehendes Unbehagen. Sozusagen um den kleinen Stich der Morphiumspritze, um das Aufstülpen der

Chloroformmaske. Daß ich dich dabei etwas fester ins Auge fasse, ist leider nicht zu vermeiden, ebensowenig, daß ich dich zwinge, meinen Blick eine Zeitlang starr auszuhalten.— So, . . . so, . . . so! . . . Du kannst jetzt nicht aufstehen, solange ich es dir nicht erlaube, du kannst den Arm nicht heben, solange ich es nicht will, die Augenlider nicht fallen lassen, die Lippen nicht bewegen, . . . nichts, gar nichts . . .! Aber fürchte nicht, daß ich deine Wehrlosigkeit mißbrauche. Ich will bloß verhüten, daß du mich unterbrichst, daß du mit einem unüberlegten Wort, mit einer ungeschickten Bewegung zerstörst, was ich Stück um Stück und Griff um Griff vor dir aufbaue und enthülle. Wir sind ja Freunde geworden, so gute Freunde, daß ich mich eben dazu verleiten lasse, dir eine Art von Geheimnis anzuvertrauen. Und Menschen, denen man seine Geheimnisse preisgibt, soll man wehrlos machen. Selbst wenn es sich um Geheimnisse leichter, fröhlicher Art handelt, wie es im Grunde genommen jene sind, von denen ich den Schleier lüften will. Man kann nämlich nie recht wissen, ob nicht blutiger Ernst daraus wird. Hoffen wir in dem vorliegenden Falle das nicht. Wenigstens liegt es durchaus nicht in unserer Absicht. Aber wir sind ja nur Menschen, armselige, elende Menschen, und unsere Absicht ist keineswegs immer maßgebend. Und nun, nach Anwendung dieser kleinen, harmlosen Vorsichtsmaßregel können wir in Gottes Namen beginnen, . . . oder eigentlich fortfahren.

Ich glaube schon einmal bemerkt zu haben, lieber Leser, daß ich keine Lust hätte, dir etwas zu erzählen, so wie man eben im allgemeinen zu erzählen pflegt, und gebrauchte anschließend daran mit der unsereinem eigenen Selbstgefälligkeit einen Vergleich. Um mich von dem nicht ganz ungerechtfertigten Verdacht zu reinigen,

diesen Vergleich nur zur Bemäntelung meines mangelhaften Ausdrucksvermögens herbeigezogen zu haben, muß ich endlich etwas deutlicher werden. Sonderbarerweise fällt mir das am leichtesten, indem ich mich wieder eines, nein, sogar mehrerer Bilder bediene. — Man kann nicht immer nur Priester sein, immer nur von der Kanzel herab sprechen. Man hat manchmal das Bedürfnis, einfach drauf loszuschwätzen, oder milder gesagt, zu plaudern, ohne die Befürchtung, für jedes gesprochene Wort zur Rechenschaft gezogen, auf seine Wahrheit, seine Überzeugung, seinen Glauben hin feierlichst geprüft zu werden. Hast du mein Bild verstanden, lieber Leser? Aber du vermagst mir ja keine Antwort zu geben, solange ich es dir nicht erlaube. Du vermagst mit keiner Wimper zu zucken, vermagst den Mund zu keinem spöttischen Lächeln zu verziehen, ja nicht einmal den Kopf zustimmend zu neigen. Soll ich es wagen, den Bann, den ich zu meinem eigenen Schutz auf dich gelegt, von dir zu nehmen? Nein, lieber nicht. Lieber will ich es versuchen, noch deutlicher zu werden, auf die Gefahr hin, vor mir selbst plump zu erscheinen. Lieber will ich dir in dein hilfloses Gesicht hineinsagen, daß das, was du zu hören bekommen wirst, kein hohes Kunstwerk ist, gekeimt aus einer lebendigen Seele, gewachsen aus einer in fruchtbaren Boden versenkten Wurzel zu einem aufrechten, wenn auch vielfach verästelten Baum, und endlich gefällt durch die Streiche eines unerbittlichen, folgerichtigen Schicksals, sondern nur ein kindlich-freches, von mir armseligen Menschen vielleicht mehr zu meiner eigenen, als zu deiner Kurzweil ersonnenes Puppenspiel, dessen etwas ungelenk umherstelzende Figuren du mit der Spitze deines Zeigefingers umstoßen, mit dem Hauch deines Mundes um-

blasen könntest, wenn ... ja, wenn ich eben nicht so vorsichtig gewesen wäre, dich unschädlich zu machen, um vor dir wehrlosem Zuschauer mein Spiel zu treiben, das mir im stillen Kämmerlein und nur vor meinem Blick allein aus uralter Gewohnheit doch kein richtiges Vergnügen bereitet. Balle nicht in ohnmächtigen Gedanken die Faust gegen mich, ersticke nicht an Schmähungen, die du nicht ausstoßen kannst. Du mußt meine Worte nicht als Mißachtung oder Geringschätzung deiner Person auffassen. Im Gegenteil! Du darfst sie füglich als Zeichen meiner Schwäche betrachten, und wenn ich dich schließlich wieder erwecke, dir deinen Willen wiedergebe, und es bereitet dir anders eine kleine Genugtuung für die vermeintliche Äffung, dann magst du gern meine Puppen von den Fäden reißen und mir an den Kopf werfen. Ich hoffe, er wird härter sein, als sie.

Im Anfang, lieber Leser, war der Stoff. (Womit natürlich der Stoff gemeint ist, den der Dichter in seinem Werk zu verarbeiten beabsichtigt.) Diese Erkenntnis darf ich dir nicht vorenthalten. Dann war eine Zeitlang nichts, und dann war wieder der Stoff. Und dann ... Eigentlich ist es wirklich schade, daß die Redensart von dem Schwangergehen des Künstlers mit seinem Werk so verbraucht klingt. Sie gibt von der ganzen Angelegenheit doch nur die klarste und richtigste Vorstellung. Eines Tages empfängt man den Stoff in einer glücklichen Stunde, wie sich von selbst versteht, und ohne eigens darauf auszugehen oder es zu wollen. Oft ahnt man im Augenblicke selbst von dieser Empfängnis nichts und wird sich ihrer erst später, viel später bewußt. Aber auch dann wird das Werk noch nicht gleich zur Welt gebracht. Es will ausgetragen sein, wie ein leibhaftiges

Kind, wenn es lebensfähig ans Licht gesetzt werden soll. Wohl regt es sich manchmal und erhebt leise sein Stimmlein: „Ich bin da... ich bin da!...“ Und die Mutter nickt: „Ich weiß, mein Kind... ich weiß!“ Und dann schweigt's wieder, oder andere Geschwister, die schon älter und kräftiger sind, übertönen es mit ihren Rufen. Nach einer Weile hebt es von neuem an, schon lauter und dringender: „Ich bin da... ich bin da!“ Aber noch immer ist's zu schwach, um sich aus eigener Kraft aus dem bergenden Schoß loszuringen, und die, die es trägt, ist zu klug, um ihm Gewalt anzutun, um es vorzeitig an den Tag zu zerren. Allein zuletzt naht die Stunde, in der es alles andere übertönt mit seinem Schrei: „Ich komme, ich komme!...“ Und nun braucht's auch keine Wehmutter mehr und keine Zange. Ohne alle fremde Hilfe springt es ans Licht, und will's Gott, so ist's ein gesundes, wohlgebildetes Kind.

Doch hilf' Himmel, nein! Das darf es ja diesmal nicht werden. Denn auch ein gesundes Kind muß keimen aus der lebendigen Seele, muß wachsen wie aus in fruchtbaren Boden versenkten Wurzeln zum aufrechten Baum und schließlich stürzen, vom Alter zernagt oder von unerbittlichen Streichen gefällt, und ich hab' dir, mein lieber Leser, ja schon angekündigt, daß du kein hohes Kunstwerk erwarten darfst. Also wechseln wir das Bild und behalten wir nur den Stoff bei. Den Stoff, wie er zu Ballen gerollt auf dem Ladentisch liegt, wie er mit der Elle gemessen und zuletzt vom Schneider mit der Schere zugeschnitten und mit Nadel und Zwirn genäht wird. Zum Schneider will ich mich bekennen, zum ehrsamen Handwerker. Mir soll es keine Schande sein, und einen Vorteil will ich obendrein noch daraus ziehen, wenn nun alle Biedermänner, die bisher über unser-

einen verächtlich die Achsel gezuckt und uns nicht für voll genommen haben, endlich wohlgefällig und anerkennend nicken: „Handwerk hat goldenen Boden!“ Möge es wahr sein, mir und ihnen zum Nutzen. — Nimm also an, lieber Leser, ich sei wahrhaftig ein Schneider. Entweder einer von der gemütlichen, älteren Sorte, mit Bocksbart und kurzem Röcklein, oder, wenn es dir besser behagt, einer von den neuen, die du nach ihrem Äußeren vom Diplomaten und Minister nicht unterscheidest, und die ihr Handwerk wiederum zu hoher Kunst erheben.

Was fingen die Menschen ohne Schneider an? Ganz abgesehen davon, daß es in unseren Gegenden viel zu kalt ist und daß wir alle zusammen genötigt wären auszuwandern zu den Wilden und Menschenfressern, müßten wir nackt voreinander umherlaufen, und das gäbe, bei aller schuldigen Ehrfurcht vor der Natur, zumeist einen grausigen Anblick, oder aber, wir müßten uns auch körperlich voreinander verstecken, und das wäre doch schade wegen der kurzweiligen Begegnungen, die das Leben ansonsten mit sich bringt. Drum will ich gern ein Schneider sein und ehrlich den Stoff verarbeiten, der mir zwischen die Finger geraten ist. Mag sein, daß den gleichen schon manche vor mir verwendet haben und noch manche nach mir verwenden werden, vielleicht hat ihn eben jetzt und zugleich mit mir einer in Händen, — was tut's! Es kommt ja doch nur auf den Schnitt und den Schwung an, den das Kleid erhält, und auf die verschiedenen größeren und kleineren Zutaten, die man aus der Schnitzeltruhe dazulegt. Und dann auf die Güte, die Dauerhaftigkeit der Arbeit. Und für die will ich nach Kräften Sorge tragen. Mit Nadel, Zwirn und Schere. Aber mit der Schere vorsichtig, sehr vorsichtig.

Sonst schneidet man am Ende vorschnell den Faden entzwei, an dem man seine Puppen führen will, und sie knicken ein, oder — was noch viel schlimmer wäre — sie bewegen sich nach eigenem Willen und entlaufen einem zu guter Letzt.

Meine Püppchen!... Ihr lieben, guten, hübschen Püppchen!... Verzeih, lieber Leser, wenn ich gerührt werde, aber welcher Vater wird es nicht, wenn er seine Kinder, und seien sie auch nur Puppenkinder, zum erstenmal auftreten läßt in der Welt und einem verehrlichen Publikum vorstellt! — Und nun, obwohl du mir ja wehrlos ausgeliefert bist, wünsche ich deine Geduld nicht länger zu mißbrauchen.

Ich hebe den alten Samtvorhang, an dem schon so viele Fingerabdrücke spiegeln, ich hebe ihn, und ein leises Beben überläuft mich. Ich weiß, was dahinter verborgen liegt, ich hab' es schon einmal gesehen und gefühlt in geheimnisvoller Stunde, gesehen, obgleich meine Augen blind, gefühlt, obgleich meine Finger stumpf waren. Und doch, ich bebe wieder, denn dieser alte, spiegelnde Vorhang birgt manchmal seltsame Rätsel...

Sieh her auf die erste Puppe! Du kannst es nicht, weil mein Bann auf dir liegt? So soll ich an meiner eigenen List zuschanden werden? Nein! Indem ich meine Blicke, wie den Sonnenstrahl durchs Brennglas, knapp über der Nasenwurzel auf deiner Stirn vereinige, wirst du sehend und siehst ihn, den Helden unserer Geschichte. Felix heißt er, der „Glückliche"", denn er ist — nicht glücklich. Eine billige Ironie des Schicksals, aber weit verbreitet, wie alles Billige. Und weil er nun schon einmal der Held unserer Geschichte und unglücklich obendrein ist, bedarf ich deiner Teilnahme für ihn,

lieber Leser. Hätte ich es nur mit der einen, der besseren weiblichen Hälfte meiner Leserschaft zu tun, dann würde es mir nicht schwerfallen, ihr Mitgefühl für ihn zu erwecken. Aber ich muß ja auch mit männlichen Lesern rechnen, und ihnen gegenüber wäre es ganz vergeblich, Felix mit den verführerischsten körperlichen Reizen zu schmücken. Drum will ich mich auf die Bitte beschränken, du mögest dir, liebe Leserin oder lieber Leser, irgend einen sympathischen Menschen von etwa dreißig Jahren aus deinem Bekanntenkreise vorstellen, dem du alles erdenklich Gute wünschst, mögest unseren Helden mit seinen Gesichtszügen, seiner Gestalt und seinem Wesen umkleiden und dann, nachdem du mir derart für einen Augenblick mein Schneiderhandwerk abgenommen hast, ihn mir wieder anvertrauen zur weiteren Führung seines Schicksals, das dir nun hoffentlich schon recht nahegehen wird. Du willst wissen, weshalb unser Freund — jetzt darf ich ja mit gutem Recht „unser" sagen — unglücklich ist? Suche das Leiden, das ihn quält, zunächst in keinen äußeren Ursachen. Er ist, wenn auch kein Krösus, so doch recht wohlhabend, ja, vielleicht darf man ihn sogar schon reich nennen. Ich glaube, sein Vermögen beträgt, um deine Neugier vollauf zu befriedigen, etwa zwei bis drei Millionen, also jedenfalls genug, um von den Erträgnissen in aller Behaglichkeit leben zu können, um so mehr, als es in ganz soliden Realitäten und nicht weniger soliden Effekten angelegt ist, die keinerlei Sorgen verursachen und sich gleichsam von selbst verwalten. Auch seine sonstigen Verhältnisse, vor allem, was die zweite Puppe anlangt, welche dir vorzustellen ich sogleich die Ehren haben werde, sind durchaus günstige. Woran liegt es also, daß Felix, unser Held, sich trotzdem nicht so glücklich fühlt,

wie man es füglich erwarten dürfte? Ich will es dir schon jetzt andeuten, soweit es eben nötig und möglich ist, um einerseits alles zu erledigen, was später die Entwicklung der Dinge aufhalten und uns am Ende sogar langweilen würde, ohne andererseits die erforderlichen Elemente der Spannung und Steigerung vorwegzunehmen. Felix ist ein unnützer, überflüssiger Mensch. Halt ein, lieber Leser! Entziehe ihm darum deine Teilnahme nicht und wirf keinen Stein auf ihn, bevor du mir nicht sagen kannst, welcher Mensch in Wahrheit nützlich und notwendig ist. Aber ich vergesse schon wieder, daß du nicht zu reden, dich nicht zu regen vermagst. Und es ist besser so. Du würdest versuchen, mich zu widerlegen, ich würde versuchen, deine Beweisgründe zu entkräften, und wir kämen ewig nicht vom Fleck. Noch einmal: Felix ist ein unnützer Mensch, aber kein schädlicher Mensch. Unnütz in dem Sinne, als er keines von jenen zahllosen, sichtbaren oder irgendwie wirksamen Tagwerken leistet, deren die übrige Menschheit in ständiger Wechselbeziehung zur Führung und Fortsetzung ihres Daseins bedarf. Denke dir alle sogenannten Berufe, vom Straßenkehrer angefangen bis hinauf zum obersten staatlichen Würdenträger, bis zum bedeutendsten Gelehrten oder Künstler, und nirgends wirst du ein Plätzchen finden, wo du ihn unterbringen kannst. Er kam — und dies mag man als die erste und eigentliche Ursache seines Unglücks betrachten — als der einzige, heißgeliebte Sohn reicher Eltern zur Welt. Er hatte es mithin nicht nötig, sich nach einem Beruf umzusehen, und da ihm keine übermächtige, nach irgend einer Seite hin gerichtete Begabung angeboren war, die ihn auch ohne äußere Nötigung zu einer bestimmten Tätigkeit gedrängt hätte, so darf man es ihm eigentlich hoch genug anrech-

nen, daß er bloß ein unnützer und kein schädlicher, verächtlicher Mensch wurde. Daß er es nicht als einzigen Lebenszweck erwählte, zu essen, zu trinken und allerhand andere, kostspieligere Kurzweil zu suchen, sondern wenigstens der Form halber nach einem Anschluß an das Bürgerliche strebte. Er vollendete die hergebrachten Studien, erwarb zum maßlosen, überschwenglichen Entzücken seiner Eltern den philosophischen Doktorgrad, und wenn es den guten Alten gar noch vergönnt gewesen wäre, die köstlich eingekleidete Herausgabe einiger für seine Mitmenschen ebenso wie für ihn selbst gänzlich belangloser, längst vergessener Schriftsteller vergangener Zeit zu erleben, dann hätten sie ihn unfehlbar für die hervorragendste Erscheinung der Gegenwart gehalten. Aber alle diese Dinge, sowie die Heirat mit der nächsten Puppe — Geduld, lieber Leser, auch sie kommt an die Reihe — genügten eben nur, um Felix über jene Zeit hinwegzuhelfen, über die man auch ohne fremde Hilfe am leichtesten hinweggleitet, die glückliche Zeit zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Jahr. Sobald er daher diese erste Lebenswende erreicht hatte, an der die Zukunft allmählich aufhört, wie etwas Unermeßliches, Unausschöpfbares vor einem zu liegen, das auszuschöpfen man sich mithin auch nicht sonderlich beeilen zu müssen glaubt, sobald er nicht mehr nur im Gegenwärtigen hinzuleben vermochte und nur von dem undeutlichen Gedanken beherrscht, das eigentliche, gestaltgebende Ereignis, gewissermaßen der endgültige Beweis seiner Daseinsberechtigung werde schon im richtigen Augenblick eintreten, mit anderen Worten, sobald er zu erwägen begann, was habe ich bisher geleistet und was kann mir zu leisten noch vergönnt sein — da erschrak er vor der ungeheuerlichen Leere, die ihn mit

weit aufgerissenen, blinden Augen anstarrte, und wußte nicht, womit er sie ausfüllen sollte, um für seinen weiteren Weg einen brauchbaren Boden zu finden, um nicht rettungslos in dem grauenvoll gähnenden Abgrund zu versinken. Alle seine bisherigen Leistungen — es ekelte ihn, auch nur im stillen diesen Ausdruck dafür zu gebrauchen — zeigten sich ihm beängstigend deutlich in ihrer ganzen elenden Nutzlosigkeit, sein halbes Leben, durch die plötzlich in ihm aufdämmernde, qualvolle Erkenntnis zur weitaus größeren Hälfte angeschwollen, meinte er in ruchlosem Leichtsinn vergeudet zu haben, ohne zu ahnen, womit er ihm einen besseren, edleren Gehalt hätte geben können oder in Zukunft noch zu geben imstande sein würde. Die namenlose Pein, die diese ja gewiß nicht sehr angenehme Erkenntnis ihm bereitete, strahlte nun auch schon von allen übrigen Umständen aus, die sein Leben begleiteten und mit denen er sonst vielleicht vollauf zufrieden gewesen wäre, es genügte ihm nicht mehr, nur sich selbst zu quälen, er marterte auch seine Umgebung mit der gleichen stummen Beharrlichkeit, indem er sie für sein jammervolles Schicksal irgendwie verantwortlich zu machen suchte, und schließlich schien seine seelische Qual sich sogar in ein körperliches, geheimnisvolles Leiden zu verwandeln, doppelt furchtbar durch seine tückischen, gleichsam aus tiefster Verborgenheit heraus gerichteten Angriffe.

Bis hieher, lieber Leser, darf ich dich, soweit es sich um unseren Helden handelt, führen, wenn ich dem Gang der Begebenheiten nicht vorgreifen will. Behalte es wohl, damit du an gegebener Stelle nicht erst wieder zurückblättern mußt, und nun sieh her auf unsere zweite Puppe, die aus dem Dunkel der nur halb enthüllten Bühne auftaucht. Sie ist es, auf die wir schon einmal

vorbereitend hinweisen durften: die Gattin unseres Helden. Agathe heißt sie, die „Gute"", oder wie wir es lieber verdeutschen wollen, die „Gütige". Denn „gut" klingt immer zugleich ein bißchen nach „dumm", und Agathe ist wohl noch unerfahren, aber klug, und — was wesentlich höher einzuschätzen ist — sie wird nach einer kurzen, ersten schmerzlichen Fassungslosigkeit verstehen, was ihr das Leben, beziehungsweise diese Geschichte entgegenträgt. Und somit, lieber Leser, vorausgesetzt, daß du in dichterischer Menschenkunde nur ein klein wenig bewandert bist, wirst du auch schon wissen, woher sie kommt und wie sie aussieht. Aus ebenso reichem und vornehmem Hause stammend wie Felix und ebenso einziges Kind wie er, wurde sie mit verbundenen Augen und behutsam an den Fährnissen und Abscheulichkeiten der Welt vorbeigeleitet bis in die Arme des noch jugendlich überschwenglichen Gatten, der dieses Blindekuhspiel begeistert fortsetzte, die süße Ahnungslose mit verbundenen Augen weiterführte und ihr die Reize des Weges lieber mit selbstberauschenden Worten schilderte, als daß er ihr die verhüllende Binde abgenommen und sie selbst alles hätte sehen lassen, wie es war. Um noch ein Übriges zu tun, lieber Leser, — ich wende mich jetzt an dich, der du männlichen Geschlechtes bist — will ich dir verraten, daß sie das Urbild jenes Weibes ist, zu dem du dich aus den Wirbeln des Lebens hinflüchtest, wie das Kind zu der Mutter, bei dem du Ruhe suchst nach wilder Leidenschaft, Trost nach bitterer Enttäuschung, kurzum eine der Frauen, von denen man behauptet, sie seien dazu geboren, geheiratet zu werden, im Gegensatz zu jenen, welche — allein das gehört nicht mehr hierher. Ihr Antlitz ist von sanfter Schönheit übergossen und blonden Haaren schlicht umrahmt, ihre großen, grauen

Augen, von denen ich für eine Sekunde die Binde hebe, sind fragend auf dich gerichtet und ihre schmalen Lippen, je nachdem es die Lage erfordert, entweder schmerzlich aufeinandergepreßt oder von einem nachsichtigen Lächeln umspielt. Schon jetzt, lieber Leser, weiß ich, daß es dir warm ums Herz aufsteigt und daß du entschlossen bist, dieser Gütigen und Hilfsbereiten männlich beizustehen, wenn sie, wie ja leicht vorauszusehen, einmal selbst in Drangsal geraten und hilfsbedürftig werden sollte, und auch du, freundliche Leserin, wirst bei aller heimlichen Eifersucht der sanften Agathe das letzte, heimliche Mitgefühl der Geschlechtsgenossin nicht versagen.

Aber schon zerrt und strampelt die dritte Puppe an ihrem Faden. Wenn ich es nicht darauf ankommen lassen will, daß sie sich losreißt, auf eigene Faust hervorstelzt und Verwirrung stiftet, muß ich sie ans Licht ziehen und, nachdem sie sich mit einem raschen Blicke überzeugt hat, daß ihrer angebeteten Agathe kein Leid geschehen ist, vorstellen als: Julius, den Freund. Ich sehe, lieber Leser, wie du jetzt in Gedanken — in Wirklichkeit kannst du es ja, Gott sei Dank, nicht — dein Gesicht zu einer gelangweilt-höhnischen Grimasse verziehst und in dich hineinmurmelst: „Aha, die alte Geschichte! Und deswegen diese langen Umschweife?" — Du irrst, mein Guter! Eine alte Geschichte vielleicht, aber nicht die, die du meinst. Ebensowenig wie Julius jener Freund ist, an den du gedacht haben magst, und der sich im geeigneten Augenblick zur dritten Ecke des sattsam bekannten Dreieckes zuspitzt. Wohl sind seine Empfindungen für Agathe um eine Spur wärmer, als jene für Felix; das liegt schon einmal in der Natur der Sache. Nichtsdestoweniger wehrt er sich auch dann, wenn unser Held

in seiner Verblendung ihm geradezu in die Hand spielt, tapfer gegen jede Versuchung, jede unlautere Nebenabsicht, schon um sich das für seine Rolle als Raisonneur und uneigennütziger Helfer nötige Über-den-Dingen-stehen zu bewahren. Er geht neben den anderen einher mit freundlicher Teilnahme, bietet Gelegenheit zu den unvermeidlichen erklärenden und verbindenden Gesprächen, erteilt Ratschläge, durch deren Befolgung der Gang der Handlung gefördert wird, beruhigt, verhindert die äußersten Folgen und Katastrophen und freut sich endlich, wenn —. Aber ich fürchte schon mehr gesagt zu haben, als unumgänglich notwendig ist. Jedenfalls ist er ein guter, netter, harmloser Kerl, der seine Rücksichtnahme so weit getrieben hat, schon frühzeitig seine Eltern und anderweitigen Blutsverwandten zu verlieren, um sich voll und ungehindert seinen Freunden widmen zu können. Und darum macht er dir auch jetzt, nach dieser kurzen Erläuterung, schon einen viel angenehmeren Eindruck. Dir, dem männlichen Leser, weil er dir, wenn du in seiner Lage wärst, an Frau Agathens Seite und wohl auch anderen Frauen gegenüber, deiner Meinung nach nicht gefährlich zu werden vermöchte, dir, dem weiblichen, weil dir seine Zurückhaltung durchaus nicht verächtlich erscheint, sondern im Gegenteil einen beruhigenden Beweis dafür bietet, daß er sich für die wärmsten und eigentlichsten Herzensregungen noch frei fühlt und daher, obwohl nur bescheidene Nebenperson, ungleich interessanter anmutet, als der interessanteste Held, der trotz aller Ab- und Ausschweifungen doch nur schon gebunden ist.

Wir brauchen uns einstweilen nicht länger mit ihm zu befassen und wenden uns der vierten Puppe zu. Aber je hastiger und ungestümer die dritte ans Licht strebte,

um so mehr läßt die vierte sich Zeit, um so gemessener kommt sie hervorgewandelt. Sie ist in den Geist ihrer Rolle vollkommen eingedrungen und hat ihm entsprechend Maske und Kostüm mit unfehlbarer Sicherheit gewählt. Ein schwarzer, edelgeschnittener Gehrock fließt über die gleichfalls schwarze, nur durch eine dünne, goldene Uhrkette unterbrochene Weste bis zu den Knien herab, tadellos gebügelte, schwarz-grau gestreifte Hosen fallen bis an den Rist der in schmalen, langen Lackschuhen steckenden Füße, eine goldgefaßte Brille sitzt auf der feingebildeten, länglichen Nase, Mund und Kinn sind glatt ausrasiert und das wohlgepflegte, aus der hohen, ein wenig glatzig glänzenden Stirn zurückgekämmte Blondhaar verführt die ebenso wohlgepflegte Hand hie und da zu streichelnden Bewegungen. Und nun, während die Puppe kaum merklich den Kopf gegen dich neigt und dich dabei prüfend betrachtet, fühlst du mit geheimem Grauen, daß ihr Blick dich unbarmherzig durchdringt, indes du selbst ihre Augen nicht zu erkennen vermagst, obwohl die Brillengläser nicht etwa geschwärzt, sondern kristallklar sind. Du entdeckst nur dein eigenes Spiegelbild in ihnen, zweimal gesehen und zu kläglicher Hilflosigkeit verzerrt. — Wenn du jetzt nicht in meinem Banne stündest, dich rühren und deine Stimme erheben dürftest, dann würdest du die Puppe sicherlich mit „Herr Hofrat" oder „Herr Geheimrat" anreden. Und du würdest nicht fehl gehen. Sie stellt den Professor und Arzt vor, dessen Name so weltbekannt ist, daß wir uns sowohl jetzt wie im Laufe der weiteren Begebenheiten füglich der Mühe entheben könnten, ihn zu nennen. Allein da es aus sozusagen technischen Gründen schließlich doch nicht anginge, ihn namenlos und nur als Gattungsbegriff durch unsere Geschichte schreiten zu lassen.

so will ich dir verraten, daß er Stefan Martiner heißt. Er war Felixens und Julius' Studienkollege auf dem Gymnasium, später verloren sie einander aus den Augen, und jetzt ist er, obgleich noch jung an Jahren, zu jener Größe, jener Berühmtheit gelangt, die jeden Ausspruch aus seinem Munde unumstößlich, jedes Urteil unwiderruflich macht. Auf Grund dieser Bedeutung kommt es ihm zu, in unserer Erzählung durch sein entscheidendes Wort den Knoten zu schürzen. Sonst wird er sich wohl darauf beschränken, neben dem Freunde, mit dem er jedoch keineswegs verglichen zu werden wünscht, strekkenweise gewissermaßen als Überraisonneur einherzugehen, als derjenige, der schließlich alles doch noch besser weiß und am Ende natürlich Recht behält, während die Übrigen hie und da den Kopf verlieren und an dem guten Ausgang manchmal zu zweifeln beginnen.

Ich merke, daß es seiner klug berechneten und vortrefflich geschulten Bescheidenheit widerstrebt, noch länger zur Schau gestellt zu werden, bevor ihm gestattet ist, in die Handlung einzugreifen und sich in seiner ganzen Herrlichkeit zu zeigen. Überdies spüre ich, wie der Faden der fünften und letzten Puppe, mit der wir uns hier eingehender zu beschäftigen haben, schon seit einiger Zeit verdächtig ruckt und zuckt. Nicht so gewalttätig und fordernd, wie vorhin der Faden des Freundes, sondern viel zarter und geschmeidiger, so als wollte mir sein Anhängsel — es gibt sehr nette und zierliche Anhängsel! mehr plaudere ich einstweilen nicht aus — zu verstehen geben: „Ach bitte, laß mich doch endlich aus dem finsteren, ungemütlichen Loch heraus! Du weißt ja, wie sehr ich mich ans Licht sehne, wenn's meinetwegen auch nur künstliches ist. Unter uns gesagt, hab ich's übrigens beinahe lieber, als das echte!" — Na also, wir wollen

gnädig sein, schon um unsere Unhöflichkeit wieder gutzumachen, mit der wir dieses Püppchen — du errätst ja sicher, daß es zur Abwechslung wieder ein weibliches ist, lieber Leser — bis zuletzt aufgespart haben. Zum Trost sei ihm noch rasch zugeflüstert: „Das Beste zuletzt!“ So, und jetzt hoppla —! Ich weiß wirklich nicht, habe ich diesen temperamentvollen Sprung durch meine Fingerbewegung verursacht, oder hat ihn die freche, kleine Person aus eigener Machtvollkommenheit getan, — genug, da steht sie mit ihrer lustigen Stupsnase und blickt sich neugierig um, und an deinem, trotz meines Bannes gleichsam aus innen herausstrahlenden Gesichtsausdruck, lieber Leser, erkenne ich mit Befriedigung, daß sie gerade so aussieht, wie — nun, wie ich es wünsche und wie unsere Geschichte es verlangt. Lilly — so heißt sie nämlich, aber eigentlich ist das selbstverständlich, — Lilly, das Weibchen, das jede Mode, auch die verrückteste, entzückend kleidet, mag sie ihm Hüte aufsetzen so groß wie Wagenräder oder so klein wie Eierbecher, mag sie es in angstvoll beengende, bis über die Knöchel reichende Kleider einpressen oder in kurze, wallende Gewänder einhüllen, die das Bein der Trägerin, in der entsprechenden Stellung natürlich, neidlos fast bis übers Knie freigeben. Lilly, die merkwürdigerweise gerade immer das besitzt, was du, lieber Leser, an der Frau, die du — gesetzlich oder ungesetzlich — eben dein eigen nennst, gerade immer vermissest, und was du, liebe Leserin, an ihr immer am meisten schmähst und bemängelst, obwohl du sie hinter deiner letzten Herzensfalte schmerzlichst darum beneidest. Auch sie ist, streng genommen, ein unnützes Geschöpf wie Felix, nur mit dem einen Unterschied, daß ihre Unnützheit — zur Genugtuung verbitterter Tanten, die sich möglicher-

weise unter meine Leser verirren, sei es zugestanden — manchmal einen, wenn auch ganz kleinen Stich ins Schädliche hat.

— — — — — — — — — —

Ich lasse den Vorhang fallen, mein Leser, denn was wir an Puppen etwa noch brauchen, sind Episodenfiguren oder wohl gar nur Statisten, um derentwillen es sich nicht lohnte, uns noch länger aufzuhalten. Sie werden im richtigen Augenblick auftreten, und sollten sie einer kurzen Erklärung bedürfen, so werden wir zur gegebenen Zeit darum nicht verlegen sein. Nur die Schauplätze unserer Geschichte mögen vor dir noch aufsteigen, wie vor dem schlummernden Rustan das Bild der Traumlandschaft, ehe sein Leben im Traume begann. In den gröbsten Umrissen will ich sie an dir vorbeiziehen, gleich einer roh bemalten Kulisse. Mehr ist einstweilen nicht vonnöten, überdies weiß ich die verschiedenen Einzelheiten jetzt selbst noch nicht genau. Ich kann dir nichts anderes sagen, als daß wir uns anfangs in einer großen Stadt finden, bald in der Wohnung unseres Helden, bald in dem Heime des Professors, daß wir uns dann auf dem Umweg über ein stilles, vornehmes Landhaus in ein großes, prächtiges Hotel versetzen, oder wenn du willst, in eine jener Heilanstalten, in denen du alle möglichen Menschen triffst, nur keine Kranken, wo du aber die Haupt- und Nebenfiguren nach Belieben und ohne jede langweilige Begründung herumschieben darfst, und daß wir zuletzt wieder in das stille, vornehme Landhaus zurückkehren, um dort unsere Geschichte, von Wiesen umduftet, von Wäldern umrauscht, von Bächen umplätschert und Hühnern umgackert, zu beschließen.

Du meinst, lieber Leser, ich hätte dir nun doch eine Art Vorrede aufgeschwindelt? Du tust mir unrecht, bitter unrecht. Ein Vorspiel ist keine Vorrede. Unsere Geschichte hat längst begonnen, aber warum sollte man in den ersten Beginn nicht noch einen zweiten einrücken dürfen . . .?

Der erste Akt

An einem regnerischen, verdrießlichen Frühlingstag kehrte Julius von der dir, lieber Leser, aus ähnlichen Fällen hinlänglich bekannten, für uns nichtsdestoweniger ebenso notwendigen wie willkommenen, mehrjährigen Auslandsreise in seine Vaterstadt zurück. Denn während dieser Reise hat sich alles, was zu der Vorgeschichte unseres Falles gehört, zugetragen, und die Heimkehr unseres Freundes bietet uns Gelegenheit, einer umständlichen, leblosen Berichterstattung auszuweichen und das, was zu erfahren nötig ist, in die Form zwangloser, sich gleichsam natürlich ergebender Gespräche zu kleiden.

Das häßliche Wetter zeigte Julius die Straßen und Plätze, die er auf seinem Wege vom Bahnhof durchfahren mußte, in einem so lieben, traulichen Licht, wie es der hellste Sonnenschein, der laueste Wind nicht vermocht hätten. In einem alten, vornehmen Gasthof der inneren Stadt nahm er vorläufig Wohnung und beschloß, nachdem, wie gesagt, keiner seiner Angehörigen mehr am Leben war, noch am gleichen Tage seine Freunde, die er bald nach ihrer Hochzeit verlassen und fünf Jahre lang nicht gesehen hatte, in ihrer Villa draußen im Gartenvorort aufzusuchen. Die Gefühle, die

bei der zu Fuß zurückgelegten Wanderung durch die geliebte Stadt nach so langem Fernsein übermächtig auf ihn einströmten, brauche ich Dir nicht zu beschreiben, da Du sie in hundert und mehr Büchern kunstgerecht ausgeführt nachlesen kannst. Auch die allererste Begrüßung mit ihren stürmischen Ausrufen und hastig sich überstürzenden Fragen dürfen wir übergehen und endlich unsere Geschichte, die ja innerlich schon längst begonnen hat, auch nach außen hin sichtbar in dem Augenblick beginnen, in dem Agathe und Julius — Felix ist abwesend und wird erst in einiger Zeit nach Hause kommen — einander am Teetisch gegenübersitzen, für eine kleine Weile verstummen und Muße finden, sich ein wenig näher ins Auge zu fassen.

Einen Atemzug lang meinte Julius, in Agathens Gesicht, das ihm trotz der langjährigen Trennung noch in allen Zügen völlig vertraut erschien, etwas Ungewohntes zu bemerken, aber bevor er sich darüber Rechenschaft ablegen konnte, was es eigentlich war und ob er sich nicht doch irrte, kam ihnen beiden das Komische dieser fast mißtrauischen gegenseitigen Prüfung zum Bewußtsein. Sie lachten gleichzeitig auf, während Agathe dem Freunde die Hand zu einer zweiten, gewissermaßen endgültigen Begrüßung über den Tisch entgegenstreckte.

Julius drückte einen Kuß darauf und hielt sie eine Zeitlang fest.

„Also, wieder in Gnaden aufgenommen?"

„Ja, Sie lieber Flüchtling, mit tausend Freuden."

„Es war doch keine Flucht, Frau Agathe."

„Ich weiß. Aber trotzdem. Sie können nicht wissen, wie ich" — es lag keine Verlegenheit, sondern mehr ein Erschrecken in der Art, wie sie sich verbesserte — „wie wir uns schon nach Ihnen gesehnt haben."

„So etwas hört sich immer angenehm. Aber ich glaube, ich hätte mehr Berechtigung, das zu sagen."

„Mehr als wir?"

„Allerdings. Sie beide haben es ja wirklich nicht notwendig, sich nach irgend etwas zu sehnen. Von den verschiedenen kleinen Sehnsüchten abgesehen, die das Leben eigentlich erst zum Genuß machen."

„Meinen Sie —?"

„Entschuldigen Sie, Frau Agathe, Sie haben doch wirklich alles, was man sich wünschen kann. Ich spreche natürlich nicht von den Glücksgütern dieser Welt, die übrigens bis zu einem gewissen Grad auch dazugehören, sondern —"

„Ich weiß, Julius, ... Sie brauchen nicht deutlicher zu werden."

„No, sehen Sie. Aber ich —? Glauben Sie, einem so seßhaft veranlagten Menschen wie mir macht es ein besonderes Vergnügen, jahrelang in der Fremde herumzukugeln und alle paar Wochen oder Monate wieder mit neuen Leuten zu verkehren? Ich bestreite ja durchaus nicht, daß ich sehr viel Schönes und Interessantes gesehen habe und daß unter den Menschen, mit denen ich zusammengetroffen bin, hie und da recht sympathische Erscheinungen waren, aber im großen und ganzen —"

„Und da sind Sie noch immer nicht bekehrt?"

„Zu welchem neuen Glauben?"

„Zu dem, den ich Ihnen schon immer gepredigt habe. Daß Sie wie kein zweiter dazu geschaffen sind, sich ein eigenes Heim zu gründen."

Zum erstenmal verzog Julius wieder die Nase und den Mund ein wenig nach der linken Seite. Und dieses ihm eigene Mienenspiel, das ihm stets eine flüchtige

Ähnlichkeit mit einem Kaninchen gab, ließ wieder ein Stückchen der durch die Trennung zwischen ihnen entstandenen Entfremdung schwinden.

„Ja, sehen Sie", gestand er reumütig, „während der ganzen Zeit, die ich fort war, hab' ich es mir ja oft genug selbst gesagt. Und wenn es mein Schicksal gewesen wäre, nicht mehr hierher zurückkommen zu dürfen, wer weiß, ob ich nicht auch die Konsequenzen daraus gezogen hätte. Aber jetzt, wo ich wieder hier bin —"

Sie sah ihn ein wenig unsicher an.

„Was ist jetzt anders geworden? Oder genügt Ihnen vielleicht der Gedanke, daß Sie hier im weiteren Sinne zu Hause sind? Ich meine, in dieser Stadt . . .?"

Er wiegte zurückhaltend den Kopf.

„Das spielt sicher auch eine Rolle. Aber die Hauptsache bleibt, daß ich es hier doch nicht mehr nötig habe, ein Heim zu gründen."

„Warum?"

Er machte jetzt ein beinahe unverschämt glückliches, zufriedenes Gesicht, während er sich mit gekreuzten Beinen und deutlich zur Schau gestellter Behaglichkeit in den Sessel zurücklehnte und die Hände über dem Magen verschränkte.

„Weil ich ja ohnehin schon eines besitze. Oder wenigstens zu besitzen mir einbilde. Nachdem Sie und hoffentlich auch der Felix so gütig sind, mich wieder in Gnaden aufzunehmen."

Eine Zeitlang hielt sie den Blick noch fragend auf ihn gerichtet, dann lachte sie auf.

„No hören Sie, Julius! . . . Das muß man schon mehr als bequem nennen."

„Nur klug, Frau Agathe. Oder, um einen weniger hübschen Ausdruck zu gebrauchen: selbstsüchtig. Auf

diese Weise schaffe ich mir die Möglichkeit, alle Vorteile eines eigenen Heims zu genießen, ohne ——"

„Warum sprechen Sie nicht weiter?"

„In diesem Falle wäre die Fortsetzung nicht nur unhöflich, sondern auch unwahr."

Das Lachen war von ihrem Gesicht noch nicht ganz geschwunden, aber es begann sich schon vor einem leise aufsteigenden Ernst zu verbergen.

„Sie haben jedenfalls sagen wollen, daß Sie auf diese Weise alle Vorteile eines eigenen Heims genießen können, ohne die Unannehmlichkeiten eines solchen mit in den Kauf nehmen zu müssen, ... nicht wahr...?"

„So beiläufig. Sie müssen nur das eine berücksichtigen, daß ich dabei an mein eigenes, allerdings noch nicht vorhandenes Heim gedacht habe und nicht an das Ihrige."

Sie schüttelte, mit den letzten Spuren eines Lächelns um den Mund, den Kopf.

„Es ist merkwürdig, wieviel Ernst manchmal in einem Scherz liegen kann."

„Frau Agathe!" — Julius hatte sich rasch vorgeneigt, als ob er etwas, das sich ihm flüchtig zu entziehen drohte, nun um keinen Preis mehr entgleiten lassen wollte. Auch auf die Gefahr hin, vielleicht unzart zu werden. — „Ich habe es schon viel früher zu bemerken geglaubt. Aber jetzt täusche ich mich nicht mehr. Es ist etwas... etwas Fremdes an Ihnen. Etwas, was Ihnen damals, als wir das letzte Mal beisammen waren, noch gefehlt hat."

Sie versuchte noch einmal mit ihren Mienen und einer schwachen Handbewegung abzuwehren.

„Bedenken Sie, daß wir einander fünf Jahre nicht gesehen haben."

„Nein, nein! Das allein kann es nicht sein! Zuerst hab' ich ja auch geglaubt, daß es eine selbstverständliche Änderung ist, die mir nur darum auffällt, weil ... weil ich ihr allmähliches Entstehen nicht mitgemacht habe. Aber jetzt fühle ich deutlich, daß es etwas ganz anderes sein muß. Nichts zur Entwicklung Gehöriges. Etwas Gewaltsames!"

Sie atmete mühevoll auf und ihr Blick verlor sich an ihm vorbei ins Leere. Es war kein Ausweichen, sondern wie ein Vergessen, daß er ihr gegenüber saß. Und auch ihre Worte schienen nicht ihm zu gelten.

„... Ist es wirklich schon so stark geworden, daß es sich auf mich übertragen hat ...?"

Er rückte den Sessel heftig zur Seite, um ihre Hand ergreifen zu können.

„Mein Gott, das scheint ja schlimmer zu sein, als ich geahnt habe." — Und nach einem kurzen, unschlüssigen Schweigen: — „Darf ich meine alten Rechte wieder geltend machen, Frau Agathe? ... Darf ich Sie bitten, mir wieder Ihr ganzes Vertrauen zu schenken, so wie früher einmal?"

Sie schloß für eine kleine Weile die Augen, und er erschrak über den fremden, beinahe entstellten Ausdruck ihres Gesichtes, der jetzt zum erstenmal unverhüllt zum Vorschein kam. Endlich schüttelte sie mit einem müden Entschluß ihre Willenlosigkeit von sich ab.

„Wie Sie mir vorhin, nach so langen Jahren, wieder gegenübergestanden sind, Julius, ... da hab' ich alles andere völlig vergessen. Da waren diese fünf Jahre wie ausgelöscht. Trotz meiner übergroßen Freude ist es mir eigentlich nicht anders vorgekommen, als ich würde Sie so begrüßen, wie ich es früher jeden Tag getan habe, ... und auch sonst müßte alles wieder so sein, wie ...

eben wie früher. Und das, was dazwischen liegt, das hätte ich nur geträumt, bevor Sie mich geweckt haben. Aber jetzt, ... jetzt muß ich sehen, daß es doch kein Traum war. Und das wird es ja wohl auch sein, was Sie an mir entdeckt haben ... und was Sie so befremdet."

Er ließ ihre Hand los und starrte sie an, wie einen unbekannten Menschen.

„Sie würden wünschen, diese fünf Jahre nicht erlebt zu haben ...?"

„Warum soll ich es Ihnen verheimlichen? Früher oder später müßten Sie es ja doch bemerken. Das heißt, bemerkt haben Sie es schon in dieser kurzen Spanne Zeit. Nur noch nicht so deutlich ..."

Ein paar Augenblicke beobachtete er sie kopfschüttelnd. Dann stand er auf und trat ans Fenster.

„Wenn mir da draußen jemand gesagt hätte, ich würde bei meiner Rückkehr diese Stadt als einen Trümmerhaufen vorfinden, ich hätte es ihm eher geglaubt, als —"

„Warum sollten Sie es leichter verstehen, während ich selbst es mir noch immer nicht erklären kann ..."

Er kam langsam wieder an seinen Platz zurück.

„Daß Sie und der Felix nicht miteinander glücklich geworden sind, ... und sogar glücklich in einem höheren Sinn, ... das ist so ziemlich die bitterste Enttäuschung, die mir das Leben bisher aufgespart hat. Aber um Himmels willen", — er griff sich gleichsam in nachträglichem Entsetzen mit beiden Händen an die Schläfen, — „wie hat es denn dazu kommen können, Frau Agathe? Es war doch nicht das leiseste Anzeichen für diese Möglichkeit vorhanden! ... Es geschieht ja oft, daß zwei Menschen für einander geschaffen zu sein glauben, und daß im Anfang alles gut geht, bis es sich schließlich

doch herausstellt, daß ... daß sie sich ineinander geirrt haben. Aber gerade bei Ihnen und dem Felix hat alles so vollkommen gestimmt. Und nicht nur für Sie beide. Auch für den dritten, für den Unbeeinflußten, bei dem nicht die geringsten persönlichen Gefühle im Spiel waren. Im Gegenteil, sogar eine gewisse Voreingenommenheit in ungünstigem Sinn."

„Gegen mich? ... Von Ihrer Seite?"

„Ja, Frau Agathe. Ich bin jetzt ganz offen, damit ich das gleiche auch von Ihnen verlangen darf. Sie müssen bedenken, daß ich den Felix viel länger gekannt habe, als Sie. Und daß uns von Kindheit an eine geradezu schwärmerische Freundschaft verbunden hat."

„Das weiß ich. Er hat ja mit mir beinahe von nichts anderem gesprochen, als von Ihnen."

„Wahrscheinlich wird Sie das nicht sehr entzückt haben. Aber jetzt stellen Sie sich vor, wie erst mir zumute gewesen sein muß, der ich doch viel ältere Rechte an ihm gehabt hab', nicht wahr? Als halbwegs vernünftiger Mensch war ich mir ja natürlich immer klar darüber, daß heute oder morgen ein solcher Fall eintreten konnte. Aber wenn ich meinen Freund schon verlieren sollte, dann wollte ich wissen, daß er für mich einen möglichst vollwertigen Ersatz bekommt. Denn von der Aufrichtigkeit meiner Empfindungen durfte ich mit gutem Gewissen überzeugt sein. Ich hoffe, das können Sie mir noch heute bestätigen."

„Ja, Julius. Mit ebenso gutem Gewissen."

„Sehen Sie, und darum war ich entschlossen, meinen Stellvertreter mit erbarmungsloser Schärfe unter die Lupe zu nehmen. Und wenn ich nur die flüchtigste Andeutung dafür entdeckt hätte, daß der Felix nicht alles in Ihnen finden würde, was ihm vorgeschwebt hat, ...

und was ich selbst für ihn gewünscht habe, dann hätte ich Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um ihn von Ihnen loszureißen. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort."

Es war für Agathe eine Wohltat, diese Reden zu hören. Sie wußte, daß sie von ihrem Leid herkamen und wieder zu ihm zurückkehren mußten, allein für eine kleine Weile zweigte ihr Weg doch von der dunklen, unheimlichen Straße ab. Und wenn er auch nicht in den vollen Sonnenglanz hinausführte, so lag doch ein gleichmäßiges, ruhiges Tageslicht über ihn gebreitet. Diese kurze Frist wollte sie nicht verlieren. Sie wollte sie genießen und verlängern, so gut sie es vermochte.

„Ich hab' mich damals auch bitterlich vor Ihnen gefürchtet, wie es geheißen hat, wir sollen einander das erste Mal begegnen."

„Wirklich?... Waren Sie denn Ihres Sieges über mich nicht schon damals sicher?"

„O ja. Das heißt, ich hab' es wenigstens geglaubt. Besonders wenn ich mit dem Felix allein beisammen war. Und ich hätte sehr viel darum gegeben, wenn er nicht darauf bestanden hätte, mich mit Ihnen bekannt zu machen."

„Daran war natürlich wieder ich schuld."

„Das hab' ich mir auch gedacht."

„Wenn es nach ihm allein gegangen wäre, wer weiß, ob er mich nicht einfach am liebsten vor die vollendete Tatsache gestellt hätte. Aber soweit hab' ich ihn doch noch in der Hand gehabt. Und dann —"

„Ja, dann —! Ich glaube, wir waren beide auf den ersten Blick nicht unangenehm enttäuscht."

„Wenigstens haben Sie sehr starke Hilfstruppen zur Verfügung gehabt, Frau Agathe."

„Hilfstruppen? ... Es war doch sonst niemand dabei?"

„Sie haben die Betreffenden allerdings nicht sehen können. Ich dafür um so besser."

„Wer sollte das gewesen sein?"

„Ihre beiden Augen, Frau Agathe, Ihr Mund, Ihre Stimme ... und Ihre ganze Erscheinung."

„Darauf dürften Sie damals wohl nicht besonders geachtet haben."

„Nicht mehr als notwendig, da haben Sie recht. Aber bis zu einem gewissen Grad mußte ich es doch tun. Weil es schließlich mit zu der Gesamtforderung gehört hat, die ich an das Glück meines Freundes gestellt habe."

Agathe fühlte eine warme Röte in ihr Gesicht aufsteigen und versuchte, sich mit einem Scherz darüber hinwegzuhelfen.

„Wie gut, daß ich damals alles nicht so klar verstanden habe. Sie sehen, ich werde noch nachträglich rot."

„Das sind Sie auch damals schon geworden. Gott sei Dank! Obwohl mir im allgemeinen das Erröten einer Frau keinen Beweis für ihre Unschuld bietet. Aber Sie haben auch sonst die Prüfung glänzend bestanden. Sosehr ich mich gegen den günstigen Eindruck, den Sie mir gleich bei unserer ersten Zusammenkunft gemacht haben, gewehrt hab'. Und so streng und unbarmherzig ich in allem gewesen bin."

„Soll ich Ihnen jetzt ein Geständnis machen, Julius?"

„Immer zu, Frau Agathe. Nachträglich kann es nicht mehr schaden."

„Wenn ich ganz ehrlich sein soll, — von dem Augenblick an, wo Sie leibhaftig vor mir gestanden sind, hab' ich aufgehört, mich vor Ihnen zu fürchten."

„Das war ein sehr günstiges Zeichen für Sie. Übrigens ist es mir nicht anders ergangen."

„Sie haben sich vor mir doch nicht zu fürchten gebraucht?"

„Vor Ihnen nicht. Aber mir war bange vor der Möglichkeit, meinem Freund einen Schmerz bereiten zu müssen. Und da war es mir sehr angenehm, gleich bei unserem ersten Zusammentreffen herauszufühlen, daß mir das vielleicht erspart bleiben wird. Selbstverständlich hab' ich mich deshalb dem ersten Eindruck nicht gefangen gegeben, sondern unbarmherzig weitergeprüft —"

„Wissen Sie, daß ich dabei nie die Empfindung hatte, geprüft zu werden?"

„Ich hab' mir auch redlich Mühe gegeben, Sie davor zu bewahren. Nicht aus Rücksicht gegen Sie, sondern lediglich aus Berechnung, damit Sie sich nicht am Ende eine Rolle einlernen und mir vorspielen."

Agathe schlug in gekünsteltem Entsetzen die Hände zusammen.

„An was für einem Abgrund ich damals eigentlich mit blinden Augen vorbeigegangen bin!"

„Ihr Schutzengel hat Sie behütet. Und das war Ihr schönstes Zeugnis. Denn sehen Sie, wie ich allmählich erkannt hab', daß mein erster Eindruck von Ihnen nicht nur richtig war, sondern sogar noch stärker und tiefer geworden ist, da hat sich meine Sorge um das Schicksal des Freundes und zuletzt auch der eigene Schmerz über den drohenden Verlust in eine ehrliche, ganz selbstlose Freude verwandelt. Es war ja doch wirklich ein selten reiner Genuß, zu sehen, wie Sie beide der alten, leeren Redensart von dem Füreinander-bestimmt-sein einen neuen, lebendigen Gehalt gegeben haben."

Der Weg, den Agathe ging, wollte sich langsam wieder ins Dunkel verlieren.

„Ja, ... es war eine schöne Zeit..."

„Eine gesegnete Zeit. Sie hat mir nicht nur nichts genommen, wie ich befürchten mußte, sondern obendrein noch etwas geschenkt. Zwei Freunde statt einen. Und jetzt" — er neigte sich wie zu einer Bitte gegen sie vor — „jetzt soll mir wirklich kein besserer Empfang zuteil werden?"

„Mein lieber Julius" — ein hilflos-trauriges Lächeln zog sich um ihre Lippen — „ich glaube, Sie würden doch gut daran tun, ein eigenes Heim zu gründen... oder sich ein anderes zu suchen."

Er hob mit einer verzweifelnden Bewegung die Arme und ließ sie wieder auf die Sessellehnen zurückfallen.

„Ich kann mir nicht helfen, es ist mir vollkommen unbegreiflich."

„Mir auch, Julius. Und trotzdem —."

„Ja aber, wie denn?... Um Gottes willen, wie?!"

„Wie —?" — Sie neigte den Kopf bis auf die Brust. — „Diese Frage bildet nun schon seit bald drei Jahren meinen ausschließlichen Lebensinhalt. Mit ihr stehe ich frühmorgens auf, sie begleitet mich während des ganzen Tages auf Schritt und Tritt, sie geht mit mir zu Bett, und selbst im Schlaf führt mich nur selten ein Traum in eine glückliche Vergangenheit."

Eine Weile schwiegen sie beide. Und förmlich aus diesem Schweigen heraus schien Julius der Raum, in dem er sich befand, den er während seiner Abwesenheit so oft vor sich gesehen und nun völlig unverändert wiedergefunden hatte, doch beinahe fremd zu werden. Endlich, um dem immer höher anwachsenden Unbehagen zu entgehen, verschränkte er die Hände gegen Agathe.

„Bitte, haben Sie noch das alte Vertrauen zu mir. Erzählen Sie, wie alles gekommen ist."

Sie schloß mutlos die Augen.

„Ich weiß nichts."

„Ja aber ... es muß doch irgend etwas geschehen sein?!"

„Nichts, was man mit Worten greifen könnte. Das ist ja das Furchtbare. Das macht einen ja so wehrlos. Daß man keinen Feind sieht, gegen den man kämpfen kann."

„Vielleicht sehen nur Sie ihn nicht, und ein anderer, ein Außenstehender wird ihn sehen. Vielleicht ist alles auch nur ein böses Mißverständnis, das ein Dritter viel leichter erkennt und aufklärt. Und wer sollte dazu berufener sein, als ich?... Aber Sie müssen mir helfen! Sie müssen mir wenigstens einen Schimmer von Licht geben, mit dem ich in das Dunkel hineinleuchten kann!"

Jetzt schlug sie die Augen mit einem gequälten Blick zu ihm auf.

„Wenn ich es nur imstande wäre!... Ich hab' mich ja so namenlos danach gesehnt. Und nach der Stunde, die Sie mir endlich bringen würde. Sie waren ja meine letzte Hoffnung!"

Er streckte ihr seine Hand entgegen, die sie müde ergriff.

„Jetzt bin ich da, Frau Agathe. Und habe mir alles bewahrt, was mich einmal zu Ihrem Freund gemacht hat."

Sie nickte ihm dankbar zu.

„Das ist das Einzige, was ich ganz deutlich fühle."

„Gut, Frau Agathe, auch das gehört dazu. Aber Sie müssen noch mehr tun. Allein bin ich bei aller Liebe für Sie und den Felix machtlos. Das müssen Sie doch ein-

sehen. Ich brauche unbedingt irgend eine Handhabe, die nur Sie mir verschaffen können. Wenn ich die ganzen fünf Jahre neben Ihnen beiden gelebt hätte, dann wäre es etwas anderes. Aber so bin ich auf Ihre Hilfe angewiesen. Und ich lasse mir nicht ausreden, daß Sie helfen können, wenn Sie wollen. Und daß Sie manches erzählen können!"

Sie lehnte sich sinnend zurück.

„Es ist eigentlich merkwürdig. Solange Sie noch in der Fremde waren, hat mich meine Not und meine Sehnsucht oft dazu getrieben, in Gedanken mit Ihnen zu sprechen und Ihnen mein Leid zu klagen. Hundertmal hab' ich mir gerade dieses erste Beisammensein ausgemalt in allen Einzelheiten. Jedes Wort, das dabei zwischen uns gewechselt werden sollte, ist in mir so klar und deutlich aufgeklungen, daß es nur gesprochen zu werden brauchte —"

„No also! ... Und jetzt, wo ich wirklich da bin —?"

„Jetzt?" — Sie zuckte die Achseln. — „Jetzt ist alles wieder stumm und tot in mir. Und nur das Leid lebt weiter und gräbt ... und gräbt ..."

Eine Zeitlang sah er sie mit tiefer Teilnahme an; aber er wußte, daß er sie nicht schonen durfte.

„Ich will versuchen, Sie zu fragen, Frau Agathe. Erlauben Sie es mir?"

„Fragen Sie, was Sie wollen."

„Ich tue es nur, um Ihnen Ihre Aufgabe zu erleichtern. Werden Sie mir ehrlich antworten?"

„Wenn es mir überhaupt möglich sein wird, eine Antwort zu finden —."

„Gut. Ich habe Ihr Versprechen." — Und nach kurzem Nachdenken: „Ich will annehmen, daß zwischen Ihnen und dem Felix allmählich und ohne daß Sie sich

dessen bewußt geworden sind, eine Art Entfremdung entstanden ist. Habe ich, wenigstens annähernd, das Richtige getroffen?"

Erst schien es, als dränge sie etwas dazu, den von ihm gewählten Ausdruck zurückzuweisen; dann machte sie eine gleichgültig zustimmende Handbewegung.

„Wenn Sie es so nennen wollen."

„Ich will nicht. Ich kann nicht anders. Denken Sie immer daran, daß ich völlig im Dunkeln stehe. — Und jetzt kommen ich zu meiner ersten Frage: Von wem glauben Sie, daß diese Entfremdung ausgegangen ist? Von Ihnen oder vom Felix?" — Er hob ein wenig die Hand, wie um sie von einer voreiligen Antwort abzuhalten. — „Überlegen Sie gut. Beschönigen Sie nicht, und klagen Sie nicht fälschlich an."

Sie hielt seinen Blick ruhig aus.

„Von mir nicht. Das könnte ich Ihnen schwören, Julius."

„Ich möchte es ja auch glauben. Aber so wie ich damals vor vielen Jahren bei unserem allerersten Zusammentreffen gegen Sie voreingenommen war, so bin ich es heute für Sie. Und ich will ganz unparteiisch sein. Womit können Sie — nicht vor mir, vor sich selbst! — beweisen, daß alles wirklich nur vom Felix ausgegangen ist?"

„Julius" — sie zögerte, um die rasch begonnene Antwort noch einmal zu prüfen — „vor einer Stunde habe ich keine Ahnung gehabt, daß wir uns heute sehen werden. Sie haben uns ja Ihre Ankunft nur in sehr unbestimmter Form angezeigt. Es kann also nicht die Rede davon sein, daß ich irgendwie vorbereitet war."

„Frau Agathe! ... Ich kenne Sie doch!"

„Bleiben Sie streng, mein Freund! ... Ich war also

ganz ahnungslos. Und trotzdem haben Sie mich um diese Stunde und an diesem Platz so angetroffen, wie damals vor fünf Jahren. Damals, als Sie noch jeden Tag zu uns gekommen sind und alles noch so ganz anders war."

„Darum hat es mich ja auch hergetrieben, kaum daß ich den Boden dieser Stadt betreten hatte. Um nicht eine einzige von diesen Stunden mehr zu versäumen, an die ich draußen in der Fremde immer hab' denken müssen. Jeden Tag, wenn die Dämmerung begonnen hat ... und wenn hinter den Fenstern die ersten Lichter sichtbar geworden sind."

„Und wo ist der Felix?"

„Es mag ein Zufall sein. Er hat vielleicht zu tun ..."

Sie lachte mit geschlossenem Mund leise auf.

„Nein, es ist kein Zufall. Und er hat auch nichts zu tun. Er treibt sich weiß Gott wo in den Gassen herum ... oder auch draußen im Freien. Aber ich — ich sitze hier an meinem Platz, jeden Tag ... so wie vor fünf Jahren, und warte ... auf etwas, was vielleicht nie mehr kommen wird."

Er erschrak, weil er sah, daß sie Tränen in den Augen hatte

„Verzeihen Sie mir, Agathe ... ich habe Sie gequält."

„Nein, nein, Julius ... auf diese kleine Schwäche dürfen Sie nichts geben." — Und nachdem sie mit dem Taschentuch hastig übers Gesicht gefahren war: — „Fragen Sie ruhig weiter.

„Jetzt wird es mir selbst schwer, und ich weiß nicht, ob ich mir nicht zuviel zugemutet habe."

„Beachten Sie mich nicht und fragen Sie! ... Ich bitte Sie darum. Sie erweisen mir eine Wohltat damit. Ich fühle es schon jetzt."

„Vergessen Sie aber nicht, daß ich noch immer im Dunkeln tappe. Und verzeihen Sie mir im voraus, wenn ich bös danebengreife."

Sie nickte, und er fuhr zögernd fort: „... Hat der Felix vielleicht ... eine andere Frau kennengelernt ...?"

Sie brauste nicht auf, wie er befürchtet hatte, sondern schüttelte nur ganz langsam, beinahe lächelnd den Kopf.

„O Gott, nein! .... Was fällt Ihnen ein."

„Wissen Sie das bestimmt?"

„Wissen? — Das brauche ich nicht erst zu wissen. Das fühle ich mit unabweislicher Klarheit." — Und weil er noch immer nicht überzeugt schien: — „Warum stellen Sie übrigens nicht die gleiche Frage an mich? Sie wollen doch ganz unparteiisch sein."

„Verzeihen Sie, Frau Agathe, aber es gibt immerhin einige Dinge, nach denen ich nicht fragen zu müssen glaube."

„Sehen Sie, Julius, aus demselben Grunde lege ich die Hand dafür ins Feuer, daß der Felix unschuldig ist. Wenigstens in dieser Hinsicht."

„Also, dann dürfen wir diesen Punkt fallen lassen. Sie werden zugeben, daß er für mich der nächstliegende war. Und wenn ich ihn ausschalte, so verkleinert sich der Kreis, in dem ich zu suchen habe, um ein Wesentliches. Jetzt nehmen Sie Ihren ganzen guten Willen zusammen, Frau Agathe. Verbohren Sie sich nicht in eine bewußte Blindheit. Diese Entfremdung zwischen Ihnen und dem Felix, von der wir schon in einem fort sprechen und die einzig und allein vom Felix ausgeht, die muß sich doch, um Gottes willen, irgend einmal und in irgend welchen Merkmalen geäußert haben! Die kann doch nicht so ohne weiteres dagewesen sein! ... Ich will Ihnen ja gerne

zugeben, daß etwas derartiges einem eben infolge seines allmählichen Entstehens nur schwer zur Erkenntnis gelangt, aber irgendwie muß es sich doch endlich äußern! Und wenigstens nachträglich muß Ihnen das eine oder das andere auffallen, wenn Sie alles ruhig überlegen! ... Sie haben ja selbst gesagt, daß Sie in Gedanken schon oft mit mir darüber gesprochen haben. Schließen Sie also die Augen und nehmen Sie meinetwegen an, ich sei noch zweihundert Kilometer weit weg von hier, wenn es Ihnen dann leichter fällt. Aber geben Sie mir nur irgend einen armseligen Anhaltspunkt!"

Agathe warf sich in den Sessel zurück, während sie die Handflächen gegen die Schläfen preßte.

„Ich würde es ja so gerne tun, glauben Sie mir! Es ist wirklich nicht Mangel an gutem Willen, ... oder Gleichgültigkeit gegen etwas, womit man sich abgefunden hat."

„Sie behaupten immer, daß es nicht mehr so ist wie früher. Daß es anders geworden ist. — Ja, was ist denn anders geworden? Worin besteht diese Veränderung?!"

„Das ist doch gerade das Furchtbare! Daß es keine bestimmte Form annimmt! ... Es würgt mich in der Kehle, es lähmt alle meine Bewegungen, ... es hindert mich am freien Atmen, — und doch kann ich es nicht aussprechen, es nicht von mir abwälzen! ... Es lauert ja förmlich hier überall! Da —! Ganz offen auf den Stühlen, in der Lampe, in den Vorhängen und an allen Bildern! ... Sie müssen doch auch den Unterschied zwischen früher und jetzt bemerken!"

Er streifte den vor ihm liegenden Teil des Zimmers mit einem nachdenklichen Blick, wie um die Wahrheit ihrer Worte zu überprüfen.

„Ich habe wirklich vorübergehend den Eindruck

gehabt, daß sich hier etwas geändert hat. Was, — könnte ich freilich nicht sagen ..."

„Und von mir verlangen Sie es?"

„Es steht zwar noch alles auf dem alten Platz, soweit ich mich erinnern kann ..."

„O ja! Darin ist nichts anders geworden! Ich sitze ja schließlich auch noch so hier wie damals ... Aber kommen Sie nur wieder jeden Tag, und wenn der Felix dabei ist! Dann werden Sie nicht nur vorübergehende Eindrücke empfangen!"

„Sagen Sie, Frau Agathe, ... weil Sie vorhin erwähnt haben, daß sich der Felix irgendwo draußen herumtreibt, — ist das nur heute der Fall, oder —?"

Sie schüttelte den Kopf, ohne ihn anzusehen.

„Nein. Beinahe täglich. Stundenlang und oft bis in die Nacht hinein."

„Das hat er aber früher doch nie getan?"

„Früher? ... Ach Gott, Julius, das liegt so unendlich weit zurück, daß es mir schon ganz unwirklich vorkommt."

„Sehen Sie! Da wäre gleich etwas Bestimmtes! ... Sie vermögen es vielleicht nicht so leicht zu erkennen, weil Sie die ganze Entwicklung schrittweise mitgemacht haben. Aber für mich bedeutet es gewissermaßen ein Symptom. Und zwar nach Ihrer letzten Bemerkung sogar ein recht auffälliges. Offen gestanden habe ich überhaupt nicht mit der Möglichkeit gerechnet, den Felix um diese Zeit hier nicht anzutreffen. Natürlich habe ich in seiner Abwesenheit zuerst auch nichts besonders Ungewöhnliches gesehen, sondern sie mit irgend einer Zufälligkeit in Zusammenhang gebracht. Aber jetzt, wo Sie mir sagen, daß er täglich weggeht und stundenlang ausbleibt —! Und haben Sie gar keine Ahnung, was

ihn dazu veranlaßt? Treibt ihn etwas von hier fort? ... Oder übt irgendwo etwas anderes eine stärkere Anziehungskraft auf ihn aus?"

„Das letztere sicher nicht."

„Und das erstere?"

Sie holte mühevoll Atem.

„Darüber weiß ich ebenso wenig, wie über alles andere."

„Sagen Sie, Frau Agathe", griff Julius hastig eine neue Spur auf, „hat sich der Felix in seinem Benehmen gegen Sie geändert?"

Sie schüttelte wortlos und schwach lächelnd den Kopf.

Er wurde dringender.

„Daß er Sie nicht beschimpft und roh behandelt, ist ja selbstverständlich. Aber sonst —?"

Eine Weile schien sie sich zu keiner Antwort entschließen zu können. Oder vielleicht vermochte sie auch nur nicht gleich die richtige Form zu finden.

„Es ist hier so unendlich schwer zu unterscheiden", sagte sie endlich leise, „was die allmähliche Gewöhnung mit sich gebracht hat, ... und was auf andere Gründe zurückzuführen ist. Eines darf ich mit gutem Gewissen behaupten", — ihre Stimme wurde fast unhörbar —: „Es gibt Stunden, in denen mich der Felix noch geradeso mit Zärtlichkeiten überschüttet, wie in den allerersten Zeiten unseres Verheiratetseins."

Julius erhob beinahe erschreckt die Hand.

„Frau Agathe! ... In dieses Geheimste darf ich mich nicht eindrängen!"

„Sie sollen nicht glauben, daß mir der gute Wille fehlt, mein Freund. Und dann sollen Sie mir ja helfen." — Und nach einem kurzen Schweigen fuhr sie fort: — „Ich bin nur im Laufe der letzten Monate, oder

eigentlich ist es schon viel länger her, immer mehr zu der Überzeugung gelangt, daß sich der Felix seinen Gefühlen für mich nicht um ihrer selbst willen hingibt, sondern nur, — ich kann es nicht anders bezeichnen, — um sich darin zu betäuben, ... um in ihnen eine Art von Vergessenheit zu finden."

„Mein Gott, ... das kann doch nicht ..."

Sie überhörte seine schwache Abwehr.

„Anfangs bin ich ihm natürlich mit der gleichen Wärme begegnet. Weil ich jedesmal gehofft habe, daß damit das alte Glück wieder anfangen wird. Aber schließlich, wie ich gemerkt habe, was ihn eigentlich zu mir treibt", — sie hob langsam die Schultern, — „da ist nur ein ... ein gleichsam mitleidiges Dulden und Ertragen übriggeblieben. Und das mag ja gewiß nicht geeignet gewesen sein, unser gegenseitiges Verhältnis, wenigstens innerlich, zu bessern."

Schon während ihrer letzten, erlöschenden Worte hatte Julius sich zu ihr hinübergeneigt und behutsam ihren Arm gestreichelt. Sobald sie vollends verstummte, stand er auf und trat wieder ans Fenster. Er blickte in die geliebte Dämmerung hinaus, in der die ersten Lichter aufschimmerten, aber heute schien es ihm, als würden die Menschen in kläglicher Nachäffung der sinkenden Nacht ein armseliges: „Es werde Licht" entgegenkrähen, um zuletzt doch hilflos in die große Finsternis hinabzugleiten.

„Ich fürchte, ich gleite mit ...", setzte er, halb unbewußt und ohne sich vom Fenster abzuwenden, seine Gedanken laut sprechend fort.

„Was sagen Sie da?" erklang Agathes Stimme aus dem Dunkel des Zimmers.

Da kehrte er sich plötzlich um.

„Daß ich in die Ungewißheit, in der Sie schweben, mit hineinzugleiten fürchte. Und das will ich nicht.“ — Dabei drehte er unvermittelt das elektrische Licht auf.

Sie deckte die Augen mit der Hand.

„Das tut weh.“

„Entschuldigen Sie diese gewissermaßen symbolische Handlung“, — er setzte sich ihr gegenüber auf seinen alten Platz, — „solche schmerzhafte Eingriffe sind manchmal sehr nützlich.“

Da das Licht sie nicht mehr blendete, gab sie die Augen frei.

„Was haben Sie eigentlich vor?“

„Zunächst einmal, mich von Ihrer Mutlosigkeit nicht anstecken zu lassen. So leid Sie mir tun und so ernst ich das nehme, was Sie mir erzählt haben.“

„Und wissen Sie jetzt mehr als früher?“

Er zuckte die Achseln.

„Eines weiß ich jedenfalls. Daß es hier irgend welche verborgene Ursachen gibt, denen ich unbedingt auf die Spur kommen muß. Es handelt sich ja nicht nur um Ihr Schicksal“, versuchte er zu scherzen, „sondern auch um meines, ... nicht wahr?“

Sie sah an ihm vorbei und verzog die Lippen, als kämpfe sie um einen schweren Entschluß.

„Vielleicht gäbe es eine Lösung, die alles Grübeln und Suchen überflüssig machen würde. Aber vor der graut mir so namenlos, so“ — sie hatte sich förmlich angstvoll zu jedem einzelnen Wort gezwungen und unterbrach sich plötzlich mit einem heftigen Kopfschütteln — „nein, nein! Um Gottes willen nur das nicht! Lieber noch jahrelang in diesem Elend weiterleben, als —“

„An was denken Sie, Frau Agathe?“

„Ich kann es nicht aussprechen. Ich wehre mich ja schon die längste Zeit dagegen, und wenn ich es ausspreche, dann läßt es sich vielleicht nicht mehr zurückdrängen ... und ...“

„Frau Agathe, seien Sie nicht feig! Dadurch machen Sie es nicht besser ... Um was handelt es sich?“

„Um etwas, was der Felix schon seit längerer Zeit behauptet ...“

„Er hat selbst irgend eine Vermutung?“

„Er sagt ...“ — und nach einem letzten Zögern — „er sagt, daß er krank ist.“

Julius richtete sich mit einem Ruck auf.

„Der Felix ... krank ...?“ er starrte sie einen Atemzug lang fassungslos an. — „... Wirklich krank?“

Ihre Antwort bestand nur in einem langsamen Nicken.

„Körperlich ... oder ...?“ — seine weitere Frage erstarb in einem unendlich bangen Blick.

„Körperlich. Wenigstens bis jetzt noch.“

„Ja, aber um Gottes willen, warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt?!“

Sie ballte krampfhaft die Fäuste, wie um sich so selbst zur Festigkeit zu zwingen.

„Weil ich es nicht glaube! Nicht glauben will!“

„Entschuldigen Sie, Frau Agathe, was heißt in diesem Zusammenhang glauben?... Ein Mensch ist entweder krank oder er ist nicht krank!“

„Es gibt aber doch Dinge, die zwischen Ja und Nein liegen!“ schrie sie ihm beinahe entgegen. Und dann, geradezu mit Genugtuung in ihren früheren, mutlosen Ton zurückfallend: — „Es nützt nichts, Sie werden auch hier keinen Halt finden.“

Er zog in leichter Ungeduld die Augenbrauen hoch.

„Ich bitte Sie um alles in der Welt, drücken Sie sich klar und deutlich aus. Jetzt handelt es sich um keine Stimmungen mehr, die man nur schwer oder manchmal gar nicht greifen kann, sondern um Tatsachen. — Worin besteht Felix' Kranksein?"

„Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen. Auf die Gefahr hin, daß Sie ernstlich böse werden und mich für eigensinnig halten oder für etwas noch Schlimmeres."

„Aber es müssen doch irgend welche Anzeichen vorhanden sein! ... Und wozu gibt es schließlich Ärzte?"

„Die haben nichts finden können."

„Soll das heißen, daß der Felix sich sein Leiden nur einbildet?"

„Wenn Sie wollen, — ja."

Julius war aufgestanden und begann langsam im Zimmer auf- und abzugehen. Nur wenn er sprach, blieb er manchmal eine Zeitlang vor Agathe stehen.

Sie verfolgte ihn dabei stumm und mit traurigen Blicken, denn sie hatte den gereizten, fast feindseligen Klang aus seiner Stimme herausgehört.

„Sie haben keine Vorstellung, wie furchtbar ich mich abquäle", — brach sie endlich das Schweigen, — „in was für einem gräßlichen Zwiespalt ich mich aufreibe. Es wäre ja doch, so schrecklich es auch klingen mag, eine Art Befreiung für mich, wenn ich dem Felix Glauben schenken dürfte. Wenn er wirklich krank wäre. Weil ich dann doch Gewißheit hätte. Und weil ich mir sagen könnte, daß ich, nicht einmal unschuldig und ahnungslos, mit diesen ... diesen drückenden Verhältnissen hier in Zusammenhang stehe. Und trotzdem zwinge ich mich mit aller Gewalt dazu, vom Gegenteil überzeugt zu sein. Obwohl es mir manchmal bei aller

Ruhe und Besonnenheit sehr schwer fällt. Denn er sieht wirklich elend und heruntergekommen aus. Sie werden erschrecken, wenn Sie ihn das erstemal wiedersehen."

„Wann hat dieses Gefühl des Krankseins bei ihm angefangen?"

„Ungefähr vor zwei Jahren."

„Und wie äußert es sich?... Zeigen sich bestimmte Erscheinungen? Hat er Schmerzen?"

„Zuerst hat er nur über vorübergehende Schwächezustände geklagt. Und über Schwindel. Später auch über Krämpfe, ... hier oben in der Brust."

„Häufig?"

„Das ist verschieden. Manchmal täglich oder auch zwei- oder dreimal im Tag, ... und dann oft wieder ein oder zwei Wochen lang gar nicht."

„Und wen hat er konsultiert?"

„Unseren Hausarzt und einen bekannten Internisten."

„Und keiner hat etwas gefunden?"

„Nein. Sie haben alles für nervös erklärt."

Eine Weile ging Julius noch auf und ab, dann setzte er sich.

„Könnten Sie mir jetzt noch eine Frage beantworten, Frau Agathe?"

Sie sah ihn wartend an.

„Was war früher da? Diese merkwürdige Veränderung in Ihren gegenseitigen Beziehungen, die Sie nicht recht beschreiben und erklären können, oder das Gefühl des körperlichen Leidens beim Felix?"

„Das läßt sich unmöglich genau bestimmen. Ich weiß doch nicht, wann er angefangen hat, etwas zu spüren. Er wird ja nicht gleich geklagt haben. Schon deshalb nicht, weil er im Grunde genommen gar kein

wehleidiger Mensch ist. Irgend eine Grenze kann ich Ihnen beim besten Willen nicht angeben."

„Schade. Das wäre mir sehr wichtig gewesen."

„Warum eigentlich?"

„Einfach, weil man dann in der Lage wäre, zu sagen, was die Ursache und was die Folge gewesen ist. Ob die Verschiebung in Ihrem Verhältnis zueinander aus seinem, wenn vielleicht auch nur eingebildeten Krankheitsgefühl entsprungen ist, oder ob sich das körperliche Unbehagen erst unter der Einwirkung irgendwelcher seelischer Störungen eingestellt hat."

„Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben. Überhaupt" — Agathe unterbrach sich plötzlich und horchte auf — „ist nicht die Gartentür gegangen?"

„Ja, ich glaube."

„Das wird vielleicht der Felix sein. Er pflegt zwar sonst erst später zu kommen" — und ein zweites Mal aufhorchend — „ja, jetzt hat es geläutet. Er ist es doch! ... Julius, ich bitte Sie um alles in der Welt, lassen Sie sich nicht anmerken, daß wir über ihn gesprochen haben. Und zeigen Sie es um keinen Preis, wenn Sie über sein verändertes Aussehen erschrecken. Er ist furchtbar mißtrauisch und beobachtet jede Miene, jeden Blick."

„Sie können ganz ruhig sein, Frau Agathe."

Felix mußte schon in der Vorhalle durch das Stubenmädchen von der Anwesenheit des Freundes erfahren haben, denn noch hinter der geschlossenen Tür ertönte ein lautes: „Was hör' ich? Was hör' ich?", und als er das Wohnzimmer betreten hatte und mit ausgestreckten Händen auf Julius zueilte, rief er mit der gleichen, übertrieben lauten Stimme: „Das nenne ich

einmal eine Überraschung! Wenn wir auch schon einigermaßen vorbereitet waren — no, willkommen! Von ganzem Herzen willkommen in der alten Heimat!"

Wäre Julius ihm begegnet, ohne vorher Agathe gesprochen zu haben, dann hätte er geglaubt, Felix versuche sich mit dieser erkünstelten, ihm sonst ganz fremden Lebhaftigkeit über eine gewisse, durch die lange Trennung hervorgerufene Befangenheit hinwegzuhelfen. So aber steigerte sich in seinen Augen das geräuschvolle, unwahre Wesen zu einer förmlichen Verzerrung, und obwohl er, eingedenk der empfangenen Warnung, den Eingetretenen nur mit einem kurzen Blick streifte, erkannte er doch sofort, daß er um wenigstens zehn Jahre gealtert und in der traurigsten Weise verändert erschien. Das grau-blasse, schon in früheren Zeiten niemals sonderlich volle Gesicht war an den Wangen und Schläfen gänzlich eingesunken und erhielt durch zwei scharf gefurchte, von den Nasenflügeln her die Mundwinkel hakenförmig umziehende Falten einen unendlich schlaffen, müden Ausdruck. Die untere Hälfte, für sich allein betrachtet, sah aus, als gehöre sie einem Toten oder tief Schlafenden an, nur die Augen, obgleich matt und farblos, irrten unruhig und ängstlich umher, wie auf der Suche nach einem versteckten Feind, den sie rechtzeitig entdecken wollten, um ihm entrinnen zu können.

Zu all dem stand die krampfhafte Munterkeit der Worte und Bewegungen, mit denen er die Begrüßung vollzog, in einem geradezu peinigenden Gegensatz. Körperlich war er allerdings nicht fähig, die Vorspiegelung lange aufrecht zu erhalten. Schon nach den ersten Wechselreden ließ er sich auf einen Sessel nieder und blieb dort während der folgenden Gespräche ziemlich regungslos und sichtlich erschöpft sitzen. Hie und da erinnerte

er sich wieder der vergessenen Rolle und nickte, je nachdem es sich fügte, puppenartig lebhaft mit dem Kopf, neigte den Oberkörper in gewissermaßen erhöhter Aufmerksamkeit vor und vollführte verschiedene Hand- und Armbewegungen. Ein- oder zweimal stand er sogar auf, um an Julius heranzutreten, ihm die Hand zu schütteln und die Schulter zu klopfen, dann kehrte er wieder, wie nach Erfüllung einer vorgeschriebenen schweren Pflicht zu seinem Platz zurück. Um so eifriger, freilich nicht weniger erzwungen, verstand er es, das Gespräch in Gang zu halten, oder besser gesagt, er ließ, um nur ja sicher zu gehen, die beiden anderen kaum zu Wort kommen, indem er jeder Frage, bevor sie noch beantwortet war, sogleich eine zweite nachjagte, das, was er eben erst erzählt hatte, in irgend einer neuen, oft sehr lächerlichen Fassung wiederholte und plötzlich, gleichsam in aufzuckender Erkenntnis der Auffälligkeit seines Benehmens, Agathe zur Zeugin einer gleichgültigen Behauptung aufrief oder sonst irgendwie zu einer Meinungsäußerung nötigte. Sie vermochte übrigens nur mit dem Aufgebot aller Selbstbeherrschung die ihr förmlich in den Mund gelegten Reden nachzusprechen, denn sie war tief bestürzt über die nun so unvermittelt hervorbrechende Veränderung in dem Wesen ihres Gatten, die sich ihr noch nie so deutlich aufgedrängt hatte wie jetzt, wo er bemüht war, vor dem Zurückgekehrten alles so unverändert heiter und zwanglos darzustellen, wie in verflossenen Zeiten. Nur zweimal geschah es, daß er, eben in dem krampfhaften Bestreben, sich nur ja keine Blöße zu geben, eine kleine Ungeschicklichkeit beging. Das eine Mal, als er seiner Freude Ausdruck verlich, Julius so frisch und wohlaussehend zu finden, und, noch während er sprach und seine Worte nicht mehr zurücknehmen

oder anders wenden konnte, über die dadurch notwendigerweise herbeigeführte Gegenäußerung des Freundes erschrak, die er, nachsichtig lächelnd, mit einem leichten Kopfschütteln zurückwies. Das andere Mal, als er scheinbar nebenhin fragte, ob Julius schon lange vor ihm gekommen sei und, obgleich jener in richtiger Auffassung der Lage, ihn darüber beruhigte, doch für eine Weile mißtrauisch verstummte, da er sich sagen mochte, daß die beiden die, wenn auch kurze Gelegenheit, jedenfalls zu einer Aussprache über ihn benützt haben dürften. Zwar half er sich über sein Unbehagen sogleich mit der Bemerkung hinweg, es möge von den durch sein Dazwischentreten unterbrochenen, gewiß außerordentlich fesselnden Reiseberichten des Heimgekehrten auch für ihn noch einiges übriggeblieben sein, nichtsdestoweniger zeigte er sich ängstlich bemüht, Agathe mit Julius kein zweites Mal allein zu lassen. So beantwortete er ihre Frage, ob er sich nicht, wie er dies gewohnt sei, vor dem Abendbrot umzukleiden gedenke, in sehr entschiedenem Ton damit, daß er von der lange entbehrten Anwesenheit des Freundes auch nicht einen Augenblick mehr als unbedingt notwendig versäumen wolle. Jedoch schien er ebenso für seine Person einem Alleinsein mit Julius einstweilen noch auszuweichen, denn als er Agathe bat, wegen eines besonders feierlichen Begrüßungsmahles alles Nötige vorzubereiten, und sie sich daraufhin anschickte, in die Küche zu gehen, hielt er sie hastig zurück, mit der Begründung, die alte Köchin, die schon bei seinen Eltern in Dienst gestanden hätte, würde sich gewiß freuen, Julius nach so langen Jahren wiederzusehen und solle daher nur selbst kommen, um die erforderlichen Weisungen entgegenzunehmen.

Auch während der Mahlzeit hielt er anfänglich an dieser ein wenig eigenmächtigen, die beiden Tischgenossen in seine Unsicherheit und Unruhe mit hineinreißenden Art der Unterhaltung hartnäckig fest. Obwohl ja eigentlich Julius in erster Hinsicht berufen gewesen wäre, das Wort zu führen, in seiner doppelten Eigenschaft als Gast und als von erlebnisreichen Jahren Zurückgekehrter, berichtete er ununterbrochen und meist recht zusammenhanglos von allen möglichen Dingen, die, wenigstens bei einem derartigen Anlaß, keinen Anspruch auf erhöhte Geltung machen durften. Er zählte verschiedene bauliche Veränderungen auf, die während der letzten fünf Jahre in der Heimatstadt vorgenommen worden waren, wobei er erörterte, ob sie wohl die Billigung oder das Mißfallen des Freundes finden würden, er verbreitete sich über die Bestrebungen und den Wechsel einzelner politischer Parteien, denen Julius nie nähere Teilnahme entgegengebracht hatte; er sprach von den ziemlich belanglosen Schicksalen einiger gemeinsamer Bekannter und, allerdings nur sehr oberflächlich und jedenfalls beschönigend, von seinem eigenen Leben. Dazwischen nötigte er manchmal Agathe mit unvermittelter Vorsorglichkeit zum Essen, streichelte ihr übertrieben zärtlich die Wangen oder den Arm und verfiel auf allerhand Kindereien, durch die er ein Bild häuslicher Zufriedenheit vorzutäuschen meinte. Erst als die armseligen Quellen seiner Beredsamkeit versiegt waren und Julius, um der quälenden Stimmung, die über sie alle gebreitet lag, um jeden Preis ein Ende zu machen, das Gespräch zwar behutsam, aber nachdrücklich an sich zog und in ein zusammenhängendes Erzählen geriet, verstummte er allmählich. Er schien jetzt keine ihm gefährliche Abschweifung mehr zu befürchten und gab sich

nun nach der vorhergegangenen höchsten Anspannung wehrlos einem Zustande tiefster Erschöpfung hin.

Nach dem Speisen gingen sie in das Bibliothekszimmer, wo Zigaretten bereit lagen und schwarzer Kaffee gereicht wurde. Julius, in dem Bestreben, seinem Freunde die ihm recht wohl verständliche, obgleich überflüssige Mühe zu ersparen, setzte den Bericht von seinen Reisen und den durch das Gesehene übermittelten Eindrücken fort, ohne eine bedenkliche Pause eintreten zu lassen, und die beiden anderen hörten ihm willig zu. Agathe, da sie eine leise Erleichterung fühlte, mit erwachender, ehrlicher Aufmerksamkeit, Felix wie ein Mensch, dem das schweigende Hören willkommenen Vorwand bietet, von einer schweren, ermüdenden Anstrengung auszuruhen. Nur einmal, als er sich eben eine neue Zigarette anzünden wollte, unterbrach Agathe die Erzählung mit der Bitte, er möge dies nicht tun, weil er ja wisse, daß er das viele Rauchen nicht vertrage. Er winkte ihr mit einigen ärgerlichen Worten ab, und sie wandte sich achselzuckend wieder Julius zu, der den kleinen Zwischenfall absichtlich zu übergehen schien und weitersprach. Schon nach kurzer Zeit bemerkte er, daß eine steigende, anfänglich bekämpfte, allmählich immer deutlicher werdende Unruhe sich des Freundes bemächtigte. Zuerst hatte er nur einige Male leise geräuspert und tief Atem geholt. Dann drückte er die Hand gegen die Brust, wie um einen unsichtbaren Widerstand zur Seite zu schieben, das Atemschöpfen wurde zu einem angstvollen Ringen nach Atem, der Mund verzerrte sich und die graue Gesichtsfarbe verwandelte sich in ein fast grünliches Weiß, während einzelne glänzende Schweißtropfen unter den Haaren hervor auf die Stirn traten. Agathe hatte die Veränderung, die sich mit ihrem Gat-

ten vollzog, nicht beobachten können, weil sie mit voller Teilnahme den Worten des Gastes folgte; Julius dagegen erschrak über diesen tatsächlichen, unleugbaren Ausdruck eines qualvollen, körperlichen Leidens so heftig, daß er sein Versprechen, den Freund in keiner Weise mißtrauisch oder unsicher zu machen, völlig vergaß und, ohne den eben begonnenen Satz zu beenden, ausrief: „Um Gottes willen, Felix... ist dir nicht wohl?!"

Jetzt sprang auch Agathe mit einem leisen Ausruf des Entsetzens auf und eilte an die Seite des schwer Atmenden.

„Mein Gott... ich hab' ja gewußt...!"

Er wies sie, als steigere ihre Nähe den Druck auf seiner Brust, ungeduldig zurück.

„Laß nur... es ist ja nichts... Du weißt doch..." — Dann stand er auf und streckte sich rücklings auf einen mit Teppichen bedeckten Diwan hin.

Sie ging ihm nach und setzte sich so neben ihn, daß sie, von Angst gepeinigt, sein Gesicht im Auge behalten konnte. Dabei nahm sie, gleichsam beruhigend, seine Hand zwischen ihre beiden.

„Geh doch zum Julius", sagte er kaum hörbar und ohne jede Gereiztheit — „laßt euch nicht stören. Es wird gleich vorbei sein..."

Julius, der ihnen gefolgt war, wehrte mit ausgestrecktem Arm ab.

„Auf gar keinen Fall! Ich kann mir meinen Sessel herübernehmen."

Dann saßen sie eine lange Weile in der nur schwach erhellten Ecke des sehr großen Raumes und betrachteten mit banger Spannung das bleiche Gesicht des Ruhenden.

Nach einiger Zeit neigte sich Agathe vorsichtig über ihn.

„Wird dir schon besser?"

Er schüttelte, ohne die Augen zu öffnen, unmerklich den Kopf. Seine Stirn war jetzt schon mit Schweißtropfen ganz überperlt, und nach den vorhergegangenen krampfhaften Anstrengungen, alles Befremdende an seinem Wesen und Aussehen zu bemänteln, hatte die völlige Hilflosigkeit, mit der er sein Elend nun preisgab, etwas unendlich Rührendes. Aus dem ruhig zuwartenden Schweigen des Freundes mußte er erkennen, daß Julius von Agathe vorbereitet war, aber auch das erschien ihm jetzt gleichgültig, ja beinahe selbstverständlich.

Endlich flüsterte er: „Bitte ... gib mir das Pyramidon."

Agathe erhob sich und trat an den Schreibtisch, um das Gewünschte aus der Schublade zu nehmen. Gleichzeitig sagte sie zu Julius: „Seien Sie so lieb ... ein Glas Wasser! ... Aber nicht das Mädchen rufen."

Nachdem Felix das schmerzstillende Mittel genommen hatte, blieb er, noch immer mit geschlossenen Augen, regungslos liegen, um die Wirkung abzuwarten. Auch die beiden andern sprachen nicht. Sie wollten die Ruhe des Leidenden nicht stören, und vielleicht wurde durch die Vorgänge der letzten Viertelstunde das während ihres Alleinseins geführte Gespräch so völlig ergänzt, daß sie einander nichts mehr zu sagen gehabt hätten. Daß der eine nicht mehr zu fragen, der andere nicht mehr zu antworten brauchte.

Julius bemerkte, wie Agathes Augen ein feuchter Glanz überschleierte und wie ihr schließlich, da sie die Hand des Gatten nicht loslassen wollte, die Tränen ungehindert über die Wangen tropften. Und aus der tiefen, fast schon nächtlichen Stille, in der die Atemzüge der einzelnen Menschen hörbar wurden, aus dem Anblick des

von seinem Leiden hingeworfenen Mannes und der mitleidenden, lautlos weinenden Frau stieg eine Kette von bisher ungeahnten Gedanken in ihm auf, die wie von fremder Hand geleitet an ihm vorbeizogen. — Wie jung und wie blühend habe ich diese beiden verlassen, dachte er, und wie alt und verbraucht sehen sie nun aus, während doch nur ein kleines Endchen Zeit verstrichen ist. Wie alt und müde vor allem die Frau. Ich weiß ja, daß sie es in Wirklichkeit nicht ist, und weiß auch, daß das Halbdunkel des Raumes mich ihre Züge nur undeutlich unterscheiden läßt. Aber wie seltsam, daß gerade dieses Dunkel mir etwas zeigt, was das helle Licht mir verborgen hat. Es ist wie ein geheimnisvolles Vorahnen des Kommenden, denn nun hat sich mir ihr Bild enthüllt, so wie es sich in vielen Jahren dem Blicke darbieten wird. Wie gut, daß ich nicht ihr Gatte bin! Ich glaube, dies Bild würde sich schon jetzt, obwohl sie in Wahrheit noch jung und schön ist, jedesmal, wenn ich mich ihr nähern wollte, gleich einer gräßlichen Maske zwischen mich und ihr Antlitz drängen, mich zurückschrecken und kalt machen. Wie gut, daß ich nur ihr Freund bin! Aber bin ich es denn? Darf ich mich mit ruhigem Gewissen so nennen? Viele Jahre habe ich fern von ihr geweilt, habe nicht anders gedacht, als sie müsse immer so glücklich sein wie zur Zeit unseres Abschiedes. Habe sie im Geiste immer nur froh und zufrieden vor mir gesehen und war dabei selbst sorglos und froh. Indessen hat sie gelitten und sich gequält, und solche Augenblicke, wie ich sie eben jetzt zum erstenmal ertragen mußte, haben sich ihr zu endlosen Stunden, zu Tagen und Monaten gereiht. Darf man es Freundschaft nennen, wenn man von den Leiden des Freundes nicht mehr mitfühlt, als von den Leiden von Millionen Men-

schen, neben denen man gleichgültig einhergeht und ohne sie zu kennen? Wie oft habe ich mich dieser Räume erinnert und mich in sie zurückgesehnt, habe darüber gemurrt, daß es mir nicht vergönnt war, an dem Glück und der Freude der beiden, die sie bewohnten, teilzunehmen. Indessen war hier anstatt des Lichtes Dunkel, anstatt der Freude Elend und Qual, und ich habe nicht daran gedacht, habe nicht danach verlangt, zu helfen und zu trösten. — Oder soll mir das alles schon ein Zeichen sein, daß die verhaßten, hämischen Alten Recht behalten, wenn sie uns in neidischer Schadenfreude ihre Weisheit entgegenkrächzen? Wenn sie uns, scheinbar voll Fürsorge, in Wahrheit aber voll Triumph auf kalten, zitternden Händen ihre Erfahrung entgegentragen und mit dem, was sie der Zukunft vorhersagen, uns schon die Jugend, die lachende Gegenwart vergiften? Soll der Weg, den uns der Ausblick auf den sonnenbeschienenen, ins Himmelblau aufragenden Gipfel so mühelos macht, wirklich immer dorniger, immer steiniger werden und zuletzt, bevor er das lockende Ziel erreicht, sich im Schutt, im trostlosen Dunkel verlieren . . . ?

Er wußte nicht, wie lange er wohl so völlig an seine Betrachtungen hingegeben dagesessen hatte, als plötzlich die Empfindung irgend einer eingetretenen Veränderung seinen Blick, der unbeweglich an dem Gesicht der über ihren Mann geneigten Frau haftete, wieder für die Umgebung sehend machte.

Felix hatte die Augen aufgeschlagen und holte tief Atem, aber nun war es kein qualvolles Kämpfen um Luft mehr, sondern ein langsames, vorsichtiges Auskosten der neu gewonnenen Erlösung.

Agathe strich ihm mit leichter Hand über die feuchte Stirn.

„Ist es jetzt vorbei?"

Er lächelte müde und froh zugleich, weil er sie beruhigen durfte.

„Ja ... ganz vorbei, Agi ..."

Zum erstenmal an diesem Abend und — Julius wußte nicht recht, woher ihm die Erkenntnis kam — wohl auch zum erstenmal seit viel längerer Zeit gebrauchte er den so vertraut an die Vergangenheit anklingenden Kosenamen. Dann wendete er den Kopf ein wenig gegen den Freund.

„Einen schönen Empfang hab' ich dir bereitet, gelt?" — Und bevor der andere etwas antworten konnte: — „No, die Agathe wird dir ja schon manches angedeutet haben."

„Und du hast dich verpflichtet gefühlt, mir die Geschichte gleich vorzuführen?" versuchte Julius zu scherzen.

„Ich hätt' es dir gerne erspart. Wenigstens noch einstweilen. Auf die Dauer wäre es ohnehin nicht möglich gewesen! ... Aber daß es mich ausgerechnet heute so stark packen mußte! Ich glaube, so arg war es noch nie."

„Ich habe gleich gefürchtet, daß es so kommen wird", sagte Agathe mit leisem Vorwurf. — „Du hast ja eine Zigarette nach der anderen geraucht. Über die Ankunft vom Julius wirst du dich auch aufgeregt haben, und du weißt ja —"

„Daß die Ärzte alles auf die Nerven schieben", ergänzte er mit Bitterkeit, „ja, das weiß ich zur Genüge."

Sie warf Julius einen raschen Blick zu.

„Er will es nämlich besser wissen", fügte sie gutmütig spottend bei.

Der Freund ging bereitwillig auf ihren Ton ein.

„Lassen Sie ihn, wenn es ihm Spaß macht. Man soll den Menschen ihre Freude nicht verderben."

„Du hättest Arzt werden sollen", sagte Felix. „Diese wohlwollende Grobheit, mit der einem bewiesen werden soll, wie gesund man ist, triffst du genau so gut wie unser Hausarzt und wie alle anderen ... Bist du nicht müd', Agathe?"

Sie erstaunte über die unvermittelte Frage.

„Ich? — Warum?"

„Du wirst dich doch sehr aufgeregt haben."

„Ach, Gott, nein, Felix!"

„Aber du hast ja sogar geweint."

Sie griff nach ihrem Sacktuch, das noch von früher her auf dem Diwan lag, und wischte sich über die Augen.

„Deswegen! ... Wir Frauen weinen leicht."

„Nein, im Ernst, Agathe ... Du siehst wirklich angegriffen aus. Willst du dich nicht lieber niederlegen?"

Da begann sie zu fühlen, daß er vielleicht mit Julius allein zu bleiben und eine Aussprache herbeizuführen wünschte.

„Ein bißchen hergenommen hat es mich schon", gestand sie scheinbar zögernd.

„Geh nur, mein Herz, geh!" drängte er sie. — „Ich komme dann später nach. Jetzt könnte ich noch nicht schlafen."

„Werden Sie ihm so lange Gesellschaft leisten?" wandte sie sich an Julius.

„Natürlich wird er", antwortete Felix an Stelle des Gefragten. — „Heute, das erstemal nach fünf Jahren, darf er doch nicht gleich davonlaufen."

„Also, dann kann ich mich ja beruhigt zurückziehen. Gute Nacht einstweilen, Felix."

Sie neigte sich über ihn und er richtete sich halb auf, um sie auf die Wange zu küssen.

„Gute Nacht, Agi."

Dann reichte sie Julius die Hand.

„Gute Nacht. — Ich bin sehr glücklich, daß Sie wieder da sind", fügte sie leiser hinzu. — „Wir sehen uns morgen wohl?"

Und während er sich zustimmend verneigte, verließ sie, Felix noch einmal zuwinkend, das Zimmer.

Julius hatte sie bis zur Tür begleitet und kam nun an den Diwan zurück.

„Sag', Felix, soll ich nicht doch auch lieber gehen? Du wirst Ruhe haben wollen. Und morgen bin ich ohnehin wieder da."

Felix streckte den Arm nach ihm aus, als ob er ihn halten wolle.

„Bitte, geh' noch nicht! ... Außer natürlich, du hast etwas anderes vor."

„Was sollte ich denn um diese Zeit noch vorhaben! ... Ich hab' deinetwegen gemeint ..."

„Nein, nein! Im Gegenteil! ... Du mußt nur verzeihen, wenn ich noch eine Weile liegen bleibe."

„Aber das ist doch selbstverständlich. Und sprich auch nicht zuviel."

„Das schadet mir nicht. Nur, wenn ich jetzt gleich aufstehen würde, könnte es noch einmal anfangen."

„Dann beweg' dich nur nicht. Ich werde mich zu dir setzen."

„Aber nimm dir zuerst den Kognak herüber ... und die Zigaretten."

„Macht es Dir nichts, wenn ich rauche?"

„Durchaus nichts. Ein Glas Kognak werde ich selbst

trinken. Wenn du so lieb sein willst, es mir einzuschenken ... So, danke ... das wird mir gleich ein bißchen aufhelfen." — Er legte sich, nachdem er getrunken hatte, seufzend zurück und reichte Julius die Hand. — „Verzeih, daß ich dir so viel Mühe verursache ... und überhaupt die ganze Szene ..."

„Sei doch nicht kindisch, Felix."

„Weil es wahr ist! ... Wie kommst du denn eigentlich dazu, so etwas mitmachen zu müssen."

„No, ich denke, darüber brauchen wir nicht erst zu sprechen."

„Es ist ja schlimm genug für die, die unmittelbar daran beteiligt sind. Ich würde viel darum geben, wenn ich es der armen Agathe ersparen könnte. Aber das geht leider nicht. Wenigstens nicht, ohne ihr vielleicht noch mehr weh zu tun. — Hat sie übrigens mit dir über meinen Zustand gesprochen, bevor ich gekommen bin?"

„Ja. Sie hat mir eine Andeutung gemacht."

Julius verfolgte scheinbar mit großer Aufmerksamkeit den schmalen Glutring, der sich unterhalb der Asche immer weiter in das Zigarettenpapier einfraß, aber dabei fühlte er doch, wie Felix ihn prüfend beobachtete.

„... Und ... hast du den Eindruck gehabt, daß sie sehr darunter leidet ...?"

„Mein Gott," — Julius hob die Achseln — „es ist doch klar, daß sie besorgt ist. Das darfst du ihr nicht verargen."

„Nein, gewiß nicht, nur —" — Felix verstummte für einen Augenblick, bevor er weitersprach. — „Eigentlich ist es ein furchtbares Unrecht, einen Menschen so an sich zu binden,. Und ihn förmlich zu zwingen, alles mitzumachen, was über einen verhängt wird."

„Das kann man doch nicht im voraus wissen."

„Als denkender Mensch sollte man es jedenfalls in Erwägung ziehen."

„Und dann, bist du so überzeugt, daß es jeder nur als Last empfindet, wenn er einem anderen in irgend einer Not helfen kann?"

„Ja, wenn er wirklich helfen kann — dann wahrscheinlich nicht. Das geb' ich dir gerne zu. Aber bloß, um sich mitzuquälen —!"

„Ich glaube, du machst dir da ganz überflüssige Gedanken."

Felix lächelte, ohne den Freund anzusehen.

„Glaubst du?" — Und nach einem kurzen Schweigen, während das Lächeln von seinem Gesicht verschwand: — „Vielleicht war es doch ganz gut, daß es mich heute in deiner Gegenwart so umgeworfen hat."

„Ich hätte gern darauf verzichtet. Nicht meinetwegen natürlich —."

Felix beachtete die Unterbrechung nicht und fuhr mit einer gewissen müden Entschlossenheit fort: „Es wäre mir sonst sehr schwergefallen, mit dir darüber zu sprechen. Obwohl es ja unbedingt notwendig ist. Aber wahrscheinlich hätte ich es doch so lange als möglich aufgeschoben ... Ich kann dir gar nicht sagen, wie es mich freut, daß Du wieder zurück bist! Und welche Beruhigung es mir gewährt, für den äußersten Notfall einen Menschen in meiner Nähe zu wissen, auf den ich mich verlassen kann."

Julius horchte mißtrauisch-verwundert auf.

„Was heißt: für den äußersten Notfall?"

„Ist es nötig, daß ich mich noch deutlicher ausdrücke?"

„Du meinst doch damit nicht —?"

Felix hielt den fragenden Blick ruhig aus.

„Ja. Das meine ich allerdings."

Jetzt neigte sich Julius erschreckt vor und faßte ihn an den Schultern, wie um ihn aus einem bösen Traum aufzurütteln.

„Um Gottes willen, du weißt ja nicht, was du sprichst!"

„Sei ganz unbesorgt. Ich habe mich auf diese Unterredung mit dir seit Monaten vorbereitet. Aber bitte, unterbrich mich nicht mehr. Du kannst dir vorstellen, daß es trotzdem keine Kleinigkeit für mich ist."

Da lehnte sich Julius in den Sessel zurück und deutete durch eine Handbewegung an, daß er wohl oder übel bereit sei, zuzuhören.

„Wenn es also so weit kommen sollte — und ich zweifle nicht daran —", sagte Felix, der wieder mit geschlossenen Augen dalag — „dann weiß ich wenigstens, daß die arme Agathe nicht ganz allein sein wird. Ich hoffe es zwar so einrichten zu können, daß sie das Allerletzte nicht mit ansehen muß, aber alles übrige, was damit zusammenhängt, ist widerlich und häßlich genug. Es wird gut sein, wenn sie einen Freund neben sich hat, der ihr darüber hinweghilft und auf den sie sich auch später stützen kann. Abgesehen von den verschiedenen quälenden Äußerlichkeiten, die du ihr wohl abnehmen wirst ... Und noch etwas möchte ich dir nahelegen. Du darfst mich natürlich nicht mißverstehen und mußt bedenken, daß ein Mensch wie ich ein Recht darauf hat, die letzten Rücksichten fallen zu lassen und offen über Dinge zu sprechen, an die man sonst lieber nicht rührt. Übrigens — unter anderen Verhältnissen käme es gar nicht in Betracht." — Er suchte eine Zeitlang nach den richtigen Worten für seine Gedanken. — „... Also ...

um ganz ehrlich zu sein ... es wäre mir eine große Wohltat, wenn ich hoffen dürfte, daß es dir später einmal, ich meine, nachdem alles vorbei ist und die Agathe sich aus der ersten Verzweiflung herausgearbeitet hat, gelingen wird" — seine Stimme dämpfte sich beinahe bis zum Geflüster —, „sie vollständig an dich zu fesseln. Es wäre nämlich sehr schade, einen so seltenen und wertvollen Menschen ... ich möchte sagen, brach liegen zu lassen. Du verstehst mich ja? ... Und daß du mir als der Nächste und Geeignetste erscheinst, ist ja wohl auch begreiflich ... Ich kann natürlich diesbezüglich", fuhr er lauter und hastiger fort, „kein Versprechen von dir verlangen. Weil ich ja schließlich gar nicht weiß, ob du imstande wärst, für sie mehr zu empfinden, als ehrliche Freundschaft, wenn du einmal Gelegenheit hättest, dich mit diesem Gedanken zu befassen. Ich wollte dir eben nur andeuten, was mir während der letzten Zeit manchmal durch den Kopf gegangen ist, ... und was so gewissermaßen mein letzter Wunsch wäre."

Julius hatte ihm zugehört, ohne sich zu bewegen und ohne eine Miene zu verziehen.

„Bist du jetzt fertig?"

„Ja. Wenigstens im allgemeinen. Über die verschiedenen Einzelheiten hoffe ich mich noch öfter mit dir unterhalten zu können. Ich behaupte ja durchaus nicht, daß — eine derartige Wendung von heute auf morgen eintreten wird."

„Wirklich? ... Das ist ja noch sehr freundlich von dir."

„Hast du dich mir in diesen fünf Jahren so entfremdet, daß du mich einer solchen Pose für fähig hältst?"

Julius sprang auf und stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor den Freund.

„Mensch, um Himmels willen, wie bist du auf diesen Irrsinn verfallen?"

Felix sah mit ruhigem Vorwurf zu ihm auf.

„Genügt dir das, was du heute abend erlebt hast, nicht?"

„Nein, nicht im geringsten!"

„Und sollte es deinem Scharfsinn entgangen sein, wie ich mich verändert habe? Ich meine, rein äußerlich?"

„Gewiß nicht! Ich behaupte ja auch gar nicht, daß du augenblicklich der gesündeste Mensch von der Welt bist. Aber von dem Zustand, in dem du dich jetzt befindest, bis zu den äußersten Folgen, die du bei deiner überreizten Einbildungskraft daraus ziehst, ist noch ein sehr weiter Schritt!"

„Aber doch nur ein Schritt", lächelte Felix.

„Und das, was die Ärzte sagen, gilt dir gar nichts?"

„Unser alter Hausarzt?... Du lieber Himmel! Er ist ja ein sehr netter und gebildeter Mann, mit dem man sich über alle möglichen Dinge unterhalten kann, aber —"

„No, und der Internist, von dem du dich hast untersuchen lassen?"

„Du scheinst ja sehr genau unterrichtet zu sein."

„Weich mir jetzt nicht aus, Felix! Ich geb' dir gern zu, daß sich euer Hausarzt vielleicht getäuscht hat, aber eine anerkannte Autorität wird deine Zustände doch nicht für rein nervöser Art erklären, wenn sich irgend eine ernstere Ursache findet."

„Ich will dieser Autorität durchaus nicht nahetreten. Aber sie wird es mir doch nicht auf die Nase binden, wenn sie sieht, daß mir nicht mehr zu helfen ist!"

Julius atmete verzweifelt auf.

„Das grenzt an Verfolgungswahn!“

„Nein, gar nicht! ... Wenn der Mann auch nur eine Spur für die Möglichkeit entdeckt hätte, mir zu helfen, so würde er es sicher versucht haben! Schon um seine Kunst leuchten zu lassen und um Honorar zu schinden.“

„Aber dann müßte es doch wenigstens deine Frau wissen! Du wirst doch zugeben, daß der Arzt in so einem Fall die Verpflichtung hat, die Angehörigen des Kranken zu verständigen und vorzubereiten.“

„Vielleicht weiß sie es auch. Glaubst du, sie wird es mir sagen? — Dir ja! ... Es ist sogar möglich, daß sie es schon getan hat. Und daß du es schon weißt. So wie du da vor mir stehst.“

„No ja. Da kann man schwer etwas machen.“ — Julius ging, die Hände in den Hosentaschen, ein paarmal im Zimmer auf und ab; dann blieb er wieder vor Felix stehen. — „Und was glaubst du eigentlich, daß dir fehlt? Du mußt doch irgend welche Vermutungen haben?“

„Ich bin kein gelernter Arzt. Und zu den Menschen, die im Lexikon alle Symptome ihrer Krankheit nachlesen, gehöre ich auch nicht.“

„Aber du wirst doch wissen, worin diese Symptome bestehen! ... Nur in diesen Anfällen von Atemnot, wie du früher einen gehabt hast?“

„Das ist doch keine Atemnot, sondern ein furchtbarer, bohrender Schmerz. Ein förmlicher Krampf.“

Julius erinnert sich daran, daß der Freund, als der Anfall über ihn gekommen war, die Hand gegen die Brust gepreßt hatte.

„In der Herzgegend?“ fragte er besorgt.

„Nein, eigentlich nicht. Mehr in der Mitte der

Brust, hier unter dem Brustbein." — Felix bezeichnete die Stelle mit den Fingerspitzen. — „Hier fängt es an. Und dann strahlt es weiter aus in die Schultern und ins Genick ... und zuletzt bis in den Schädel und in die beiden Oberkiefer."

„Hast du öfter darunter zu leiden?"

„Oft genug. Besonders bei Nacht."

„Und was hat der Arzt dazu gesagt?"

„Alles nervös! Alles nervös!" höhnte Felix. — „Die Krämpfe und die Schlaflosigkeit, die Müdigkeit und der Appetitmangel, alles nervös! Sogar die zehn Kilo, um die ich seit eineinhalb Jahren leichter geworden bin, hab' ich nur aus Nervosität verloren!"

Julius ließ sich wieder auf den Sessel nieder.

„Und hast du nie darüber nachgedacht, was es eigentlich sein könnte? Hast du gar keinen Verdacht?"

Felix schwieg eine Weile. Endlich machte er eine müde, wegwerfende Armbewegung.

„Es ist ja doch so gleichgültig! Meinetwegen soll es Magenkrebs sein ... oder Tuberkulose ... oder sonst irgend so eine heimtückische Bestie. Ich fühle jedenfalls mit untrüglicher Sicherheit, daß ich verbraucht bin. Total verbraucht!"

„Aber geh, das ist doch ein Unsinn!"

„Nein, Julius, bestimmt nicht. Du brauchst mir ja nicht zu glauben, aber ich kann dir versichern, daß ich — rein sinnlich genommen — schon anfange, den Zusammenhang mit meiner Umgebung zu verlieren. Daß ich gewissermaßen langsam aus ihr herausgleite. Es nützt nichts, ich gehöre nicht mehr hierher. Und je früher ich verschwinde, desto besser wäre es für alle, die dazu gezwungen sind, mit mir beisammen zu sein."

Julius neigte sich begütigend gegen ihn vor.

„Schau, Felix, gerade das, was du mir jetzt sagst, deutet ausschließlich auf eine Nervenüberreizung hin."

„Das leugne ich nicht. Aber es ist nur eine Folgeerscheinung."

„Wer weiß, ob du Ursache und Wirkung nicht verwechselst."

„Nein. — Übrigens wozu streiten wir darüber. Es hat wirklich keinen Sinn. Ich, für mein Teil, habe mich vollständig damit abgefunden und würde alles ohne Angst an mich herankommen lassen. Oder, wenn es mir zu lange dauern sollte, würde ich vielleicht einfach den Strich unter die falsche Rechnung setzen. Aber Agathe —!"

„Was ist mit ihr?"

„Das ist das einzige, was es mir so furchtbar erschwert. Immer und immer wieder der Gedanke daran, daß sie allein zurückbleiben muß. Nachdem ich mir jahrelang Mühe gegeben hab', ihr das reine und helle Bild, das sie von allem in sich trägt, vom Leben und von der ganzen Welt, zu bewahren ... Darum hab' ich dich ja auch vorhin gebeten, du sollst dich ihrer annehmen. Denn du besitzst schließlich von allen Menschen, die mir begegnet sind, die meiste Eignung dazu, meine Rolle an ihrer Seite fortzuführen." — Er streckte dem Freund die Hand entgegen. — „Versprich mir, daß du sie nie verlassen wirst. Wenigstens als Freund nicht. Und daß du versuchen wirst, sie vor allem zu behüten, was ihr das Leben verderben könnte."

Julius ergriff die gebotene Hand nur zögernd.

„Jetzt fange ich wirklich an, mir Sorgen zu machen."

„Meinetwegen nicht. Das würde kaum dafürstehen."

Bei den letzten Worten hatte Felix sich halb aufgerichtet. Nun ließ er sich, gleichsam durch das emp-

fangene Versprechen sichtlich beruhigt, wieder zurücksinken.

„Wenn jemand vom Schauplatz verschwinden soll", sagte er nach einer Pause, „dann handelt es sich nur darum, ob die anderen einen Schaden davon haben. Im Grunde genommen ist ja der Verlust keines einzigen Menschen unersetzlich. Man muß nur imstande sein, sich ihn von allem Anfang an aus dem Gesamtbild wegzudenken. Aber davon will ich ganz absehen. Und daß ich einmal eine merkbare Lücke hinterlassen könnte, darfst du doch bei aller Freundschaft nicht behaupten! ... Ja, solange ich noch fähig war, meiner Frau ein schönes, sorgloses Leben zu bereiten — ich spreche natürlich nicht von äußeren Sorgen —, solange hat meine Existenz einen gewissen Sinn gehabt. Aber seitdem ich buchstäblich zu nichts anderem mehr da bin, als um sie zu peinigen und zu quälen, hab' ich doch keinen Funken von Daseinsberechtigung mehr. Wenn du von meinem Lebensinhalt die Pflege und die Ausgestaltung meines Verhältnisses mit Agathe abziehst, bleibt Null, einfach Null!"

„Diese Art von Selbsteinschätzung ist mir auch etwas Neues an dir."

„Mir nicht. Schon lange nicht. Das heißt, geahnt hab' ich es schon immer, aber seitdem ich in der beneidenswerten Lage bin, mir nichts mehr vorlügen zu müssen, weiß ich es mit unfehlbarer Sicherheit, daß ich ein vollständig überflüssiges und unnützes Geschöpf bin."

„Du hast doch früher an deiner Arbeit Freude gehabt?"

„Mensch, nenn' das doch nicht Arbeit! Ich müßte mich ja sonst vor jedem Maurer und Kanalräumer schämen! ... Wenn ich daran denke, daß ich mich einmal

dazu hergegeben hab', irgend welche längst vermoderte altitalienische oder -französische Schmöker auszugraben und zu übersetzen, nur um meinen Namen aufs Titelblatt schreiben zu können und so meine Arbeitsleistung zu beweisen —!" Felix preßte die Handflächen gegen die Stirn und die Augen und zog dabei den Kopf zwischen die Schultern ein. — „Schauderhaft! Schauderhaft!"

„Soweit ich mich erinnern kann, hat dich kein Mensch zu diesem Beruf gezwungen. Du hättest ebensogut ein anderes Studium ergreifen können."

Felix wandte sich halb aufgerichtet dem Freunde zu.

„Das ist ja das Elend! Wenn mich nur jemand gezwungen hätte!"

„Deine Eltern haben sicher die beste Absicht gehabt."

„Aber ja! Ich mach' ihnen doch auch keinen Vorwurf! Ich mache überhaupt niemandem einen Vorwurf! Mir am allerwenigsten. Und wenn ich Arzt oder Techniker oder weiß Gott was geworden wäre, so würde ich mich heute nicht glücklicher und zufriedener fühlen. Wir, die wir das traurige Schicksal haben, aus sogenannten behaglichen Verhältnissen zu stammen, wir können überhaupt nie wirkliche Arbeiter werden, sondern immer nur Arbeitsschwindler, oder wenn es dir besser gefällt, Arbeitsmasken. Wir wachsen total verlottert und verfaulenzt auf, und wenn wir endlich einmal so alt geworden sind, daß sich das offenkundige Faulenzen für uns ebensowenig schickt, wie die kurzen Hosen oder das Spielen mit Zinnsoldaten, dann kriechen wir in irgend eine Arbeitsmaske hinein. Das hab' ich so gemacht, das hast du so gemacht und tausend andere auch! Und die

Wenigen, die den Mut aufbringen, einfach weiter zu faulenzen, sind noch die anständigsten von allen!"

Julius schüttelte lachend den Kopf.

„No, ich glaube, diesen Luxus könntest du dir noch immer erlauben."

„Nein! Das kann ich nicht! Dazu fehlt mir der Mut. Und das war mein Verhängnis!"

„Also dann müßte deiner Meinung nach jeder Mensch, der aus besseren Verhältnissen stammt, eines Tages vor seine Eltern hintreten und ihnen erklären: ich danke schön! Behaltet euch euer Geld —"

„Das hätte gar keinen Sinn! In dem Augenblick, wo du zu dieser Erkenntnis gelangst, bist du innerlich schon angesteckt und rettungslos verloren! — Von der ersten Stunde unseres Lebens an müßten unsere Eltern uns in den Dreck und ins Elend hinauswerfen! Man müßte geradezu Schutzheime für die Kinder der Wohlhabenden gründen, wo sie geprügelt werden und Hunger leiden und nie etwas von ihrer wirklichen Herkunft erfahren! — Dann wäre uns vielleicht noch zu helfen, dann könnten vielleicht Arbeiter aus uns werden! Wirkliche Arbeiter! Aber anders nie!"

„An deiner Stelle würde ich versuchen, eine derartige Bewegung einzuleiten und —"

Felix warf sich wieder auf den Diwan zurück.

„Und aus einer Maske in die andere zu kriechen! Danke! Ich habe von der einen genug." — Er verschränkte die Hände hinter dem Kopf und starrte gegen die Zimmerdecke. — „Und das alles könnte uns erspart bleiben, wenn man endlich einmal mit dem Schwindel aufräumen würde, daß ausgerechnet wir Menschen zu etwas Höherem und Besserem geschaffen sind! Das ist die Wurzel alles Unheils, das bis auf den heutigen Tag

über die Welt gekommen ist!" — Und nach einem kurzen Schweigen: — „Nur einen Wunsch habe ich noch. Aber der ist leider unerfüllbar, wie eben alles, was tatsächlich wünschenswert erscheint. Ich möchte die Stunde erleben, in der es endlich offenbar wird, daß wir Menschen nicht die oberste Gattung auf dieser Erde sind, sondern die unterste, niedrigste! Diese Stunde wird an Grauen und Furchtbarkeit alles, was wir bis jetzt erlebt haben und was wir uns auszumalen vermögen, noch weitaus übertreffen, aber wenigstens wird in ihr die letzte Lüge und die letzte tückische Gemeinheit ersticken! Und Lüge und Gemeinheit ist schließlich unser ganzes Leben vom Anfang bis zum Ende! ... Nimm die höchste Leistung, auf welchem Gebiet immer, Julius, und trag sie von ihrem Gipfel an schichtenweise ab — als Wurzel oder sozusagen als Keim wirst du immer irgend eine Gemeinheit finden. Manchmal vielleicht auch schon früher."

Julius schien eine Zeitlang über das Gehörte nachzudenken. Dann strich er sich, als sei er ein wenig ermüdet, mit der Hand über die Stirn.

„An und für sich magst du ja in manchem nicht unrecht haben —"

„Aber im großen und ganzen", unterbrach Felix leise lachend, „sind wir dadurch von unserem eigentlichen Thema abgekommen, meinst du ... nicht?"

„Nein, im Gegenteil. Gerade im Zusammenhang mit diesem Thema bin ich dir für deine Ausführungen sehr dankbar."

„Wieso?" fragte Felix scheinbar gleichgültig und ohne seine Stellung zu verändern.

„Weil mir dadurch etwas, was ich zuerst nur vermutet hab', beinahe zur Gewißheit wird."

„Und zwar —?"

„Daß diese nagende Unzufriedenheit mit dir selbst das erste störende Element war, das sich in dein Leben und — warum soll man es länger leugnen — auch in dein Verhältnis zu Agathe eingedrängt hat. Und daß das andere, das Gefühl deines Krankseins, sich erst allmählich daraus entwickelt hat."

Jetzt setzte Felix sich vollständig auf und sah dem Freund verwundert ins Gesicht.

„Und das hältst du für eine großartige Entdeckung?"

„Du gibst mir also zu —?"

„Aber selbstverständlich. Nur mit einer ganz kleinen Berichtigung. Du darfst nicht sagen: das Gefühl meines Krankseins, sondern meine Krankheit."

„Entschuldige, Felix — du wirst doch nicht behaupten wollen, daß solche seelische Störungen oder Hemmungen tatsächlich ein organisches Leiden hervorrufen können?"

„Allerdings behaupte ich das. Und wenn es mir alle ärztlichen Autoritäten der Welt bestreiten! ... Übrigens ist es mir gar nicht so leichtgefallen, mich bis zu dieser Erkenntnis durchzuarbeiten. Anfangs hab' ich mir gerade so wie du gesagt, daß so etwas nicht möglich ist. Daß die Keime des eigentlichen Leidens vielleicht schon längst in mir vorhanden waren und mich geistig irgendwie gelähmt haben, bevor sie mir körperlich zu Bewußtsein gekommen sind. Aber wie ich dann in aller Ruhe überlegt hab', daß mir, abgesehen von den üblichen Kinderkrankheiten, nie etwas Ernstes gefehlt hat — du erinnerst dich ja sicher auch noch — und daß auch meine Eltern und Großeltern kerngesunde Menschen waren, die ein ganz ansehnliches Alter erreicht haben — da ist mir die Geschichte doch verdächtig geworden. Und

schließlich habe ich die felsenfeste Überzeugung gewonnen, daß sich aus meinem erbärmlichen Seelenzustand oder, wie du es nennst, aus meiner inneren Unzufriedenheit, ein unheilbares organisches Leiden entwickelt hat."

„Aber Felix —!"

„Warum bist du so entsetzt? Das ist eben meine Entdeckung! Es ist ja doch sehr gut möglich, daß es sich um eine unbekannte, neue Krankheit handelt. Irgendwo und irgendwann und bei irgend jemandem muß doch jede Krankheit zum erstenmal aufgetreten sein! Also warum mißgönnst du mir diese ohnehin sehr fragliche Auszeichnung?"

„Wenn du wüßtest, wie lächerlich du dich machst!"

„Das war das Schicksal beinahe aller Entdecker... Nein, Julius, glaub' mir, diese Unausgefülltheit meines Lebens, dieses Fehlen aller Widerstände ist mein Unglück geworden. Hunderttausend anderen Menschen schadet es vielleicht nicht. Sogar sicher nicht. Aber mich hat es zugrunde gerichtet. Die verschiedenen Körper sind eben auch verschieden beschaffen. Ich hätte Widerstände und Hindernisse gebraucht, um spitz und scharf zu bleiben. So wie ja schließlich jede Maschine stumpf und unbrauchbar wird, wenn du sie ohne Material ins Leere hineinarbeiten läßt."

Felix sprang mit einem Ruck auf, als wolle er andeuten, daß er eine Fortführung des Gespräches für überflüssig halte, und schenkte sich ein Glas Kognak ein, das er auf einen Zug hinunterstürzte.

Auch Julius hatte sich erhoben und trat neben ihn.

„Fühlst du dich jetzt schon ganz wohl?"

„Vollständig... Vielleicht daß sich der Anfall in der Nacht wiederholt — aber augenblicklich könnte ich mir einbilden, so gesund zu sein wie du."

„No, das ist ja vorderhand die Hauptsache."

Felix reichte dem Freund ein zweites, gefülltes Glas.

„Sehr richtig bemerkt. In meiner Lage muß man jede ruhige Minute zu schätzen wissen, die einem noch gegönnt ist. Und darauf wollen wir —" sie stießen an und tranken aus.

„Sag' einmal", Julius drehte den geleerten Kelch spielend zwischen den Fingern — „es ist zwar ein Unsinn, daß ich überhaupt davon anfange, aber es würde mich doch interessieren, zu erfahren, ob du mit Agathe —"

„No, was denn? Heraus mit der Farbe!" ermunterte Felix, durch den raschen, sehr starken Trunk etwas freier gelaunt, den Zögernden.

„... Ob du mit Agathe schon über deine ... äußersten Befürchtungen gesprochen hast."

„Über meine äußersten Befürchtungen?" spöttelte der andere. — „Nein, noch nicht. Obwohl es eine Dummheit von mir ist. Denn wenn ich eines Tages endgültig zusammenbreche, wird sie nicht vorbereitet sein. Aber du wirst zugeben, daß es mir doch nicht so ganz leichtfallen dürfte ... Übrigens — willst du es ihr nicht beibringen? ... Wozu hätte man denn seine Freunde!"

Julius hob den Blick langsam zu ihm auf.

„Wünschst du, daß ich es ihr mitteile?"

„Und wenn ich es auch nicht wünsche! ... Du würdest es ja doch tun!"

„Willst du damit sagen, daß ich gegen deinen Willen —?"

Felix' scheinbar eben noch heitere Stimmung schlug unvermittelt in Gereiztheit um.

„Ja!" schrie er und stellte die Kognakflasche, nach der er wieder gegriffen hatte, hart auf den kleinen

Rauchtisch. — „Vom heutigen Tage an bin ich in meinem eigenen Hause verkauft und verraten!“

Julius trat einen Schritt zurück.

„Felix —!“

„Du hältst mich ja doch nur für einen Narren! Und es wird dir nicht schwerfallen, auch der Agathe diese Meinung beizubringen. Ihr werdet euch, wenn ihr es nicht ohnehin schon getan habt, gegen mich verbünden und —“

„Du bist mißtrauisch wie —“

„Wie alle eingebildeten Kranken, hast du sagen wollen. Ich weiß.“

„Es hätte gar keinen Sinn, dir noch weiter zu antworten. Du verdrehst einem ja doch nur jedes Wort im Munde.“ — Julius sah auf die Uhr. — „Übrigens ist es reichlich spät geworden. Du wirst gut daran tun, schlafen zu gehen.“

„Schlafen! — Du stellst dir das einfach vor.“

„Dann leg' dich wenigstens nieder! — Wenn du hier sitzt und trinkst, wirst du natürlich nicht schlafen! ... Also, gute Nacht!“ — Und weil Felix trotzig stehen blieb: — „No, die Hand kannst du mir schon geben, wenn du mich auch für deinen Feind hältst.“

Da näherte sich der andere langsam.

„Du mußt Geduld mit mir haben“, sagte er, indem er jetzt ebenso unvermittelt einen ganz nachgiebigen Ton anschlug.

„Ich denke, daß mir die nicht fehlt, hab' ich dir heute zur Genüge bewiesen ... Und darf ich morgen wiederkommen oder wirst du mich hinauswerfen?“

„Laß dich durch mein Benehmen nicht abschrecken. Vergiß nicht, daß du es Agathes wegen tust.“

Obgleich Julius sich lebhaft vorzustellen vermochte, wie sehr Agathe sich danach sehnen würde, nähere Einzelheiten über sein Gespräch mit ihrem Gatten zu erfahren, wünschte er doch ein Zusammentreffen mit ihr allein, von dem Felix früher oder später Kenntnis erhalten mußte, um jeden Preis zu vermeiden, damit der krankhaft mißtrauische Freund nicht von neuem beunruhigt werde. Lieber wollte er versuchen, mit ihr außerhalb des Hauses zusammenzukommen und glaubte, es unschwer auf die Weise erreichen zu können, daß er im Laufe der Unterhaltung, scheinbar zufällig, Agathe zu einer Mitteilung veranlaßte, wann und wohin sie nächster Zeit einmal auszugehen gedenke. So bot sich ihm die Möglichkeit, ihr zu begegnen, ohne daß Felix darum wußte, und ihr über das Ergebnis seiner Unterredung ausführlich zu berichten. Allein sein Vorhaben sollte ihm wesentlich erleichtert werden; denn als er am folgenden Nachmittag die Freunde aufsuchte, war Felix diesmal zwar zugegen, aber nach dem Tee erhob er sich und gab ihnen mit deutlich zur Schau gestellter Gleichgültigkeit Gelegenheit zu einer ungestörten Aussprache, indem er bat, sie möchten ihn entschuldigen, da er — und hier verzog sich sein Mund ein wenig verächtlich — wegen einer begonnenen Arbeit noch einiges in seiner Bibliothek nachschlagen müsse. Die offenkundige Absichtlichkeit seines Benehmens hinderte Julius nicht, Agathe sogleich alles, was am vergangenen Abend zwischen ihm und Felix gesprochen worden war, eingehend zu schildern. Sie schien von dem Gehörten wohl einigermaßen bestürzt, jedoch durchaus nicht so überrascht oder erschreckt zu sein, wie er erwartet hatte, und weil er ihr sein Erstaunen darüber ausdrückte, sagte sie, Felix habe ihr schon einige Male, wahrschein-

lich ohne es zu wollen und ohne sich dessen bewußt zu werden, ähnliche Andeutungen gemacht. Julius legte ihr nun nahe, daß es dringend geboten sei, den Freund seinen sich immer mehr steigernden Einbildungen zu entreißen, durch die allmählich ein, wenn auch nicht geradezu körperliches, so doch geistiges oder wenigstens schwer nervöses Leiden zu entstehen drohe. Auf ihre verzweifelte Frage, wie er nach allen ihren eigenen, vergeblichen Bemühungen dies tun und was er zunächst unternehmen wolle, erklärte er, er beabsichtige zuerst einmal zu dem Arzt zu gehen, der Felix untersucht habe, um sich von ihm Gewißheit über den Zustand des Freundes und über die Grundlosigkeit aller trüben Befürchtungen zu verschaffen. Da sich Agathe der Wohnung des Arztes nicht mehr genau erinnerte, schrieb er nur den Namen ins Notizbuch und versprach, die Adresse und die Sprechstunde noch am gleichen Abend im Kaffeehaus nachzusehen.

Bald darauf kam Felix wieder ins Zimmer. Er fragte die beiden sehr freundlich, ob ihnen während seiner Abwesenheit die Zeit nicht zu lang geworden sei, wobei das halb boshafte, halb nachsichtige Lächeln, mit dem er seine Worte begleitete, verraten sollte, daß er den Gegenstand ihrer Unterhaltung zwar kenne, ihn aber durchaus nicht unangenehm empfinde oder ihnen wohl gar verüble. Der Abend verlief ohne jede Störung und ohne daß Felix einen neuerlichen Anfall erlitten hätte. Dagegen fielen seine Blässe und die Schlaffheit seines Gesichtsausdruckes, die durch die Leiden und Aufregungen der letzten Nacht, sowie durch die völlige Wehrlosigkeit, mit der er sich heute seiner Abspannung hingeben zu dürfen glaubte, allerdings beträchtlich verstärkt worden sein mochten, Julius viel deutlicher auf,

als am vergangenen Tag. Nach dem Abendbrot blieben sie kaum länger als eine Stunde beisammen und selbst diese kurze Zeit schien sich ins Endlose zu dehnen, obgleich Julius bemüht war, durch eine Ergänzung seiner gestrigen Reiseerzählungen ein mühseliges Gespräch in Gang zu bringen. Endlich bat Felix um die Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen. Er sehne sich danach, den versäumten Schlaf nachzuholen, doch mögen sich die andern seinetwegen keineswegs behindern lassen, ihre Unterhaltung — und hier spielte wieder ein beinahe schadenfrohes Lächeln um seinen Mund — allein und solange es ihnen beliebe, fortzuführen. Julius, der durch die bei ihrer Wiederholung schon etwas plump wirkende, versteckte Anspielung nicht nur verstimmt wurde, sondern herausfühlte, daß er durch sein längeres Bleiben Agathe dem Gatten gegenüber in Verlegenheit bringen würde, lehnte unter dem Hinweis, daß er selbst von den Anstrengungen der mehrtägigen Heimreise nachträglich ermüdet sei, mit höflicher Entschiedenheit ab und verabschiedete sich von den Freunden, ohne sein Kommen für den nächsten Tag ausdrücklich in Aussicht zu stellen.

Er legte den Weg nach der inneren Stadt durch die lauwarme, mondhelle Frühlingsnacht zu Fuß zurück und betrat, teils weil er wirklich die Adresse des ihm genannten Arztes nachschlagen wollte, teils weil es ihm widerstrebte, zu so verhältnismäßig früher Stunde zu Bette zu gehen, ein Kaffeehaus, in dem er und auch Felix vor Jahren manchmal mit gemeinsamen Bekannten zusammengetroffen waren. Aus alter Gewohnheit durchstreifte er den ganzen Raum und entdeckte zuletzt in einer bevorzugten Ecke vor einem mit Zeitungen überladenen Tisch einen ehemaligen Schulfreund, der, wie er sich wohl zu erinnern wußte, als Rechtsanwalt

eine sehr ausgedehnte Praxis besaß und am Abend hier ein wenig Ansprache und Zerstreuung suchte. Nach dem dumpfen Druck des eben Erlebten und der daraus erwachsenen Unbefriedigtheit von dem bisherigen Empfang in der Heimatstadt, tat ihm die ungeheuchelt herzliche Überraschung des alten Bekannten doppelt wohl, ja, er glaubte mit ihm augenblicklich sogar viel inniger befreundet zu sein, als es in Wahrheit der Fall gewesen war. Sobald sie die ersten, durch eine derartige Begegnung nach mehrjähriger Trennung fast immer bedingten Fragen und Redensarten überwunden hatten, gerieten sie in ein lebhaftes Gespräch, in dessen Verlauf zunächst Julius wieder von seinen Reisen erzählen mußte, und zwar diesmal, dem Wesen und den Interessen seines Hörers Rechnung tragend, mit besonderer Berücksichtigung seiner geschäftlichen Bestrebungen, die den Zweck verfolgten, verschiedene schon von seinem verstorbenen Vater angeknüpfte Beziehungen mit dem Ausland zu festigen und auszubauen. Dann berichtete auch der Advokat von seinen Lebensumständen und seiner Tätigkeit, die sich mehr ausgebreitet habe, als ihm lieb sei, und ihn in absehbarer Zeit zwingen werde, einen Teilhaber in die Kanzlei aufzunehmen. Sie genügten so offenbar dem unbewußten Bedürfnis, die durch die lange Unterbrechung ihres Verkehrs entstandene Lücke auszufüllen, und gelangten über diese Brücke hinweg immer tiefer in die Vergangenheit und zuletzt bis in die gemeinsam verbrachte Schulzeit hinein. Alle kleinen Leiden und Freuden jener Tage, die übrigens damals, als sie ihnen widerfuhren, gar nicht so klein gewesen waren, stiegen vor ihnen auf, sie belachten und ahmten die Eigenheiten ihrer Lehrer nach wie ganz junge Menschen, und während sie schließlich

einer dem andern nachhelfend, wo sein Gedächtnis ihn in Stich zu lassen drohte, die Gestalten der einzelnen Mitschüler an sich vorbeiziehen ließen und deren Schicksale erörterten, soweit sie etwas davon wußten, oder Vermutungen aufstellten, was wohl aus dem oder jenem geworden sein mochte, erwähnte der Advokat einen bestimmten Namen mit einer derartigen, beinahe gleichgültigen Sicherheit, als ob er voraussetze, daß auch der andere mit dem jedenfalls ungewöhnlichen und ausgezeichneten Lebensgang des Genannten vollkommen vertraut sein müsse.

„Martiner?" wiederholte Julius den Namen, und gleich einem sichtbaren Echo tauchte das Bild eines der vielen jungen Leute vor ihm auf, der mit ihm das Gymnasium besucht hatte, aber nie in innigere Beziehungen zu ihm getreten war. — „Hat er nicht Arzt werden wollen?" fragte er aus einer dunklen Erinnerung heraus.

Dem Advokaten erschien diese Unkenntnis anfänglich ganz unglaubhaft. Erst nach einigen Gegenfragen, die seiner Verwunderung Ausdruck verleihen sollten, begann er mit behaglicher Weitschweifigkeit und ein wenig läppisch anmutendem Stolz auf die einstige Mitschülerschaft mit dem mittlerweile zu so bedeutendem Ruhm gelangten Manne, von Martiners Entwicklung zu sprechen. Er erzählte, wie er schon als Student die Aufmerksamkeit seiner Lehrer erregt und als Assistent eines immerhin hervorragenden Klinikers nach der übereinstimmenden Meinung eingeweihter Kreise seinen Vorgesetzten vielfach übertroffen habe, wie er dann als Dozent ins Ausland berufen worden und zuletzt vor einigen Monaten nach einem verblüffend raschen, durch seine Erfolge jedoch vollauf gerechtfertigten Aufstieg

als anerkannt erste Größe seines Fachs in seine Vaterstadt zurückgekehrt sei, wo eigens für ihn eine neue Klinik geschaffen worden wäre. Die Erwähnung besonders hervorstechender, vermutlich durch die Zeitung bekannt gewordener Fälle, die meist den obersten Gesellschaftsschichten zugehörende Persönlichkeiten betrafen und bei denen Martiner seinen diagnostischen Scharfblick auf das glänzendste bewährt hatte, ergänzten das liebevoll gezeichnete Gemälde und suchten einen letzten, unwiderleglichen Beweis für das Gesagte zu erbringen.

Julius erinnerte sich nun schon ganz deutlich daran, daß er während seines Aufenthaltes in der Fremde den Namen Martiners häufig gelesen und sich dabei oft gefragt habe, ob der berühmte Arzt und der gewesene Mitschüler die gleiche Person sein könnten. Aber jedesmal war ihm dies in der Annahme, daß der Arzt wohl schon in vorgerückterem Alter stehen müsse, als nicht gut möglich erschienen, und er hatte beide, den gefeierten Wohltäter der Menschheit und den ihm im Grunde ziemlich gleichgültigen Schulgenossen, bald wieder vergessen.

Als der Advokat in seinen Lobpreisungen fortfuhr und sich in seiner allmählich geschwätzig wirkenden Bewunderung nicht genug tun konnte, rückte Julius innerlich von ihm ab und so, aus einer gewissen Entfernung, erkannte er, wer dieser Mann in Wirklichkeit war. Durchaus nicht der lang vermißte, herzlich begrüßte Freund, den er in ihm aus einer vorübergehenden Stimmung heraus vor kurzem noch gefunden zu haben meinte, sondern ein recht mittelmäßiger, ihm nur oberflächlich bekannter Mensch, mit dem man nach den Mühen des Tages gerne ein Stündchen verplauderte.

Diese Erkenntnis führte seine Gedanken zu Agathe und Felix und zu der Sorge zurück, welche die beiden ihm verursachten. Es fiel ihm ein, weswegen er eigentlich das Kaffeehaus aufgesucht hatte, und während er dem Advokaten scheinbar aufmerksam zuhörte und, um ihn durch seine Teilnahmslosigkeit nicht zu verletzen, hie und da ein unverbindliches Wort hinwarf, verlangte er von einem eben vorbeieilenden Kellner das Adreßbuch. Er bat den andern, sich keineswegs unterbrechen zu lassen, denn er wolle nur in aller Eile irgend eine Anschrift nachschlagen und vermöge dabei ganz gut den ihn außerordentlich fesselnden Ausführungen zu folgen. Aber bevor er noch, Seite um Seite in alphabetischer Reihenfolge durchlaufend, den Namen des von Agathe genannten Arztes fand, drängte sich ihm mit einemmal die Überlegung auf, ob es nicht möglich wäre, Felix zu einem Besuch bei Martiner zu bewegen. Vielleicht würde dieser um der einstigen Jugendgemeinschaft willen den Fall mit gesteigerter Gewissenhaftigkeit behandeln und aus dem gleichen Grunde auch ihm selbst, wenn er, wie es sein fester Vorsatz war, nachträglich zu ihm käme, um sich über das Schicksal des Freundes zu erkundigen, mit rückhaltloser Offenheit Bescheid geben. Obwohl sein Vertrauen zu dem andern Arzt, der Felix untersucht und angeblich für vollkommen gesund erklärt hatte, auf eine ihm nicht recht verständliche Weise nun schon beträchtlich erschüttert war und er sich von einer Unterredung mit ihm keinerlei wertvolle Aufklärung mehr versprach, schrieb er doch aus einer Art Pflichtgefühl dessen Namen und Wohnung auf und blätterte dann hastig weiter bis zu der Adresse Martiners, die er nebst dem beigefügten Zusatz, daß neue Patienten nur gegen vorherige Anmeldung empfangen würden, in seinem

Merkbuch verzeichnete. Sobald dies geschehen war, empfand er förmlich eine Art von Erleichterung und freudiger Angeregtheit. Aus Dankbarkeit blieb er noch eine Weile neben dem geschwätzigen Advokaten sitzen und ließ die Lobreden auf Martiner geduldig über sich ergehen, nicht ohne jetzt ein geheimes Behagen, eine hoffnungsvolle Ahnung aus ihnen zu saugen. Endlich brach er mit der am gleichen Abend schon gegen Felix und Agathe gebrauchten Entschuldigung auf, er sei von den Reiseanstrengungen der vorhergegangenen Tage noch etwas ermüdet und wünsche früher, als es sonst seine Gewohnheit war, zu Bett zu gehen.

Auf dem kurzen Weg in sein Hotel verdichtete sich in ihm das ursprünglich nur zweifelnd erwogene Vorhaben, Martiner zu Rate zu ziehen, bereits zum festen, unumstößlichen Entschluß. Es handelte sich nunmehr noch um die, wie er sich gestehen mußte, allerdings nicht ganz leichte Aufgabe, Felix für seinen Plan zu gewinnen, aber mit Hilfe Agathes, und vor allem, wenn er den richtigen Augenblick zu wählen verstand, hoffte er auch diese Schwierigkeit zu überwinden.

Am folgenden Tag war Julius von seinen eigenen Angelegenheiten so stark in Anspruch genommen, daß er keine Zeit zu einem Besuch bei den Freunden fand. Zudem hielt das trübe, regnerische Wetter noch immer an, und die gedrückte, beinahe lähmende Stimmung, in die es ihn versetzte, ließ ihm den Plan mit Martiner durchaus nicht mehr so aussichtsreich erscheinen, wie am vergangenen Abend. Er war daher froh, seine Hoffnungslosigkeit nicht zu Felix und Agathe hintragen und den Kampf gegen den jedenfalls vorhandenen Widerstand des Freundes mit so geschwächten Mitteln

aufnehmen zu müssen. Am übernächsten Morgen besserte das Wetter sich endlich und um die Mittagszeit flutete vom blaßblauen Himmel warmer Sonnenschein über die rein gebadeten Straßen und Häuser.

Zur gewohnten Stunde begann Julius seine Wanderung zu den Freunden, und ein rätselhafter Wald- und Wiesenhauch, der bis in die engen Gassen der inneren Stadt eindrang und selbst dort, wo kein Baum, kein Rasenfleck zu sehen war, Bilder vom kommenden Frühling und Sommer girlandengleich um die starren Mauern schlang, gab ihm seine Zuversicht in vollem, ja noch gesteigertem Maß zurück. Je weiter er sich von der Mitte der Stadt entfernte und je näher er dem hochgelegenen Vorort und den Quellen des wunderbar stärkenden, immer ursprünglicher werdenden Duftes kam, desto höher stiegen seine Hoffnung und der frohe Glaube, in solchen Augenblicken könne es kein Siechtum, kein Welken geben, sondern nur ein großes, der Blüte und Fruchtbarkeit entgegenkeimendes Gesunden. Über den Berghügeln, die in den breiten Gartenlücken zwischen einzelnen Häusern und Gebäudereihen sichtbar wurden und von der lauen Föhnluft greifbar nahegerückt erschienen, verschimmerte der blaue Himmel in ein blasses Grün, und plötzlich, während alle anderen Laute gleichsam lauschend verstummten, erhob von einem verborgenen Baumwipfel eine Amsel noch zaghaft versuchend ihren ersten Schlag.

Als Julius das Wohnzimmer betrat, wo er mit den Freunden meist zu verweilen und den Tee zu nehmen pflegte, traf er Felix in der offenen Balkontür sitzend an, während Agathe, auf die hohe Rückenlehne des Stuhles gestützt, knapp neben ihm stand. Sie begrüßten einander mit einem wortlosen Handschlag und horchten

gemeinsam lange Zeit in den sinkenden Abend hinein. An dem nun schon ganz verblaßten Himmel tauchten einzelne matt flimmernde Sterne auf, der Schlag der Amseln in den Bäumen des gegenüberliegenden Gartens klang heller und vertrauender durch die Stille und ein leiser, warmer Windhauch wehte hie und da den zur Seite geschobenen dünnen Vorhang ein wenig ins Zimmer hinein.

„Um eines solchen Augenblickes willen lohnt es sich noch zu leben", sagte Felix endlich mit einem tiefen Atemzug.

Julius neigte sich zu Agathe hinüber, um nicht laut sprechen zu müssen.

„Hat er wieder einen Anfall gehabt?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein. Gott sei Dank."

Aber Felix hörte nicht auf ihr Geflüster und sah unbeweglich in die Dämmerung hinaus.

„Jetzt kommt die Zeit, in der wir uns danach sehnen, den sichtbaren Wurzeln des Lebens näher zu sein. In diesen ersten Frühlingstagen wird mir der Aufenthalt in der Stadt zur Last. Ich möchte endlos über Felder und Wiesen gehen ... und durch den Wald ... oder am Ufer eines Baches ..."

Agathe legte die Hand auf seine Schulter.

„Dann könnte man vielleicht sehen, was man hier nur ahnen darf."

„Wer hindert euch, schon morgen irgendwo hinauszufahren und euch diesen Genuß zu verschaffen?" fragte Julius.

Felix hob abwehrend den Arm.

„So habe ich es nicht gemeint. Das würde, mir wenigstens, nicht genügen. Dazu müßte man das ganze

Jahr im Freien leben. Die Jahreszeiten sind eine ineinandergreifende Kette. Um die eine zu verstehen, müßte man auch immer die vorhergehende genau kennen. Und selbst das wäre vielleicht nicht genug. Man müßte mit dem Leben da draußen irgendwie verwachsen sein ... und mit der Erde, aus der es keimt. Dann könnte man es miterleben. Als Teil des Ganzen. Aber so —!"

„Also Bauer werden ... oder Landwirt?"

„Vielleicht. Wenn nicht eine noch innigere Vereinigung möglich ist."

„Davon spricht er jedes Jahr um diese Zeit", wandte Agathe sich an Julius. — „Er hat sich auch schon oft mit dem Gedanken getragen, ein kleines Landgut zu kaufen."

„Das wäre sehr vernünftig von ihm."

Felix stützte den Kopf in die Hand.

„Ich hätte es früher tun müssen. Viel früher. Damals, als dieses Verlangen noch nicht an wenige Tage gebunden war, oder vielleicht auch nur an wenige Stunden. Heute ist es zu spät dazu."

Die beiden anderen wechselten einen raschen Blick.

Julius fühlte, daß er jetzt noch nicht von seinem Vorhaben beginnen durfte. Aber ebenso deutlich fühlte er, daß immer ein leiser Zusammenhang erhalten werden mußte, ein Weg, den er im richtigen Augenblick betreten konnte.

„»Zu spät« ist das überflüssigste Wort, das es gibt. Eigentlich wäre man erst dann berechtigt, es auszusprechen, wenn man überhaupt nicht mehr imstande ist, zu sprechen. Und dann erübrigt es sich von selbst."

Felix lachte leise und mit geschlossenem Mund auf.

„Glückliche Menschen, die das, was zwischen diesen beiden Punkten liegt, nicht kennen! Dieses trostlose

letzte Stück Weges, das man gehen muß, obwohl man weiß, daß man kein Ziel mehr hat. Oder wenigstens kein greifbares Ziel."

„Mir war nie etwas verhaßter, als das Gehen nach einem bestimmten Ziel."

„Du willst mich nicht verstehen."

„Fangt nicht zu streiten an", unterbrach Agathe scherzend, „sondern hört lieber zu, wie schön die Amseln singen."

Sie schwiegen eine Weile und ihre Gedanken zogen in den Frühlingsabend hinaus, wie glückliche, von aller Körperlichkeit befreite Wanderer, denen es vergönnt ist, zwischen Tönen und Himmelsfarben hindurchzuschreiten, so wie andere über eine Wiese oder Landstraße gehen.

Plötzlich sagte Felix: „Es ist merkwürdig, daß man gerade in diesen Zeiten des Werdens und Verjüngens so häufig an den Tod denken muß."

Wieder wechselte Julius mit Agathe hinter seinem Rücken einen Blick.

„Bei mir ist gerade das Gegenteil der Fall. Mich kostet die Vorstellung, daß sich heute jemand krank und unlustig fühlt, geradezu Überwindung."

Felix lächelte beinahe stillvergnügt.

„Darin besteht eben der Unterschied."

„Zwischen wem?"

„Zwischen" — er wollte etwas anderes sagen, aber dann entschied er sich kurz — „zwischen mir und dir."

„Mir geht es eigentlich genau so, wie dem Felix", log Agathe aus Furcht, das Gespräch könnte eine allzu deutliche, unerfreuliche Wendung nehmen.

Er schien erstaunt darüber, daß sie, die ganz Gesunde, mit ihm etwas Gemeinsames zu haben glaubte.

„Du hast das wirklich nicht notwendig." — Und nachdem er eine Art leichter Verdrossenheit überwunden hatte: — „Übrigens mag es auch daher kommen, daß wir uns in diesen Tagen besonders stark dazu gedrängt fühlen, Vergleiche anzustellen."

„Was für Vergleiche?" fragte Julius.

„Zwischen der Natur und uns. Zwischen ihrer alljährlichen Erneuerung und unserer eigenen Hinfälligkeit ... und unserer Unfähigkeit, diesen Verfall, der sich ja eigentlich stündlich vollzieht, zu hemmen."

„Es kommt darauf an, was du unter Natur verstehst."

„Das, was wir eben jetzt wieder mitmachen, wie schon so oft."

„Du gibst doch selbst zu, daß wir es mitmachen dürfen?"

„Vermagst du jedes Jahr Knospen zu treiben und Blätter und Blüten wie ein Baum? Oder frisches Gras, wie der Erdboden?"

„Der Baum muß seine Ringe ansetzen, wie wir unsere Jahre. Und schließlich stirbt er so wie wir. Er erreicht nur im allgemeinen ein höheres Alter. Ich glaube, du bewegst dich in einem Trugschluß."

Agathe verschränkte lächelnd die Arme hinter dem Kopf.

„Das Altern wäre leicht zu ertragen, wenn man jedes Jahr neue Blätter treiben dürfte."

„Würden Sie es dafür wirklich in Kauf nehmen, fünfzig- und sechzigmal zu welken, anstatt nur einmal? Und monatelang ohne Schmuck, ohne sichtbares Leben dazustehen?"

„Wenn ich eine Bürgschaft dafür hätte, daß mein Äußeres sich alljährlich verjüngt — ohneweiters."

Felix erhob sich und trat ganz auf den Balkon hinaus.

„Ihr unterlegt meinen Worten einen fremden Sinn", sagte er, die Hände gegen das Gitter stützend.

„Und wie hast du sie gemeint?"

„Ich habe nicht sosehr den Baum gemeint, der sich in jedem Frühling frisch begrünt, als vielmehr die Kraft, die ihn dazu zwingt... und so gewissermaßen von ihrem Vorhandensein ein Zeichen gibt."

„Du findest aus dem Kreis, in den du hineingeraten bist, nicht heraus. Ich gebe gern zu, daß diese Kraft um einige Stufen höher steht, aber einen Anfang hat auch sie gehabt und folglich wird sie auch in ein Ende einmünden."

Felix schüttelte den Kopf.

„Ich glaube, sie ist ohne Anfang und Ende. Sie ist ewig."

„Dann müssen auch wir es sein."

„Vielleicht. Aber in einer Form, die unser Fassungsvermögen und, bedauerlicherweise, auch unser Bewußtsein übersteigt. Und darum ist diese Ewigkeit für jeden von uns als Einzelexistenz vollständig belanglos."

Julius war neben den Freund auf den Balkon getreten.

„In gewissen Grenzen kann sich übrigens jeder von uns eine Art Fortdauer verschaffen."

„Womit?"

„In seinen Kindern." — Und ohne Felix' ablehnendes Achselzucken zu beachten: — „Auf diese Weise dürfen wir uns als Glieder einer fortlaufenden Kette betrachten, über deren Anfang und Ende wir uns ja schließlich den Kopf nicht zu zerbrechen brauchen."

Agathe war lautlos ins Zimmer zurückgetreten, während Felix sich beinahe heftig umwandte.

„Verschone mich um Gottes willen damit! Ich würde mein Kind niemals als meine Fortsetzung betrachten, sondern immer als vollkommen selbständige, von mir gänzlich unabhängige Existenz. Darum halte ich es auch für namenlos albern, sich aus irgend welchen Sentimentalitätsgründen Kinder zu wünschen."

„Zwischen Sentimentalität und Egoismus gibt es immerhin noch einige Zwischenstufen."

„Zwischenstufen und sogenannte goldene Mittelwege sind ohne Ausnahme Unaufrichtigkeiten."

„Möglich. Aber die Mehrzahl der Menschen sind keine Extremnaturen. Und du, im Grund genommen, am allerwenigsten."

„Möchten die Herren ihr Gespräch nicht beim Tee fortsetzen?" fragte Agathe aus dem Zimmer.

Julius schlang den Arm um die Schulter des Freundes und verließ mit ihm den Balkon.

„Steht es überhaupt für eine Fortsetzung?"

„Nein", lachte Felix, „und weißt du warum?"

Sie hatten mittlerweile an dem kleinen Tisch Platz genommen und Agathe sah ihren Mann erwartungsvoll an.

„No —?"

„Weil es ebenso zeitlos sein dürfte wie der Stoff, den es behandelt. Und ein Gespräch soll man eigentlich nur dann fortsetzen, wenn man Aussicht hat, es zu beenden."

Julius war über den frohen, fast scherzhaften Umschwung, der sich ihrer Stimmung nun doch noch bemächtigt hatte, sehr glücklich und vermied es ängstlich, durch irgend ein nachdenkliches Wort wieder eine ernste Wendung herbeizuführen. Er war fest entschlossen,

seinen Vorschlag, Felix möge sich von Martiner untersuchen lassen, heute zur Sprache zu bringen, und das, was bisher zwischen ihnen geredet worden war, erschien ihm trotz mancher nicht ganz willkommenen Abschweifungen als keine ungünstige Vorbereitung hiefür. Er glaubte daraus entnehmen zu dürfen, daß der Freund, falls er wirklich krank sein sollte, dem Wunsch nach Genesung noch nicht völlig entsagt habe und durch eindringliche Vorstellungen aus seinem selbstquälerischen Trotz hervorzulocken sein würde. Allerdings hätte er sich zuvor gerne mit Agathe ins Einverständnis gesetzt, aber auch darauf meinte er verzichten zu dürfen, da sie seine Absichten gewiß vom ersten Wort an begreifen und mit keiner unbedachten Äußerung durchkreuzen würde.

Nachdem er sich eine Zigarette angezündet hatte — Felix ließ sich, geringschätzig lächelnd, durch Agathes schüchterne Bitte vom Rauchen abhalten, und darin glaubte Julius wieder ein gutes Zeichen zu erblicken — begann er von seinem vorgestrigen Zusammentreffen mit dem gemeinsamen Jugendbekannten zu erzählen und erkundigte sich, ob der Freund von dem glänzenden Aufstieg ihres Mitschülers Martiner unterrichtet sei.

„Ich glaube, er ist Arzt geworden", entgegnete der Gefragte mit einer Gleichgültigkeit, die viel zu großartig war, um nicht gespielt zu wirken. Übrigens mußte er es selbst empfinden, denn er fügte hinzu: „Hat er nicht irgendwo draußen eine Professur bekommen?"

„Vor ein paar Monaten hat man ihn zurückberufen und ihm hier eine Klinik gegeben."

„Ach ja, ... mir scheint, ich hab' es gelesen."

„Der Martiner war ein Kollege von euch?" mischte sich jetzt Agathe erstaunt ins Gespräch.

Julius wandte sich, angenehm überrascht und eine unerwartete Unterstützung von ihrer Seite ahnend, an sie.

„Sie scheinen mehr von ihm zu wissen, als wir?"

„Mir hat erst neulich einmal jemand erzählt, wie tüchtig er ist."

„Tüchtig ist doch vielleicht ein zu bescheidener Ausdruck für einen Mann wie ihn."

„Ich meine ja nur", entschuldigte sie sich und um ihren Fehler gutzumachen, gab sie die ausführliche Schilderung eines Krankheitsfalles aus ihrem weiteren Bekanntenkreis, der durch das Eingreifen Martiners eine kaum mehr erhoffte, günstige Wendung genommen hatte.

Auch Julius wiederholte nun den Bericht des Advokaten, zwar nicht in so aufdringlicher Form, aber doch mit unverhohlener Anerkennung für die Größe und die Fähigkeiten des gewesenen Mitschülers.

„Zerreißt euch nur nicht vor lauter Bewunderung", unterbrach Felix ihn endlich. — „Es hat immer Menschen gegeben, die Bedeutendes leisten. Daß man zufällig einmal mit einem von ihnen auf der Schulbank gesessen ist, dafür kann man doch nichts!"

Da schlug Julius, gleichsam in einem plötzlichen Einfall, mit der Hand gegen die Stuhllehne.

„Du solltest dich eigentlich von ihm untersuchen lassen!"

„Was?" — Felix betonte scharf, als habe er nicht recht verstanden. — „Untersuchen —?"

Agathe erschrak über die scheinbar ganz unvermutete Wendung so heftig, daß sie sich mit beiden Händen an die Wangen fuhr.

„Mein Gott!" — Aber zugleich erwachte doch eine

heimliche Hoffnung in ihr. — „Felix, ... wenn du wirklich ...?"

„Ja, seid ihr denn beide verrückt geworden?!"

„Reg' dich nur nicht gleich so auf", versuchte Julius ihn zu beruhigen. — „Kann man denn kein vernünftiges Wort mehr mit dir reden?"

„Wo ist hier noch Vernunft?!"

„Ja, entschuldige, wenn ein Mensch krank zu sein behauptet —"

„Behauptet!" höhnte Felix. — „Behauptet!"

„Also gut! Wenn ein Mensch krank ist und man legt ihm nahe, zu einem Arzt zu gehen —"

„Ich war schon bei zwei Ärzten!"

„Euren Hausarzt zählst du selbst nicht mit."

„Aber den anderen! Die Autorität! ... Oder ist er das vielleicht jetzt auf einmal nicht mehr?"

„Ich hätte ihm ja so gern geglaubt", sagte Agathe mit ängstlicher Stimme.

„Na also! Was willst du noch mehr?"

Julius machte eine abweisende Armbewegung.

„Hier handelt es sich nicht um das, was Agathe oder ich glauben, sondern lediglich um das, was du glaubst."

„So?! Jetzt auf einmal! ... Das ist wohl eure neueste Entdeckung?"

„Dazu war durchaus keine Entdeckung notwendig. Wir beide sind von der Richtigkeit dessen, was die Ärzte bisher über deinen Zustand gesagt haben, vollkommen überzeugt. Wir haben nur den einen Wunsch, daß endlich auch du darüber beruhigt wirst."

„Und du glaubst, daß der Martiner imstande ist, mir diese Beruhigung zu gewähren?"

„Ja! Es müßte mit sonderbaren Dingen zugehen,

wenn ihn gerade in deinem Fall sein berühmter Scharfblick im Stich lassen würde."

„Das behaupte ich auch gar nicht! Aber er wird mich ebenso anlügen, wie es die anderen getan haben."

„Der Martiner? — Ich zweifle, daß er Lust haben wird, ausgerechnet deinetwegen seinen Namen aufs Spiel zu setzen."

„Das hat gar nichts mit seinem Namen zu tun. Das ist einfach Handwerkssache!" — Felix sprang vom Sessel auf und lief erregt im Zimmer hin und her. — „Und überhaupt ist mir der Gedanke unerträglich, zu diesem Menschen hinzugehen und mich seinem angeblich unfehlbaren Urteil auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen."

Julius faßte ihn scharf ins Auge.

„Du hast also doch Angst?"

Felix blieb stehen.

„Angst? — Wovor?"

„Aus seinem Munde das bestätigt zu hören, was —"

„Julius! Um Gottes willen!" — Agathe hatte mit einer unbeherrschten Bewegung nach seinem Arm gegriffen.

Er zuckte die Achseln.

„Verzeihen Sie, Agathe, aber ich darf nicht mehr zurück. Ich betrachte es jetzt geradezu als meine Pflicht, den Felix so in die Enge zu treiben, daß er nicht mehr ein und aus kann. Auf die Gefahr hin, von ihm hinausgeworfen zu werden."

Felix, der unbeweglich stehengeblieben war, schüttelte lächelnd den Kopf.

„Du hast mich vollkommen mißverstanden. Ich habe nicht die geringste Angst. Selbst wenn das Unerwartete

eintreten und der Martiner mir sagen sollte, daß ich ein verlorener Mann bin."

Agathe schlug die Hände vors Gesicht und ließ den Oberkörper vornübersinken.

„Mein Gott... ich kann das nicht länger mit anhören!"

Felix trat neben sie und streichelte leise ihren Rücken.

„Hältst du es unbedingt für notwendig, die Ärmste so zu quälen?" wandte er sich dabei über sie hinweg an den Freund.

Julius fühlte mit Agathe tiefes Mitleid. Um so mehr, als es möglich gewesen wäre, ihr durch einige vorbereitende Worte unter vier Augen das Schlimmste zu ersparen. Aber nachdem er sich einmal entschlossen hatte, im Vertrauen auf ihre Klugheit schon heute eine Entscheidung zu erzwingen, mußte er, wenn nicht alles verloren sein sollte, seinen Weg unbarmherzig verfolgen.

„Ich halte es für notwendig, daß diesem doch nur unerträglichen Zustand ein Ende bereitet wird. Selbst, wenn eine stärkere Erschütterung nicht zu vermeiden ist. Es wird noch immer besser sein, als ihr lebt in dieser entsetzlichen Ungewißheit nebeneinander weiter und reibt euch zuletzt vollständig auf."

Agathe hatte sich jetzt aufgerichtet und mit müder Gefaßtheit in den Sessel zurückgelehnt.

„Seien Sie nicht böse, Julius... Sie haben recht. Es war kindisch von mir."

Er streckte ihr die Hand entgegen.

„Ich hab' ja gewußt, daß Sie mich nicht im Stich lassen."

Auch Felix nahm wieder seinen alten Platz ein.

„Ich muß nur noch einmal auf das entschiedenste

den Vorwurf zurückweisen, daß ich vor dem wie immer gearteten Ausspruch Martiners Angst hätte", sagte er, während er sich setzte.

„Warum ist dir dann der Gedanke unerträglich, zu ihm zu gehen und dich von ihm untersuchen zu lassen?"

„Ganz einfach, weil es mir widerstrebt, vor einem Menschen, mit dem ich mich als Bub herumgebalgt habe, jetzt einen Bewunderungstanz aufzuführen."

„Das ist doch lächerlich! Martiner ist für dich Arzt und du für ihn Patient, so wie tausend andere."

„Ich bin keiner von den tausend anderen", wehrte Felix mit einer Kopfbewegung ab. — „Mich würde er den Abstand, der, wenigstens was den Lebenserfolg anlangt, zwischen uns besteht, schon merken lassen."

„Dazu hätte er kaum Ursache. Wir haben zwar nie näher mit ihm verkehrt, aber es hat, soweit ich mich erinnern kann, auch nie eine ausgesprochene Feindschaft zwischen uns gegeben. Wenn wir ihn irgendwie mißhandelt oder gefoppt hätten, dann wäre es denkbar, daß er jetzt die Gelegenheit benützen würde, es uns unter die Nase zu reiben, was aus ihm geworden ist ... und auf diese Weise eine Art von Vergeltung zu üben. Aber so —"

Felix wiederholte seine abweisende Kopfbewegung.

„Lehr' du mich Menschen kennen!"

„Und dann vergiß nicht, daß er trotz seiner verhältnismäßigen Jugend schon seit einigen Jahren auf der Höhe seines Ruhmes steht und gegen alle Äußerlichkeiten ziemlich abgestumpft sein dürfte."

„Vielleicht. Aber ich sehe durchaus nicht ein, warum ich mich für nichts und wieder nichts der Möglichkeit einer Demütigung aussetzen soll. Ja, wenn ich daran glauben könnte, daß der Martiner eine Ausnahme

machen wird — ich meine nämlich als Arzt —, dann ließe sich ja am Ende darüber reden. Aber nur, um noch ein drittes Mal zu erleben, was ich schon zweimal erlebt habe — nein, danke!"

Agathe hatte, von jenen wenigen Augenblicken abgesehen, in denen ihre Erregung sie überwältigte, dem Gespräch der beiden Männer mit banger Spannung und gepeinigt von lähmender Unschlüssigkeit zugehört. Sie wußte, daß Julius es mit ihr und Felix gut meinte, und sie fühlte, daß er bei seinem Vorhaben ihre Hilfe erwartete, aber ihr Erbarmen mit dem Gatten, der sich verzweifelt gegen die über ihn geworfene Schlinge sträubte, und nicht zuletzt eine geheime Scheu vor der endgültigen Entscheidung, die, obwohl sie im Innersten nicht recht daran glaubte, das Urteil des berühmten Arztes bringen konnte, hielten sie doch davon ab, sich entschlossen auf die Seite des Freundes zu stellen.

Julius sog nach Felix' ablehnenden Worten eine Weile schweigend und nachdenklich an seiner Zigarette. Dann stand er auf und trat auf den Balkon hinaus, durch dessen offene Tür noch immer der laue Abendwind ins Zimmer strich. Er war überzeugt davon, daß es nur mehr eines geringen Anstoßes bedurfte, um Felix trotz seines scheinbaren Widerstandes gefügig zu machen. Und er ahnte auch, auf welche Weise es ihm am leichtesten gelingen würde, diesen Anstoß zu geben. Aber jetzt, gleichsam knapp vor dem Ziel, erhob sich ein dunkles, unbestimmbares Hindernis vor ihm und hemmte seinen Fuß.

Unbekümmert darum, was die beiden anderen von seinem Fernbleiben denken mochten, stützte er sich mit beiden Händen gegen die Eisenbrüstung des Balkons und starrte in die Nacht hinaus. Der Föhn hatte den

Himmel mit schwarz geballten Wolken überzogen, nur hie und da tauchte in einer Ritze ein Stern auf, um gleich wieder zu verschwinden, und das Geäst der Bäume im gegenüberliegenden Garten zeichnete sich kaum mehr kenntlich von dem schwülen, düsteren Hintergrund ab.

Würde er fähig sein, die Last der Verantwortung, die er auf sich zu laden im Begriff war, in ihrer ganzen Schwere zu ertragen? Und selbst, wenn er sich dies zumuten durfte, waren die Beweggründe, die ihn dazu trieben, in das Schicksal eines Nebenmenschen einzugreifen, ehrlich und rein genug, um alle möglichen Folgen mit ruhigem Gewissen an sich herantreten zu lassen? Noch während ihrer Unterredung am vorvergangenen Abend hatten Felix' unverhüllte Andeutungen über die Zukunft Agathes für den Fall seines Todes verletzend, ja beinahe abstoßend auf ihn gewirkt, und auch gestern hatten sich seine Gedanken, ohne daß er sie vielleicht zurückgedrängt hätte, kein einziges Mal in die Nähe dieser gegen seinen Willen aufgestoßenen Pforte verirrt. Aber war nicht schon heute, bevor er sich dessen noch bewußt wurde, eine Veränderung mit ihm vorgegangen, waren seine Blicke nicht anders über Agathes Gesicht und Gestalt geglitten, als sonst? Waren seine Empfindungen für sie heute noch immer die gleichen, wie vor Jahren, als er nur den einen Wunsch kannte, sie und Felix aneinander glücklich werden zu sehen, sich wie ein Bruder oder Freund an ihrem Glück zu freuen, so neidlos und unbefangen, daß er manchmal sogar Raum fand für die Betrachtung, wie wohl die Frau beschaffen sein müßte, an deren Seite sich ihm ein ähnliches Los erfüllen könnte? Zwang nicht eine heimliche Gier, die, jetzt noch seiner klaren Erkenntnis entzogen,

auf den Tag lauerte, an dem sie ungehemmt aus ihrem Versteck hervorbrechen durfte, ihn dazu, sich über den Zustand des Freundes Gewißheit zu verschaffen, in der uneingestandenen Hoffnung, es möge das, was er mit erheuchelten Worten bekämpfte und leugnete, am Ende doch zur Wahrheit werden?

Mit einem fast körperlichen Ruck schüttelte er die ihn ängstigenden Vorstellungen von sich ab. War die dumpfe, verworrene Stimmung in diesem Hause schon so übermächtig, daß sie sich auf ihn übertrug? Wenn auch heute Agathes Bild für die Dauer eines Atemzuges mit einem traumhaft-unwirklichen Begehren zusammengeflossen war, den Vorsatz, Felix zu einem Besuch bei Martiner zu bewegen, hatte er am vorvergangenen Abend noch in der lautersten, selbstlosesten Absicht gefaßt und nur von dem Verlangen geleitet, den beiden Freunden die Rückkehr in ihr glückliches, sorgenfreies Leben anzubahnen. Das konnte er bei seiner Selbstachtung beschwören. Und wie um sich die Haltlosigkeit all dessen, was ihm eben durch den Sinn gegangen war, zu beweisen, kehrte er mit raschen Schritten vom Balkon in das Zimmer zurück.

Agathe und Felix saßen in der gleichen Stellung bei Tisch, in der er sie verlassen hatte, und es bedurfte nicht erst des Gedankens an die offene Tür in seinem Rücken, durch die er jeden Laut hätte hören müssen, um zu bemerken, daß während seiner kurzen Abwesenheit keine Silbe zwischen ihnen gewechselt worden war.

Mit ausgestreckter Hand trat er auf den Freund zu.

„Schließen wir einen Pakt miteinander ... willst du?"

Felix hielt die Arme unbeweglich an den Leib gepreßt.

„Ich lasse mich nicht fangen. Sag' mir erst, was du vor hast."

„Hast du denn gar kein Vertrauen mehr zu mir?" — Er machte eine ermunternde Bewegung. — „Ein Versprechen gegen das andere!"

Felix schüttelte den Kopf.

„Erst hören."

Da ließ sich Julius seufzend auf einen Stuhl nieder.

„Also in Gottes Namen." — Und während Agathes Blicke angstvoll-erwartend zwischen Felix und ihm hin- und hergingen, — „Du versprichst mir, daß du dich vom Martiner untersuchen läßt."

„Unter welcher Bedingung?"

„Ich setze voraus, daß dich der Martiner in der gleichen Weise abfertigt, wie die anderen Ärzte. Du siehst, daß ich mich gegen meine Überzeugung sogar zu diesem Zugeständnis bequeme."

„Sehr freundlich von dir. Und —?"

„Und wenn er es wirklich tut, dann verspreche ich dir meinerseits, daß ich ihn schon am nächsten Tage aufsuchen und zwingen werde, mir die Wahrheit zu sagen. Und gebe dir mein Ehrenwort, von ihm geradewegs zu dir zu kommen und dir von dem, was ich erfahren habe, nichts zu verheimlichen."

Agathe rückte ihren Sessel unwillkürlich ein wenig von den Männern ab, die, wie zu einer gegenseitigen Kraftprobe, die Augen starr aufeinander gerichtet hielten. Julius, ohne eine Miene seines Gesichts zu verziehen, Felix beinahe feindselig und die Unterlippe zwischen die Zähne klemmend.

„Und wer gewährt dir Bürgschaft dafür", fragte Felix endlich, „daß der Martiner gerade dir die Wahrheit sagen wird?"

„Du hast mir gestern selbst zugegeben, daß ein Arzt die Pflicht hat, die Angehörigen des Kranken vorzubereiten, wenn er" — Julius zögerte einen Augenblick, bevor er es aussprach — „irgend welche Befürchtungen hegt."

„Gut. Aber woher soll ich wissen, ob du mir die Wahrheit, die du von ihm empfängst, weitergibst?"

„Genügt dir mein Ehrenwort nicht?"

„In diesem Falle nicht", entgegnete Felix nach einem kurzen Schweigen langsam.

„Dann genügt es dir vielleicht, wenn ich dich an einiges von dem erinnere, was vorgestern während unseres Gespräches —"

„Denk daran, daß Agathe —" unterbrach Felix hastig und drohend.

Aber sie war schon mit einem leisen Schrei aufgesprungen.

„Was habt ihr gesprochen? ... Julius, Sie haben mir nicht alles gesagt! Hier wird mir etwas verheimlicht! ... Wovon habt ihr gesprochen?"

Julius lächelte ihr beruhigend zu.

„Es ist durchaus kein Grund zur Aufregung vorhanden. Von dem Wesentlichen habe ich Ihnen nichts verschwiegen. Und daß der Felix mir die Auszeichnung erwiesen hat, mich gewissermaßen zu seinem Testamentsvollstrecker zu ernennen, dürfte doch hoffentlich nichts Erschreckendes für Sie haben?"

Sie sah ihn unsicher und zweifelnd an.

„Zum Testamentsvollstrecker ...?"

„Ja! Nachdem er schon einmal an dieser fixen Idee leidet, ist es doch nur sehr anerkennenswert, wenn er wenigstens auch alle notwendigen Folgen daraus zieht. Und dazu gehört in erster Linie die Vorsorge für sein

Hab und Gut. — Natürlich steht es Ihnen frei, mich abzulehnen, wenn Sie nicht das nötige Vertrauen zu mir besitzen."

Felix zog die Stirn ungeduldig in Falten.

„Findest du deine Spaßhaftigkeit in diesem Zusammenhang nicht ein wenig unangebracht!?"

„Also dann in allem Ernst. Überleg dir das Ganze" — Julius betonte das Wort in unmerklicher, nur dem Freund verständlicher Weise — „noch einmal in Ruhe und frag dich, ob ich wirklich ein Interesse daran hätte, dich zu belügen? Oder ob ich darin für dich einen Vorteil erblicken könnte."

Felix hatte die Unterlippe wieder zwischen die Zähne geklemmt und sah eine Zeitlang überlegend zu Boden. Endlich heftete er den Blick, so wie früher, beinahe drohend auf Julius.

„Und würdest du mich gewiß nicht betrügen? Wie immer Martiners Entscheidung ausfallen mag?"

„Mehr als mein Ehrenwort kann ich dir nicht geben. Aber du müßtest mir natürlich auch dann glauben, wenn der Martiner dich für ebenso gesund erklärt, wie die anderen Ärzte."

„Und wenn er es nicht tut? ... Hast du bedacht, was es heißt, einem Menschen rücksichtslos sein Todesurteil ins Gesicht zu sagen? Würdest du dazu fähig sein? ... Und noch dazu einem Menschen, der einem vielleicht doch nicht ganz gleichgültig ist?"

Agathe, die mittlerweile hinter den Sessel ihres Gatten getreten war, schüttelte leidenschaftlich den Kopf.

„Nein, Julius! Das werden Sie nicht imstande sein! Versprechen Sie nicht mehr, als Sie halten können."

„Ich bin mir vollkommen klar darüber", entgegnete er, „wie schwer die Aufgabe ist, die ich mir gestellt

habe. Und ich verspreche es doch. Denn ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß eurem gegenseitigen Elend nur auf diesem Wege ein Ende bereitet werden kann."

„Wer sagt Ihnen, daß unser Elend, wie Sie es nennen, so unerträglich ist?"

Und jetzt, da Julius Agathe so tapfer und kampfbereit an der Seite ihres Gatten stehen sah, jetzt fühlte er mit froher Gewißheit, daß sie ihm niemals mehr sein konnte, als die Frau seines Freundes und daß kein häßlicher Nebengedanke sein Vorgehen beeinflußte.

„Frau Agathe, vor der Tür des Zahnarztes pflegen die Schmerzen meistens nachzulassen oder sogar zu verschwinden. Aber wenn man feig ist und umkehrt, dann sind sie doppelt so stark wieder da."

Felix erhob sich langsam, und nachdem er einigemal im Zimmer auf- und abgegangen war, lehnte er sich mit der Schulter an den Rahmen der Balkontür.

Julius sah ihm erwartungsvoll nach.

„No, was sagst du zu meinem Vorschlag?... Ist er annehmbar?"

„Deine Bedingungen lassen sich hören."

„Also —?"

Da kam Felix mit ausgestreckter Hand auf ihn zu.

Agathe machte unwillkürlich eine Bewegung, als ob sie ihn zurückhalten wolle, aber Julius schlug noch nicht ein.

„Halt!... Die letzte Entscheidung steht bei deiner Frau!"

Sie preßte in jähem Erschrecken die linke Hand an die Brust.

„Bei mir —?"

„Ja. Sie müssen sagen, ob er meinen Rat befolgen soll oder nicht."

Sie verharrte noch immer in der gleichen Stellung, während Felix sich fragend an sie wandte.

„Nun, Agathe —?"

Jetzt wich sie einen Schritt zurück.

„Nein ... er soll tun, was er will ... ich zwinge ihn zu nichts."

„Frau Agathe! Bedenken Sie, was auf dem Spiel steht! ... Wollen Sie in der letzten Minute durch Ihre Schwäche alles verderben?"

Felix war neben seine Frau getreten und faßte sie beruhigend am Arm.

„Du siehst, Agathe, er ist unerbittlich. Tun wir ihm also seinen Willen."

„Ihr werdet es nicht zu bereuen haben!"

Eine kleine Weile stand Agathe noch unschlüssig. Dann holte sie tief Atem und richtete den Blick vorwurfsvoll auf Julius.

„In Gottes Namen! — Aber ich stelle auch meine Bedingung."

Er hielt ihren Blick aus.

„Das ist Ihr gutes Recht. Und was verlangen Sie?"

„Daß mir ebenso die volle Wahrheit gesagt wird, wie dem Felix."

Unter dem ersten Eindruck ihrer Forderung schien Julius wankend werden zu wollen. Aber plötzlich stampfte er mit dem Fuß auf.

„Ich lasse mich nicht in euren Wahnsinn hineinreißen!" — Und während er beiden entschlossen seine Hände bot: — „Ihre Bedingung ist angenommen, Frau Agathe! Hier —!"

Einen Augenblick zögerten Felix und Agathe noch, dann schlugen sie gleichzeitig ein.

„Er soll also zum Martiner gehen?"

„Ja", sagte Agathe kaum hörbar, „und möge sich alles zum Besten wenden."

Julius umspannte ihre Hand mit stärkerem Druck.

„Ich bin überzeugt, daß es mir erspart bleiben wird, Ihnen einen Schmerz anzutun. Im Gegenteil."

Sie ließen einander los, und Felix hob zweifelnd die Schultern.

„Übermorgen um diese Zeit werden wir ja hoffentlich Klarheit darüber haben."

Julius horchte auf.

„Übermorgen? ... Wieso?"

„Ja, glaubst du, ich werde die Geschichte lange hinausschieben? ... Nein! Jetzt, wo ich einmal entschlossen bin —! Morgen such' ich den Martiner auf."

„Du hast recht, Felix", stimmte Agathe bei, „je früher, desto besser."

Julius zog sein Notizbuch aus der Tasche und schlug die Seite auf, auf der er Martiners Adresse eingetragen hatte.

„Morgen wird es leider noch nicht möglich sein."

„Warum?"

„Weil er nur gegen vorherige Anmeldung empfängt."

Felix warf Agathe einen triumphierenden Blick zu.

„Was hab' ich gesagt? ... Der reine Souverän! ... Er empfängt! Und nur gegen vorherige Anmeldung!"

„Das hat gar nichts mit Hochmut oder Spiegelfechterei zu tun", verteidigte Julius den Arzt. — „Du wirst zugeben, daß bei dem Andrang, der vermutlich zu Martiners Ordination herrschen dürfte, eine gewisse Ordnung eingehalten werden muß."

„Gut, gut! Wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Machen wir den Schwindel also in Gottes Namen mit!

... Ist es notwendig, im Wagen vorzufahren und die Karte abzugeben?"

„Das nicht. Du kannst die Sache telephonisch erledigen."

„Mir auch recht! ... Entschuldigt mich einen Augenblick. Ich will die Geschichte vom Hals haben, bevor sie mich zu reuen anfängt."

Felix ging in sein Arbeitszimmer ans Telephon. Sobald die beiden anderen allein waren, sank Agathe, als würden ihr jetzt mit einemmal die Kräfte schwinden, in einen Lehnsessel.

„... Ich weiß nicht, ob Sie recht an uns gehandelt haben, Julius", sagte sie, sich wie in einem langsamen Erwachen mit der Hand über die Stirn streichend.

Er neigte sich über sie, während er sich mit den Armen gegen die Seiten- und Rückenlehnen ihres Stuhles stützte.

„Verzeihen Sie, Agathe, daß ich Sie so überrumpelt hab'. Ich hätte Sie vorher von meinem Plan verständigen sollen. Aber ich habe keine Gelegenheit mehr gefunden ... und länger aufschieben wollte ich es auch nicht."

„Sie meinen es ja sicher von Herzen gut mit uns ..."

Er ergriff ihre linke Hand, die schlaff im Schoß ruhte, und zog sie an die Lippen.

„Ja, Frau Agathe, das kann ich beschwören ... In dieser Stunde ruhiger denn je."

Sie hob das Gesicht von unten her ein wenig gegen ihn.

„In dieser Stunde —?"

„Fragen Sie nicht. Ich könnte es Ihnen nicht beantworten, selbst wenn ich wollte. Wenigstens jetzt nicht. Später einmal vielleicht. Viel später! ... Wenn wir auf

die Vorgänge dieser Tage zurückblicken werden, wie auf einen närrischen Traum."

„Werden wir das jemals imstande sein? ... Glauben Sie wirklich?"

„Hätte ich sonst Ihre Bedingungen angenommen? Und dem Felix mein Ehrenwort gegeben?"

Jetzt senkte sie den Kopf und schmiegte die Wange in die Hand.

„Ich weiß nicht, warum mir plötzlich so namenlos bange ist. Ich hab' ja doch nie im Ernst an die Möglichkeit gedacht, daß der Felix —" sie schwieg eine Weile und fuhr fort, ohne den Satz vollendet zu haben: „Und jetzt hab' ich vor dem Ausspruch Martiners beinahe Angst."

„Das müssen Sie nicht, Frau Agathe." — Er streichelte noch einmal zärtlich ihren Arm, dann setzte er sich ihr gegenüber, kreuzte die Beine und zündete sich eine Zigarette an, als wünsche er ihr seine Sorglosigkeit und sein Behagen recht deutlich zu beweisen. — „Sehen Sie, ich bin ja gewiß kein übertriebener Optimist. Und nach dem, was ich vorgestern hier mitgemacht habe, erscheint es mir unwahrscheinlich, daß das Leiden des Felix rein nervöser Natur sein sollte. Es ist ganz gut möglich, daß sich die anderen Ärzte getäuscht haben, oder vielleicht war die Sache damals noch zu sehr in der Entwicklung begriffen —"

Sie nickte.

„So ganz schlimm sind seine Anfälle wohl erst in der letzten Zeit geworden."

„Das meine ich ja. Aber damit ist noch lange nicht gesagt, daß er unheilbar krank ist, wie er sich einbildet. Das ist doch geradezu lächerlich."

Agathe seufzte auf.

„Ich kann es mir ja auch nicht vorstellen. Es müßten doch noch andere Anzeichen vorhanden sein."

Julius machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Aber natürlich! ... Nein, deswegen lasse ich mir keine grauen Haare wachsen. Ich bin überzeugt, der Martiner wird der Sache auf den ersten Blick auf den Grund kommen und sofort die entsprechenden Maßregeln ergreifen. Und nach ein paar Wochen ist der Felix wieder der Alte."

„Mein Gott, wenn das wirklich —!"

„Es wird, Frau Agathe, es wird! Denken Sie an mich! ... Übrigens bin ich herzlich froh, daß der Felix morgen noch nicht in die Ordination kann."

„Warum? ... Er wird sich die ganze Zeit über furchtbar aufregen."

„Dafür habe ich Gelegenheit, mich vorher mit dem Martiner ins Einvernehmen zu setzen. Und dadurch wird seine Aufregung reichlich aufgewogen."

„Sie wollen zu ihm gehen?"

„Selbstverständlich! Ich glaube, gerade in einem solchen Fall ist es von großer Wichtigkeit, den Arzt vorher zu orientieren. Und dann möchte ich ihn auch bitten, dem Felix in aller Freundschaft gründlich den Kopf zu waschen. Das wird ihm auf alle Fälle gut tun."

Nach längerem Schweigen verschränkte Agathe die Hände krampfhaft ineinander und schlug den Blick gleichsam verlegen zu Boden.

„Es ist ja gewiß kindisch von mir ... aber ich kann mir nicht helfen, ich kann mich von dieser dummen Angst nicht ganz freimachen."

„Von welcher Angst, Frau Agathe?"

„Wenn ... wenn es doch nicht so kommen sollte, wie ... wie wir beide es hoffen. Wenn der Felix viel-

leicht wirklich so krank ist, daß ... daß er nicht mehr gesund werden kann ..."

Julius stand auf und rückte seinen Sessel knapp an ihre Seite.

„Quälen Sie sich doch nicht mit so überflüssigen Gedanken."

Sie zog den Kopf förmlich zwischen die Schultern ein.

„Sie haben von mir verlangt, ich soll nicht feig sein, Julius ..."

„Was hat das damit zu tun?"

„Ich ... ich will jeder Möglichkeit ins Auge sehen. Ich will auf ... alles vorbereitet sein."

„Also gut. Und —?"

Die Finger ihrer Hände griffen ineinander wie eiserne Klammern und ihr Blick war an Julius vorbei starr ins Leere gerichtet.

„Wenn ... der Martiner Ihnen sagt, daß ... daß der Felix ... nicht mehr gesund werden kann ..."

„Ja —? ... Was dann?"

„Werden Sie dann Ihr Versprechen halten? Werden Sie dem Felix wirklich —?"

Sie hatte bei den letzten Worten dem Freund das Gesicht mit scheuer Frage halb zugewendet.

Julius lehnte sich in seinen Sessel zurück und zog die Augenbrauen scharf zusammen, so daß sich von seiner Nasenwurzel aus eine tiefe Falte in die Stirn eingrub.

„Das weiß ich heute noch nicht", sagte er nach kurzem Überlegen, „das wird sich erst aus den verschiedenen Nebenumständen ergeben."

„Aus was für Nebenumständen?"

„Wenn der Martiner es nicht für notwendig hält,

daß der Felix die volle Wahrheit erfährt, dann werde ich mir kein Gewissen daraus machen, mein Ehrenwort zu brechen."

Agathe schöpfte erleichtert Atem und über ihr Gesicht, ihre ganze Gestalt glitt eine förmliche Erlösung.

„Gott sei Dank!" — Und während sie die Augen schloß: — „Aber mir, Julius ... mir müssen Sie Ihr Versprechen auf alle Fälle halten."

Er sah sie an, als würde er mit einemmal etwas Fremdes an ihr entdecken.

„Warum verlangen Sie das?"

Sie hielt die Augen noch immer geschlossen, während ein harter Zug um ihren Mund auftauchte.

„Weil ich mich von dem Gräßlichen nicht überraschen lassen will. Weil ich vielleicht nicht imstande wäre, es zu ertragen, wenn es unvermittelt an mich herantreten würde. Oder wenigstens nicht so zu ertragen, wie —"

„Wie —?" Er neigte sich fragend vor.

Da öffnete sie die Augen und der harte Zug um den Mund verwandelte sich in ein heimliches Lächeln.

„Wie es ertragen werden muß."

Julius schüttelte den Kopf.

„Frau Agathe, ich habe Sie bis jetzt — gottlob — für eine leicht verständliche Frau gehalten."

„Ich bin auch kein Rätsel, lieber Freund." — Sie wurde wieder ganz ernst. — „Also, mir gegenüber bleibt Ihr Versprechen in Geltung?"

Er strich sich mit der Hand übers Kinn.

„Wenn ich dem Felix die Wahrheit verschweige, so wird es nur auf Martiners ausdrücklichen Wunsch geschehen. Weil er es für überflüssig hält, ihn zu be-

unruhigen. — Werden Sie stark genug sein, sich nichts anmerken zu lassen?"

„Ich hoffe."

„Bedenken Sie, was das heißt! Mit diesem Wissen neben einem geliebten Menschen einherzugehen, mit ihm zu lachen und zu sprechen ... als ob nie etwas anders werden könnte."

„Vielleicht ist es am schwersten, solange man nur daran denkt."

Und nun sprang Julius mit der gleichen, ein wenig ängstlichen Ungeduld vom Sessel in die Höhe, mit der er früher bei der Nennung von Agathes Bedingung aufgestampft hatte. Es schien fast, als wolle er sich durch diese jähe körperliche Bewegung einer ihm lästigen Stimmung entreißen.

„Unsinn! Unsinn!" — Und während er sich mit den Fingern hinter den Kragen fuhr, wie, um sich Luft zu schaffen: — „Es ist geradezu unheimlich, wie man in eurem Hause auf der Hut sein muß, um nicht den Verstand zu verlieren!"

„Seid ihr euch in die Haare geraten?" fragte Felix, der in demselben Augenblick wieder eintrat.

„Wunder wäre es kein's in dieser Atmosphäre!"

„Wenn es mir vergönnt gewesen wäre, früher eine Verbindung zu bekommen, hätte ich euch gewiß nicht so lange allein gelassen."

Auch Agathe war jetzt aufgestanden.

„Hast du dich angemeldet?"

„Jawohl."

„Und wann wirst du vorgenommen?"

Felix machte eine gleichsam vorstellende Verneigung.

„Meine Herrschaften, von heute an bin ich kein Mensch mehr, sondern eine Nummer."

„Eine Nummer?" erkundigte sich Julius. — „Was heißt das?"

„Nummer 117 für Donnerstag nächster Woche um zwei Uhr vierzig Minuten zur Audienz — pardon, ich wollte sagen, zur Ordination befohlen."

„No also! Ich gratuliere!"

„Danke. Zu liebenswürdig."

Agathe schlang den Arm um ihren Gatten.

„So lange mußt du warten, du Ärmster! Beinahe acht Tage!"

„Sie werden vorübergehen, Agi. — Und jetzt, nachdem wir bis zum Nachtmahl noch genügend Zeit haben, könntest du uns einen Schnaps anbieten."

Julius klatschte Beifall.

„Eine herrliche Idee!" — Und als Agathe die Gläser gefüllt hatte: — „Auf dein Wohl, Felix!"

Felix zog vor dem Anstoßen das Glas zurück.

„Keine Anzüglichkeiten, wenn ich bitten darf."

Dann tranken sie aus.

Als Julius am nächsten Vormittag Martiner in seiner Wohnung anrufen wollte, empfing er den Bescheid, der Professor habe sich bereits in die Klinik begeben. Er versuchte es nun, ihn dort zu erreichen, diesmal mit mehr Glück, denn er erhielt nicht nur in verhältnismäßig kurzer Zeit die gewünschte Verbindung, sondern Martiner selbst kam ans Telephon, ohne daß er erst durch Mittelspersonen hätte verständigt werden müssen. Nach einigem Besinnen erinnerte er sich des einstigen Schulgenossen und gab mit ein paar oberflächlichen Worten seiner Freude Ausdruck, endlich wieder einmal

etwas von einem Gefährten der vergangenen Jugendjahre zu hören. Julius meinte voraussetzen zu dürfen, daß Martiner im Augenblick sehr stark beschäftigt sei und versicherte ihm daher unter entschuldigenden Redensarten, er wünsche ihn jetzt keineswegs länger in Anspruch zu nehmen. Er bitte ihn nur in einer mehr persönlichen als beruflichen Angelegenheit um eine Unterredung zu einer von ihm selbst näher zu bestimmenden Stunde. Der Arzt erklärte sich herzlich gern bereit, eine solche zu gewähren, doch riet er davon ab, in seine Ordination zu kommen, da während dieser die Zeit für jeden einzelnen Besucher außerordentlich knapp bemessen sei. Vielleicht könnten sie, schlug er vor, den heutigen Abend, den er verfügbar habe, gemeinsam verbringen. Da er als Junggeselle seine Mahlzeiten ohnehin meist außer Hause einzunehmen pflege, so wäre dies die einfachste Lösung, natürlich nur, wenn dadurch in die Lebensgewohnheiten Schirks — er nannte Julius nach alter Schülergepflogenheit beim Zunamen — nicht störend eingegriffen werde. Julius zeigte sich von diesem Vorschlag sehr erfreut und vereinbarte mit Martiner als Treffpunkt den Speisesaal des Hotels, in dem er wohnte.

Während er am Abend von einer geschäftlichen Sitzung ein wenig verspätet dem Hotel zueilte, befaßten sich seine Gedanken merkwürdigerweise nicht so sehr mit dem Schicksal Felix', das ja den Gegenstand seiner Besprechung mit Martiner bilden sollte, als vielmehr mit dem Arzt, den er so lange Zeit nicht mehr gesehen hatte und mit dem mittlerweile eine so bedeutsame Änderung vor sich gegangen war. Erst am heutigen Nachmittag hatte er neuerlich Gelegenheit gefunden, mit einigen Bekannten über Martiner zu sprechen, und die an Ehrerbietung grenzende Anerkennung, mit der sie

von seinen Leistungen und Fähigkeiten erzählten, ließ ihn der so nahe bevorstehenden Zusammenkunft mit leiser Befangenheit entgegensehen. Um dem einstigen Jugendgenossen nicht mit allzu deutlich bemerkbarer, vielleicht lächerlich wirkender Unsicherheit zu begegnen, versuchte er, sich dessen Bild, wenigstens so wie es vor vielen Jahren gewesen war und von dem immerhin noch einige Spuren erhalten sein mußten, vorzustellen. Martiner war nach dem Tode seines Vaters, eines Landarztes, mit seiner Mutter aus der Provinz in die Hauptstadt übersiedelt und erst in einer höheren Klasse in das von Julius und Felix besuchte Gymnasium eingetreten. Die jungen Leute wollten dem Neuhinzugekommenen anfänglich ihre großstädtische Überlegenheit zu fühlen geben und sogar ein wenig ihren Spott mit ihm treiben, aber weder sein Äußeres noch sein Benehmen, das, obwohl sehr schlicht und bescheiden, keineswegs bäurisch-plump anmutete, bot ihnen den erwünschten Anlaß, ja im Gegenteil, es dauerte nicht lange, so verstand es Martiner seinerseits, sich eine geachtete Sonderstellung in der Klasse zu schaffen. Zustatten kam ihm hierbei vor allem, daß er um zwei oder drei Jahre älter und körperlich viel kräftiger entwickelt war, als die meisten seiner Mitschüler. Dann erhöhte es in nicht geringem Maß die Achtung für ihn, daß er, ohne seinen Lehrern gegenüber eine übertriebene Unterwürfigkeit zu zeigen und ohne den ganzen Tag hinter den Büchern zu sitzen, stets die besten Zeugnisse erhielt. Und da er sich auch sonst, obgleich er mit keinem einzelnen innigere Freundschaft schloß, als guter Kamerad bewährte, alle harmlosen Streiche unbedenklich mitmachte, die minder harmlosen dagegen, die schlimme Folgen nach sich zu ziehen drohten, in kluger, durchaus liebenswürdiger Form zu ver-

hindern wußte und zu jeder Stunde bereit war, dort, wo ein anderer aus Leichtsinn oder mangelnder Begabung den an ihn gestellten Anforderungen nicht entsprechen konnte, mit seinen Kenntnissen und Fähigkeiten beizuspringen, erschien es begreiflich, daß er sich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Julius entsann sich noch genau des Gedränges von Hilfsbedürftigen, das sich beinahe an jedem Morgen im Klassenzimmer vor Beginn des Unterrichtes um Martiners Platz entwickelte und in dessen Mitte er selbst sich oft genug befunden hatte. Der eine schrieb in aller Eile eine Aufgabe ab, deren Lösung ihm zu schwer gefallen oder zu unbequem war, ein zweiter hatte die Lösung zwar zuwegegebracht, wollte sie der Sicherheit halber aber doch noch einmal überprüfen lassen, wieder andere baten um Erklärung einer Stelle, die ihnen am Vortage aus dem Vortrag des Lehrers nicht ganz verständlich geworden war, und zwischen ihnen thronte mit der unerschütterlichen Ruhe eines obersten Richters Martiner, nahm alle Wünsche entgegen und erteilte der Reihe nach Bescheid. Das blonde, seitlich gescheitelte Haar war mit der nassen Bürste aus der Stirn zurückgestrichen, auf der langen, schmalen Nase saß die goldgefaßte Brille, die das Gesicht keineswegs verunstaltete oder etwa gar zu einer komisch-gelehrten Fratze verzerrte, vielmehr den grauen, gescheiten Augen einen verschärften, gleichsam gereiften Ausdruck verlieh, und um den breiten, dünnlippigen Mund, der die schwierigsten Fragen mit so kurzen, verblüffend-treffenden Worten erledigte, daß man sich nachträglich fast schämte, sie gestellt zu haben, zuckte nur manchmal ein kaum sichtbares Lächeln, wenn einer der Mitschüler eine allzu ungeheuerliche Unkenntnis oder Dummheit verriet.

Es war seltsam, wie sehr die Lebendigkeit und Bildhaftigkeit dieser und noch vieler anderer Erinnerungen zunahm, je tiefer Julius sich in sie versenkte. Anfangs mußte er sie förmlich gewaltsam aus ihrer Verborgenheit vor sein Bewußtsein zerren, allmählich aber begannen sie, gutwillig auf ihn zuzugleiten, die früher erzwungenen Bewegungen wurden weicher und runder, der umschleiernde Nebel verlor sich, und zuletzt war nicht er es, der sie beherrschte, sondern sie führten ihn mit freundlicher Hand durch einen Traum der Vergangenheit, und er wußte kaum mehr, daß er selbst, von einer bestimmten Absicht geleitet, sie wachgerufen hatte.

Schon an der Eingangstür des Speisesaales teilte ihm der Oberkellner mit, ein Herr, der ihn seit längerer Zeit erwarte, habe an dem für ihn freigehaltenen Tisch Platz genommen. Während er den nicht allzu großen Raum rasch durchquerte, hörte er im Vorbeigehen von irgend einer Seite halblaut den Namen Martiner aufklingen. Offenbar hatte einer der anwesenden Gäste den Arzt erkannt und machte nun seine Tischnachbarn auf ihn aufmerksam. Allein dieses neue Anzeichen eines schon in die weitesten Kreise verbreiteten Ruhmes war jetzt nicht mehr imstande, Julius zu bedrücken oder einzuschüchtern. Er lebte noch immer völlig in der Erinnerung an die Vergangenheit, und ihm war nicht anders zumute, als vor vielen Jahren, wenn er am Morgen das Klassenzimmer betrat, mit der Gewißheit, in der Mitte der übrigen Schüler auch Martiner zu erblicken und zu begrüßen.

Wenige Augenblicke später stand er dem gefeierten Arzt gegenüber, und nun erschrak er beinahe bei der Entdeckung, daß sich Martiners Aussehen seit ihrem letzten Beisammensein in keiner Weise verändert hatte,

daß er so ganz jenem erst vor kurzer Zeit heraufbeschworenen Bilde glich. Noch immer war das blonde Haar in der gleichen Weise gescheitelt und aus der Stirn zurückgekämmt, auf der langen, schmalen Nase saß die goldgefaßte Brille, und der glatt ausrasierte Mund zog sich wie ein langer, dünner Strich durch die untere Gesichtshälfte. Nur die Züge waren etwas schärfer ausgeprägt und die Kleidung sorgfältiger gewählt, ja fast ein wenig gesucht in ihrer vornehmen Einfachheit.

Julius war so überrascht, daß er Martiner die Hand unwillkürlich mit dem alten Schülergruß „Servus" entgegenstreckte, während er ihn dabei wie eine wunderbare Erscheinung unausgesetzt anstarrte.

Der Arzt war jedenfalls der Befangenere von beiden. denn als er die gebotene Hand ergriff und mit dem gleichen Gruß erwiderte, stieg eine leichte Röte in sein Gesicht auf.

„Es war sehr lieb von dir, daß du dich meiner erinnert hast. Ich habe mich wirklich herzlich gefreut", sagte er, nachdem sie sich an dem kleinen Tisch niedergelassen hatten.

Julius vermochte den Blick noch immer nicht von ihm abzuwenden.

„Du mußt entschuldigen, daß ich dich so anglotze ... aber es ist erstaunlich, wie wenig du dich verändert hast."

„Wirklich? ... Das kommt vielleicht daher, daß ich keinen Bart trage."

„Möglich. Aber trotzdem ...!" — Julius schüttelte den Kopf. — „Also ich würde mich gar nicht wundern, wenn wir jetzt auf einmal in der Schulbank säßen ... und ich würde dich bitten, mir dein Heft zu leihen, damit ich die Aufgaben abschreiben kann."

Martiner lachte leise auf.

„Erinnerst du dich noch daran?"

„Wie wenn es gestern gewesen wäre."

„Es sind immerhin schon fast zwanzig Jahre her."

„Ich habe während des ganzen Weges hieher daran denken müssen. Und weißt du auch, warum eigentlich?" — Er konnte sich keine Rechenschaft darüber ablegen, was ihn zu dem nun bevorstehenden Bekenntnis trieb. Vielleicht das Bedürfnis, einen letzten Rest von Scheu damit zu beseitigen.

Martiner sah ihn erwartungsvoll an.

„No? ... Warum denn?"

„Du darfst mich aber nicht auslachen. — Weil ich ein bißchen Angst vor dir gehabt hab'!"

„Angst?" — Der Arzt versuchte es, sich mit einem Scherz über seine leichte Unsicherheit hinwegzuhelfen. — „Du kommst ja doch nicht als Patient zu mir!"

„Das wäre mir bei weitem nicht so schwergefallen. Aber es ist für einen gewöhnlichen Sterblichen doch keine Kleinigkeit, sich mit einem Mann wie du einfach an einen Tisch zu setzen und —"

Wieder stieg eine leise Röte in Martiners Gesicht auf.

„Ach so ... deswegen! ... Mein Gott, gar so gefährlich wird es wohl nicht sein."

Julius wiegte zweifelnd den Kopf.

„Man kann ja nirgends mehr hingehen, ohne daß einem dein Ruhm verkündet wird. Erst heute hab' ich mir wieder mitten zwischen geschäftlichen Exposés von dir erzählen lassen. Und wenn man sich dabei sagen muß, mit dem Menschen bist du einmal auf der Schulbank gesessen ... und jetzt sollst du wieder mit ihm auf Du und Du sein, wie wenn sich einstweilen gar

nichts ereignet hätte, — also weißt du, da darf man sich schon ein bißchen Lampenfieber erlauben."

„Ich habe bis jetzt wirklich noch nicht bemerkt, daß ich so eine Respektsperson bin."

„Ja, du! ... Du hast es freilich leichter!"

Nun zuckte um Martiners Mund das gleiche nachsichtige Lächeln wie einst vor Jahren, wenn einer der Mitschüler irgend etwas allzu Ungeschicktes vorbrachte.

„No also, gar so leicht ..."

„Ich meine ja nicht, daß du —", wollte Julius sich eifrig verbessern, aber der Arzt wehrte freundlich ab.

„Ich weiß schon! Übrigens hast du in einem gewissen Sinn nicht ganz unrecht. Wenn man so unausgesetzt beschäftigt ist wie ich, und so angestrengt, dann hat man wenig Gelegenheit, sich um solche Äußerlichkeiten zu kümmern."

„Natürlich. Das ist doch selbstverständlich."

Martiner nahm die Augengläser ab, um sie mit dem Sacktuch reinzuwischen, und hielt nach Art Kurzsichtiger den Blick ein wenig blinzelnd auf Julius gerichtet.

„Ein intelligenter Mensch wird sich durch so etwas doch nicht imponieren lassen?"

„Es ist ja auch weniger das Gefühl, daß du eine so berühmte Persönlichkeit bist, sondern —" Julius erinnerte sich daran, daß er eben dieselbe Behauptung aussprechen wollte, die Felix tags zuvor aufgestellt und die er selbst so lebhaft angefochten hatte. Darum zögerte er eine kleine Weile.

„Was denn sonst?" erkundigte sich Martiner.

„Hauptsächlich der Gedanke, daß ... daß wir einmal zusammen in die Schule gegangen sind und gewissermaßen ... ich weiß nicht recht, wie ich es erklären soll ..."

„Ich kann mir beiläufig denken, was du meinst", nickte der Arzt. „Ich habe selbst schon manchmal darüber nachgedacht."

„Es ist ja doch schließlich auch ziemlich naheliegend."

„Etwas Ähnliches muß tatsächlich der Fall sein. Um so mehr hat es mich heute gefreut, daß du mich noch nicht ganz vergessen hast."

Julius fühlte eine heimliche Beschämung in sich aufkeimen, weil er erst durch den Advokaten wieder auf Martiner aufmerksam gemacht worden war und sich wahrscheinlich auch dann nicht weiter um ihn gekümmert hätte, wenn es nicht sein Wunsch gewesen wäre, Felix zu helfen.

„Hoffentlich habe ich dich nicht allzu sehr gestört", sagte er kleinlaut.

„Nicht im geringsten! Ich war nur im ersten Augenblick etwas überrascht, wie ich deinen Namen gehört hab'. Aber dann hab' ich mich den ganzen Tag über ehrlich auf den Abend gefreut. Es hat mir nämlich schon oft leid getan, von all den Menschen, mit denen man so lange Zeit hindurch Leiden und Freuden geteilt hat, gar nichts mehr zu hören. Denn schließlich waren es damals doch nur ganz richtige Leiden und Freuden ... so wie man sie heute wieder in einer anderen Art empfindet. Wenn man sich jetzt auch versucht fühlt, verächtlich auf sie herabzublicken. — Träumst du übrigens nicht manchmal von den verschiedenen Prüfungen? Vor allem von der Matura?"

„O ja, sehr oft sogar. Und ich muß sagen, daß es mir die qualvollsten Träume sind. Das Erwachen bereitet mir jedesmal eine förmliche Erleichterung."

„Siehst du, das ist ein sehr verläßliches Merkmal dafür, wie ernst es uns einmal mit diesen Dingen war. Aber um wieder auf das zurückzukommen, was ich eigentlich sagen wollte — schau, damals in der Schule habt ihr euch doch alle immer an mich gewendet, wenn einer etwas gebraucht hat. Ich meine, wenn er etwas nicht verstanden hat oder —"

„Das ist doch wirklich merkwürdig", unterbrach Julius kopfschüttelnd.

„Wieso merkwürdig?"

„Genau dasselbe ist mir jetzt unterwegs eingefallen. Wie sich vor der ersten Stunde oft die halbe Klasse um dich versammelt hat, um von dir die Aufgaben abzuschreiben oder dich etwas zu fragen . . ."

„Ja, damals war ich eine sehr begehrte Persönlichkeit."

„Na, ich glaube, du darfst dich heute auch nicht beklagen!"

„Nein, im Gegenteil. Aber ich habe mich schon wiederholt gefragt, warum gerade von euch noch keiner zu mir gekommen ist. Jetzt, wo ich doch in der Lage wäre, sozusagen in einem höheren Maße zu helfen. Vielleicht ist es ein kindischer Gedanke von mir. Wahrscheinlich wird noch keinem von euch etwas Ernstes gefehlt haben. Wir sind ja alle zusammen noch ziemlich jung. Aber trotzdem —!"

Julius erkannte sogleich, welche günstige Wendung das Gespräch für ihn nahm, obwohl er sich nicht so rasch entschließen konnte, sein Anliegen vorzubringen.

„Du darfst nicht vergessen, daß du erst seit zwei Monaten wieder zurück bist."

„Ja, ja, das auch. Allerdings hab' ich mich lange genug als Assistent hier herumgetrieben!"

„Und dann, wer weiß, ob dein Wunsch nicht früher in Erfüllung geht, als du glaubst."

„Das klingt ja beinahe so, als ob du etwas Bestimmtes wüßtest?"

Julius schwieg eine Weile, während der Arzt ihn wartend ansah.

„Vielleicht", entgegnete er endlich. Und dann, gleichsam alle Bedenken beiseite schiebend: „Erinnerst du dich noch an den Felix Karlhofer?"

Martiner legte den Kopf zurück.

„Karlhofer? ... Karlhofer? ..." wiederholte er nachdenklich. — „Wart' einmal ... ist der nicht zwei Bänke hinter mir gesessen ... am Eck?" — Er schlug sich in plötzlichem Erinnern mit der Hand gegen die Stirn. — „Aber natürlich! Neben dir! ... Das war ja doch dein Busenfreund!"

„Wir sind auch heute noch befreundet."

„No, wie geht's ihm denn? Was macht er? ... Ich kann mich gar nicht mehr erinnern, was er studiert hat?"

„Philologie. Romanische Sprachen."

„So, so ... Aber nur zu seinem Privatvergnügen, nicht? ... Er war ja, soviel ich weiß, aus sehr wohlhabendem Haus?"

„Natürlich. Er hat ein paar schöne Arbeiten gemacht. Besonders die Herausgabe und Übersetzung einiger altitalienischer Dichter soll in Fachkreisen viel Anerkennung gefunden haben."

Martiner nickte flüchtig.

„Bravo, bravo!" — Gleichzeitig schien er jedoch das Bedürfnis zu empfinden, diese etwas erkünstelte Teilnahme irgendwie zu entschuldigen. — „Ich habe freilich

keine Gelegenheit, mich mit derartigen Dingen abzugeben —."

Julius mochte das auch durchaus nicht verlangt haben, denn er hob abwehrend die Hand.

„Mein Gott, ich verstehe ja selbst nichts davon. Ich hab' nur hie und da darüber gelesen. Übrigens handelt es sich auch gar nicht darum. Oder wenigstens nur nebenbei."

„Ach — steht die Unterredung, um die du mich gebeten hast, vielleicht mit dem Karlhofer in Zusammenhang?"

„Ja, allerdings."

„Da muß ich ihm ja ganz besonders dankbar sein ... Also, was ist denn mit ihm los?"

Und nun, während der Kellner die bestellten Speisen brachte und sie zu essen begannen, schilderte Julius den Anlaß, der ihn dazu geführt hatte, den Arzt um eine Zusammenkunft zu bitten. Er griff auf seine beinahe bis in die Kindheit reichende Freundschaft mit Felix zurück und fand auf diese Weise Gelegenheit, die Wesensart und nicht nur die geistige, sondern auch die körperliche Entwicklung des Freundes, von der zu erfahren seiner Meinung nach für Martiner von großer Wichtigkeit sein mußte, eingehend und stufenweise zu schildern. Über die gemeinsam verbrachte Schulzeit glaubte er etwas rascher hinweggleiten zu dürfen, um so ausführlicher erzählte er dagegen von der Befriedigung, die dem Freunde seine Studien und Arbeiten anfänglich geboten hätten, um zuletzt, gleichsam auf dem Höhepunkt der aufsteigenden Linie angelangt, auf Agathe zu sprechen zu kommen, ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Geschöpf, und auf das tiefe Glück, das den beiden für einander geschaffenen Menschen aus ihrer gegenseitigen

Vereinigung erblüht war. Dieses Bild einer ungetrübten Lebensgemeinschaft malte er mit zärtlicher Liebe und in dem halb unbewußten Bestreben aus, dem anderen verständlich zu machen, daß es weniger um seines Nutzens für die Allgemeinheit willen, als wegen seiner seltenen, schönen Vollkommenheit wert sei, erhalten zu bleiben. Dann berichtete er ohne jeden vermittelnden Übergang von der rätselhaften, traurigen Veränderung, die während seiner mehrjährigen Abwesenheit im Hause seines Freundes vor sich gegangen war, sowie von den Vorfällen, die sich während der letzten Tage in seiner Gegenwart dort abgespielt und ihn schließlich bewogen hätten, Martiners Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Schon zu Beginn seiner Erzählung unterbrach er zeitweise seine Mahlzeit, um ungehinderter und zusammenhängender sprechen zu können. Je weiter er in seinen Ausführungen kam, desto eifriger wurde er, und endlich legte er Messer und Gabel ganz aus der Hand, indessen der Arzt den Blick unentwegt auf den Teller gesenkt hielt und, scheinbar völlig dem Genuß der vorgelegten Speisen hingegeben, Bissen um Bissen in den Mund schob, so daß jeder, der ihn nicht näher kannte, den Eindruck gewinnen mußte, er höre den Worten seines Tischnachbarn überhaupt nicht zu. Aber Julius zweifelte keinen Augenblick daran, daß nichts von dem Gesagten ihm entging, denn er erinnerte sich noch sehr gut daran, daß Martiner auch damals vor langen Jahren, wenn einer der Mitschüler ihm irgend eine Aufgabe, deren Erklärung oder Auflösung er erbitten wollte, umständlich auseinandersetzte, sich scheinbar immer mit etwas anderem beschäftigt, in einem Buch geblättert, seinen Bleistift gespitzt oder wohl gar ein paar Zeilen geschrieben und am Ende doch mit kurzen, treffenden Worten den

gewünschten Bescheid erteilt hatte. Auch daß der Arzt keine einzige Gegenfrage stellte, befremdete ihn nicht. Nur am Schlusse seiner Mitteilungen, als er nicht ohne eine gewisse Genugtuung Felix' bevorstehenden Besuch ankündigte, nötigte er ihn durch die Frage, ob er den Freund untersuchen und gegebenenfalls dessen Behandlung übernehmen wolle, geradezu zu einer Äußerung.

Martiner hob die Schultern und neigte den Kopf zur Seite.

„Das ist doch klar. Wenn jeder Mensch zu mir kommen darf, warum sollte ich beim Karlhofer eine Ausnahme machen?"

„Ja, freilich", entgegnete Julius, der jetzt hastig die schon halb erkalteten Reste seiner Mahlzeit verzehrte, „ich hab' auch nur gemeint, du sollst ihn besonders genau und sorgfältig untersuchen."

Wieder spielte das nachsichtige Lächeln um die Lippen des Arztes.

„Deine Sorge ist durchaus überflüssig. Ich behandle den Kranken, nicht den Menschen. Ob er ein Verbrecher ist oder ein Heilsbringer für die gesamte Menschheit, muß mir absolut gleichgültig bleiben."

Julius glaubte aus seinen Worten einen leisen Vorwurf herauszuhören.

„Nimm es mir nicht übel, aber für jemanden, der einem nahesteht, möchte man immer etwas Besonderes haben."

„Du brauchst dich gar nicht zu entschuldigen. Jeder Kranke hält seinen Fall für den wichtigsten und hat damit von seinem Standpunkt aus recht. Darum soll ein gewissenhafter Arzt auch alle Fälle gleich wichtig nehmen."

„Und glaubst du, daß dem Karlhofer etwas Ernstes

fehlt? Soweit du dir nach meinen Schilderungen eben ein Bild machen kannst."

„Das kann ich unmöglich entscheiden, bevor ich mir ihn genau angesehen habe. Es ist möglich, daß die Einbildung dabei tatsächlich eine große Rolle spielt, ebensogut ist es aber möglich, daß er wirklich krank ist."

„Aber doch auf keinen Fall so hoffnungslos, wie er behauptet?"

Martiners Antwort beschränkte sich auf ein Achselzucken und ein Hochziehen der schütteren, blonden Augenbrauen.

„Er darf natürlich um keinen Preis erfahren, daß ich mit dir gesprochen hab'. Bloß seine Frau hätte ich einstweilen gerne beruhigt."

„Auf die paar Tage Ungewißheit wird es wohl nicht mehr ankommen."

Und nun bewegte Julius wegwerfend die Hand.

„Übrigens ist es lächerlich, auch nur eine Silbe darüber zu verlieren!"

„No, um so besser."

„Es hat nur einen so furchtbaren Eindruck auf mich gemacht, wie ... wie niedergebrochen der Felix war ... und wie verzagt."

„Ja, ja, das glaub' ich gern! ... So etwas kommt vor."

„Und wenn du eine Ahnung hättest, was für Mühe es gekostet hat, ihn dazu zu bringen, zu dir zu gehen. Erstens scheint er gegen Ärzte überhaupt mißtrauisch zu sein —"

„Das wäre kein schlechtes Zeichen."

„Wieso —?"

„Mißtrauen gegen unsereinen ist die Haupteigenschaft aller eingebildeten Kranken. Weil wir ihnen ja

nie das sagen können, was sie erwarten. Obwohl sie in ihrem Innersten natürlich selbst nicht so recht daran glauben."

„Ach ja . . . selbstverständlich! Aber wenn du es ihm sagst, das ist doch etwas anderes."

„Bist du davon so überzeugt?"

Julius nickte belustigt.

„Vollkommen. Und weißt du warum?"

„No —?"

„Ich hab' nämlich eine List gebrauchen müssen, sonst wäre er nie dazu zu bewegen gewesen, dich zu konsultieren. Ich hab' ihm ehrenwörtlich versprochen, mich nachträglich bei dir zu erkundigen und ihm dann haargenau alles mitzuteilen, was du mir über seinen Zustand gesagt hast."

„Ah — das ist ja schlau!"

Der Ton, in dem Martiner diese Worte sprach, schwankte ein wenig zwischen Spott und Ernst, so daß Julius unsicher wurde.

„Mir würdest du doch auf alle Fälle die Wahrheit anvertrauen?"

Der Arzt wiegte zweifelnd den Kopf, während sich sein dünner, breiter Mund zu einem beinahe schon unverschämten Lächeln verzog. Aber er schwieg.

„Du hättest doch keinen Grund, vor mir aus" — nach kurzem Zögern vermied Julius einen bestimmten Ausdruck — „aus irgend etwas ein Geheimnis zu machen. Ich würde mich natürlich streng an deine Anweisungen halten, und wenn du es für gut findest —"

Jetzt brach Martiner in herzliches Lachen aus.

„Also das nennt sich das Ehrenwort eines Freundes! . . . Gut, daß ich's weiß!"

„Ja, entschuldige, das ist doch eine so ungewöhn-

liche, ich möchte sagen, eine so außerhalb alles Herkömmlichen stehende Angelegenheit, daß man hier wirklich nicht mit dem üblichen Maßstab messen darf."

Martiner neigte sich gegen Julius vor, dessen Züge eine leise Verstimmung nicht verbergen konnten, und legte ihm die Hand beruhigend auf den Arm.

„Mach' dir nichts draus. Mir ist das Ganze im Augenblick nur ein bißchen komisch vorgekommen. Übrigens hoffe ich, es dir jedenfalls ersparen zu können, dein gegebenes Wort brechen zu müssen."

Über Schirks Gesicht glitt sofort eine freundliche Entspannung.

„Du glaubst also doch schon heute sagen zu können —?"

Der Arzt hatte sich wieder in den Sessel zurückgelehnt und blickte abweisend ins Leere.

„Ich habe gar nichts gesagt. Wenigstens nicht über den Zustand deines Freundes."

Julius deutete mit dem Arm seine Fügsamkeit an.

„Ich bin es meinem Respekt vor dir schuldig, mich bedingungslos zu unterwerfen. Auf die Gefahr hin, daß du mich zum Narren hältst."

„Aber nicht im entferntesten! Obwohl du dir nicht vorstellen kannst, wie gut mir manchmal eine derartige Erfrischung tun würde! — Übrigens, weißt du, wann der Karlhofer zu mir in die Ordination kommt?"

Julius nannte die Nummer und die Stunde, deren er sich noch genau entsann, und der Arzt schrieb beides in sein Merkbuch ein.

„So . . . damit ich orientiert bin. Und jetzt kannst du, was mich anlangt, über das Schicksal deines Schützlings beruhigt sein. Jedenfalls war es sehr gescheit von dir, mit mir früher über das Ganze zu sprechen. Wenigstens

bin ich in der Lage, ihn schon einigermaßen vorbereitet zu empfangen."

„Um Gottes willen, er darf doch nicht erfahren, daß ich dich vorher verständigt habe! Sonst ist alle Mühe verloren!"

„Aber woher denn! — Vergiß nicht, daß in jedem Arzt auch ein Stück von einem Diplomaten stecken muß ... oder soll! Ich hab' nur gemeint, daß es sehr gut ist, wenn ich schon in verschiedene Einzelheiten eingeweiht bin, bevor ich ihn ausdrücklich darum frage."

Julius begann zu ahnen, worauf Martiner anspielte.

„Ach so! So meinst du das!"

„No natürlich! ... Du weißt nicht, wie leicht man sich durch solche — ich scheue mich durchaus nicht, das Kind beim richtigen Namen zu nennen — durch solche Wahrsagerkunststückchen das Vertrauen eines Kranken gewinnt. Leichter, als durch die tiefsten ärztlichen Kenntnisse. ...Aber jetzt betrachten wir die Angelegenheit als erledigt, und sprechen wir endlich von etwas anderem, wenn es dir recht ist. Ich habe das dringende Bedürfnis, auch einmal von angenehmeren Dingen zu hören, nicht nur immer von Krankheiten und menschlichem Elend."

Sie blieben noch über eine Stunde beisammen und unterhielten sich in ähnlicher Weise, wie einige Abende vorher Julius und der Advokat, von der gemeinsam verlebten Vergangenheit, von ihren Lehrern, von verschiedenen Schulerlebnissen und den bekannten oder mutmaßlichen Schicksalen dieses oder jenes Mitschülers, bis sich der Arzt unter dem Hinweis auf seine anstrengende Tätigkeit am folgenden Vormittag und mit dem Wunsch, ein ähnliches Zusammentreffen möge sich in nicht allzu ferner Zeit wiederholen, von Julius verabschiedete.

Der zweite Akt

Agathe saß in einem großen Lehnstuhl gekauert, und diese Stellung, die sie viel kleiner erscheinen ließ, als sie in Wirklichkeit war, gab ihr ein fast kindliches, zugleich angstvolles Aussehen. Ihre Augen hingen krampfhaft an einem leeren Fleck der einfarbig tapezierten gegenüberliegenden Wand, als hoffe sie so am leichtesten irgend ein drohendes Bild, einen von außen her sich aufdrängenden, gefürchteten Gesichtseindruck von sich fernzuhalten.

Julius schritt unruhig im Zimmer auf und ab. Hin und wieder blieb er an der offenen Balkontür stehen und sah ins Freie hinaus. Aber auch sein Blick schien nichts von all dem, was da draußen in reicher, unverbrauchter Fülle vor ihm lag, in sich aufzunehmen. Weder den klarblauen Himmel, der nun schon alle Blässe, alle Verschwommenheit verloren hatte, noch den warmen Sonnenglanz, den kein aus Schnee- und Winterfernen herwehender Windhauch mehr auszulöschen vermochte, noch die aufspringenden Blätterknospen, deren grüner Schimmer sich zu einem immer dichter werdenden Netz über den kahlen Zweigen verstrickte. Ja, selbst die Kinderspiele unten auf der Gasse, deren Rufe und Lärmen in den erst beginnenden Frühling hinein an den künftigen Sommer mahnten, sah und hörte er nicht.

Vor einer halben Stunde hatte Felix seinen Weg zu Martiner angetreten. Sie wollten ihn beide begleiten, aber er wies sie ärgerlich zurück.

„Warum verlangt ihr nicht gleich, daß ich mich in einem Krankenwagen hinschaffen lasse? ... Meine Füße tragen mich doch noch. Ich verstehe überhaupt nicht, was ihr für ein Aufhebens von der Geschichte macht!

Zuerst hetzt ihr mich mit vereinten Kräften hinein und jetzt, wo ihr mich glücklich soweit habt, verliert ihr den Kopf! ... Es ist nicht die geringste Ursache dazu vorhanden. Ihr braucht euch vor keinen Überraschungen zu fürchten. Ich weiß genau, wie alles kommen wird und könnte es euch vorhersagen! ... Ich betrachte das Ganze einfach als einen Spaziergang mit einer, allerdings etwas lästigen Besorgung, die ich unterwegs erledigen muß. Das ist alles!"

Und nun warteten sie voll uneingestandener Bangigkeit auf seine Rückkehr.

Sie sprachen nichts miteinander. Nur einmal fragte Agathe mit einem Blick auf die Uhr: „Glauben Sie, daß er schon dort ist?"

„Wenn er gefahren ist — ja."

„Er wird zu Fuß gegangen sein. Bei einem solchen Zustand ist ihm das Fahren eine Qual. Besonders in der Straßenbahn unter fremden Leuten."

„Er kann doch einen Wagen genommen haben."

„O nein! Das würde ihn zu sehr an Krankentransport erinnern."

Julius lachte mit geschlossenem Mund auf.

„Sie kennen ihn wenigstens ziemlich genau."

„Er hat doch vorhin beim Fortgehen selbst darauf angespielt!"

Erst als sich der Zeiger der Stunde näherte, für die Felix zu Martiners Ordination bestellt war, brach Agathe wieder das Schweigen.

„Glauben Sie, daß er pünktlich vorgenommen wird?"

„Wozu hätte man ihm sonst die Zeit auf die Minute bestimmt."

„Wenn er nur nicht zu lange warten muß. Sie können sich nicht vorstellen, wie entsetzlich er sich abquält."

„Er ist doch ein erwachsener Mensch und kein Kind mehr."

Zum erstenmal glitt ein leises Lächeln um Agathes Mund.

„Das war ja das Einzige, was mir die Verhältnisse während der letzten Jahre noch erträglich gemacht und manchmal sogar eine kleine Freude bereitet hat. Daß ich mich für ihn hab' sorgen und ängstigen dürfen, wie für ein Kind."

Julius stemmte den Arm im Ellbogen gegen den Türrahmen und lehnte den Kopf an die Hand.

„Ach, Frau Agathe ... ich glaube, Ihnen fehlt etwas. Und nicht nur Ihnen. Auch dem Felix."

Sie wandte den Kopf nach ihm, obwohl er mit dem Rücken gegen sie stand.

„Was denn —?"

„Wenn ihr das hättet", sprach er weiter zur offenen Balkontür hinaus, „dann wäre es vielleicht gar nicht so schlimm geworden."

Jetzt verstand sie ihn und war sehr froh, daß er die Röte, die sie im Gesicht aufsteigen fühlte, nicht bemerken konnte.

„Wer weiß", sagte sie leise, „ob es dann nicht noch viel ärger wäre ..."

„Ich glaube kaum. Wenigstens nicht für Sie."

„Für ihn aber doppelt, Julius. Und darum wird es schon so am besten sein. Er braucht mich für sich allein."

„Mögen Sie später einmal nicht anders darüber denken!"

„Später? ... Was wird uns dieses Später noch alles bringen ..." — Sie preßte die Hände gegen die Schläfen. — „Mir ist so namenlos bange."

Julius hatte sich umgedreht und kam auf sie zu.

„Wovor, Frau Agathe? Vor dem, was der Martiner sagen wird? ... Seien Sie doch nicht kindisch!"

„Sie sind ja selbst voll Unruhe."

„Ich?" — Er zwang sich zu einem Lächeln. — „Nein, da gehen Sie fehl. Ich habe nur ein gewisses Verantwortlichkeitsgefühl."

Ihr Blick streifte ängstlich die Uhr.

„Vielleicht ... entscheidet es sich jetzt. ... Gerade in dieser Minute ..."

Julius war wieder in die Balkontür getreten, aber er kehrte sich nicht mehr ganz von Agathe ab, sondern lehnte mit dem Rücken gegen den Türrahmen, so daß sie sein Gesicht von der Seite sehen konnte. Und so, halb vom Zimmer abgewendet, sah er auf die Straße hinab.

„Jetzt — gerade in dieser Minute — entscheiden sich viele Tausende, ja vielleicht Millionen von Schicksalen. Jetzt — in diesem Augenblick — werden Menschen geboren ... und sterben Menschen ... und bei unzähligen, die noch das Glück haben, sich zwischen diesen zwei angenehmen Grenzpunkten umhertreiben zu dürfen, ereignet sich jetzt — eben in dieser Minute — das, was sie ihr Glück oder ihr Unglück nennen ... Die Summe aller Leiden und Freuden, Frau Agathe, die dadurch in Bewegung gesetzt werden, müßte stark genug sein, mit einem einzigen grauenhaften Schrei die Erde von einem bis zum anderen Ende zu erfüllen! ... Und was wissen wir von all dem? Was hören wir? ... Dort drüben im Garten zwitschern ein paar Vögel ... unten auf der Straße schreien spielende Kinder ... und dort" — er streckte hinweisend den Arm aus — „streitet allem Anschein nach ein Droschkenkutscher mit seinem Fahrgast. Das ist alles! ... Glauben Sie mir, es steht wirklich nicht dafür, sich durch irgend etwas bange

machen zu lassen. Auch durch das Schrecklichste nicht. Geschweige durch eine bloße Einbildung."

Agathe schöpfte tief und vernehmbar Atem.

„Solche Gedanken sind gut für den, dem gerade Ruhe vergönnt ist. Aber der, dessen Schicksal sich eben entscheidet, der hört diesen Schrei schon ..."

„Er muß die Kraft haben, seine Ohren auch nach außen zu öffnen ... nicht nur nach innen."

Etwa um die gleiche Zeit erschien in der Tür des Wartezimmers, in dem außer Felix nur noch zwei Patienten anwesend waren, eine schlanke, mit einem weißen Arbeitsmantel bekleidete Dame und rief seine Nummer aus. Als er sich, von der Geschwindigkeit, mit welcher er an die Reihe kam — er hatte sich erst vor kaum zehn Minuten hier eingefunden —, mehr überrumpelt als überrascht, von seinem Sitz erhob, sagte sie mit etwas hart klingender Aussprache: „Der Herr Professor lassen bitten", und ging ihm voran in das Ordinationszimmer, wo Martiner, mit dem Rücken gegen den Eintretenden gekehrt, am Schreibtisch saß. Sie flüsterte dem Arzt ein paar Worte zu, die er mit stummem Nicken beantwortete, und verschwand dann in einen anstoßenden Raum, dessen Tür ebenso wie die in das Wartezimmer führende mit einer schalldichten Polsterung versehen war. Martiner vollendete noch einige, offenbar den vorhergegangenen Fall betreffende Aufzeichnungen und deutete, ohne sich dabei nach Felix umzuwenden, auf einen neben dem Schreibtisch stehenden Sessel.

„Ich bitte, Platz zu nehmen." — Und während er den Notizblock beiseite schob: „Herr Dr. Karlhofer, nicht wahr? ... Soviel ich mich erinnern kann, war ich seiner-

zeit im Gymnasium mit einem Kollegen gleichen Namens beisammen?"

Felix hatte sich gesetzt und verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln.

„Ja, der bin ich. Du kannst dir die Mühe sparen, Martiner."

Der Arzt richtete, mit sonst unverändertem Gesichtsausdruck, den Blick auf sein Gegenüber.

„Jetzt erkenne ich dich." — Er reichte ihm über die Ecke des Schreibtisches hinweg die Hand. — „Aber was willst du damit sagen, daß ich mir die Mühe ersparen soll?"

Felix nahm die Hand zu flüchtigem Druck, um sie gleich wieder loszulassen.

„Du weißt doch sehr gut, daß ich heute zu dir komme."

„Verzeih', die Anmeldungen für die Ordination nimmt meine Assistentin entgegen. Ich erfahre die Namen erst im letzten Augenblick."

„Das weiß ich. Wenigstens hab' ich gehört, daß nicht du am Telephon warst, sondern eine Frau."

„Von wem könnte ich also sonst erfahren haben —? Ich verstehe nicht, worauf du anspielst."

„Von unserem gemeinsamen Freund Schirk."

„Schirk . . .? Schirk . . .?" — Der Arzt strich sich über das glatt angekämmte Haar. — „War nicht ein Schirk in unserer Klasse?"

Felix schloß, gleichsam in geduldiger Nachsicht, halb die Augen.

„Ja. Er ist zwei Bänke hinter dir gesessen, falls du dich nicht daran erinnern solltest."

Martiner warf den Kopf mit einem kurzen Ruck zurück.

„Richtig! ... Ihr wart ja sehr eng miteinander befreundet."

„Wir sind es noch bis auf den heutigen Tag. Wenigstens, was man so befreundet nennt. Er hat mich auch darauf aufmerksam gemacht, daß du wieder hier bist und hat mich bestimmt, dich zu konsultieren. Und nachdem er sich schon einmal in der Rolle meines Schutzengels gefällt, wird er dich ja jedenfalls rechtzeitig in seinem Sinn bearbeitet haben."

Eine Weile sah der Arzt Felix noch wartend ins Gesicht. Dann lachte er hell auf.

„Man lernt doch wirklich nie aus!"

„Wieso? — Warum lachst du?"

„Ich hab' doch in puncto Mißtrauen der Patienten gegen unsereinen schon so manches erlebt! Aber das setzt allem die Krone auf. Eine bestimmte Klasse von — no, also sagen wir, von Kranken, wäre eigentlich direkt für den Beruf eines Detektivs geeignet."

Während Martiner sprach, hatte Felix ärgerlich die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt.

„Derartige Schlüsse sind doch ziemlich naheliegend und begreiflich", wehrte er mit erkünstelter Gleichgültigkeit ab.

„Ich kann dir die beruhigende Versicherung geben, daß ich den Schirk seit unserer Maturakneipe ebensowenig gesehen habe, wie dich. Natürlich einige zufällige Begegnungen während unserer Universitätszeit ausgenommen. Bist du jetzt zufrieden?"

Felix zuckte die Achseln.

„Übrigens — es spielt ja wirklich keine Rolle."

„No also!" — Der Arzt lehnte sich in seinen Sessel zurück und schlug die Beine übereinander. — „Und jetzt sag' mir, wo's bei dir eigentlich fehlt. Ich hätte

mich zwar noch gerne länger mit dir unterhalten, aber meine Zeit ist leider genau eingeteilt und —"

„Bitte, bitte! ... Ich wollte dich durchaus nicht aufhalten. Ich, für meine Person, hätte überhaupt nie daran gedacht, dich zu belästigen, aber die beiden andern haben ja nicht lockergelassen."

„Welche beiden —?"

„Meine Frau und der Julius ... nämlich der Schirk."

„Ach so! ... Du bist verheiratet?"

Felix antwortete mit einem stummen Neigen des Kopfes.

„Seit wann?"

„Seit acht Jahren."

Martiner zog die Augenbrauen erstaunt in die Höhe.

„Oho —! Da mußt du ja sehr jung gefreit haben. Du dürftest etwas jünger sein als ich?"

„Dreiunddreißig."

Der Arzt schrieb die Zahl auf ein bereitliegendes Formular.

„Ja, ja ... ich war mit dem Gymnasium ziemlich spät dran. Hast du Familie?"

„Nein."

„Du mußt schon entschuldigen, ich frage dich nicht aus Neugier so aus. Obwohl es mich natürlich auch sonst interessiert. — Und du lebst hier?"

„Ja."

„Was hast du eigentlich für einen Beruf? ... Ich kann mich nicht mehr recht erinnern."

„Beruf hab' ich keinen." — Felix sagte es mit herausfordernder Selbstverständlichkeit. — „Ich bin privilegierter Tagedieb."

Martiner nickte ernst und scheinbar anerkennend.

„Auch eine ganz hübsche Beschäftigung. Und gar nicht so einfach."

Felix stieß ein kurzes, höhnisches Lachen aus.

„Nein, allerdings nicht."

„Aber du dürftest doch irgend etwas studiert haben? Wenigstens nach deinem Doktortitel zu schließen —"

„Romanische Philologie."

„Aha! No, mit der Zeit kommt man den Dingen ja auf den Grund. Und nachdem du, wie du selbst erklärt hast, keinen Beruf ausübst, bist du also vermutlich, was man so im allgemeinen einen Privatgelehrten nennt?"

Felix hob, ohne etwas zu erwidern, die Schultern, und beinahe gleichzeitig machte Martiner eine Handbewegung, als wünsche er eine ausdrückliche Antwort zu verhindern.

„Das tut weiter nichts zur Sache! ... Ich muß dich jetzt nur bitten, mir zu erzählen, was dich zu mir geführt hat oder besser gesagt" — er lächelte stillvergnügt — „was deine Frau Gemahlin bestimmt hat, dich zu mir zu schicken. Aber nur ganz kurz, mit ein paar Schlagworten."

„Bevor du dich bemühst, möchte ich dich darauf aufmerksam machen, daß ich bereits von zwei Instanzen für vollkommen gesund erklärt worden bin."

„Bravo! Hoffentlich kann ich mich als dritte anschließen. Und wer waren meine beiden Vorgänger?"

Felix nannte die Namen seines Hausarztes und des Internisten, an den er sich gewendet hatte.

Den letzteren wiederholte Martiner.

„Du, das ist aber eine ziemlich maßgebende Instanz."

„Das bestreite ich durchaus nicht."

„No, wir werden ja sehen.— Also, was ist mit dir los?"

Die Schilderung, die Felix nun von seinem Zustand gab, beschränkte sich tatsächlich auf einen nur das Allernotwendigste berührenden und gewissermaßen in geringschätzige Worte gekleideten Bericht. Nicht weil Martiner es so verlangt hatte, sondern weil er den Verlauf und das Ergebnis der bevorstehenden Untersuchung klar vorauszusehen meinte und daher eine eingehende Beschreibung für zwecklos und überflüssig hielt.

Dem Arzt schien das, was er zu hören bekam, vollauf zu genügen. Er forderte Felix auf, Rock, Weste und Hemd auszuziehen und klopfte und horchte seine Brust und seinen Rücken sehr gründlich ab.

„Jetzt, bitte, tief atmen ... so ... so ist's gut. ... Noch einmal ... und jetzt husten ... mehr hüsteln ... ja ... so ... so ..."

Dann setzte er sich ihm knapp gegenüber und spreizte ihm mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand zuerst die Augenlider und darauf in gleicher Weise die Ober- und Unterlippe auseinander, um die Innenseite der Lider und das Zahnfleisch zu betrachten. Nachdem er endlich noch mit dem Schlage eines kleinen Holzhammers die Reflexbewegungen der gekreuzten Beine geprüft hatte, lehnte er sich nachdenklich in seinen Sessel zurück.

„An welcher Stelle spürst du die krampfartigen Schmerzen, von denen du gesprochen hast?"

Felix zeigte mit den Fingerspitzen gegen das Brustbein.

„Hier."

„Beschränken sie sich nur auf diese Stelle oder strahlen sie auch weiter aus?"

Und nun erschrak Felix. Er empfand plötzlich in unbarmherziger Klarheit, daß Martiner etwas Bestimm-

tes entdeckt haben mußte. Und obwohl er sich sagte, daß er ja selbst immer von dem Vorhandensein eines tückischen, geheimen Übels überzeugt gewesen war, dachte er doch einen Augenblick daran, den Arzt zu belügen und irrezuführen. Aber beinahe gleichzeitig fiel ihm auch ein, daß ihm dies bei dem kühl-überlegenen, seiner selbst sicheren Benehmen Martiners, das nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben war, kaum gelingen würde. Darum gestand er: „Ja, manchesmal erstrecken sie sich bis in die Schultern."

„Und bis in den Kopf und in die Oberkiefer... zahnschmerzartig, nicht wahr?" forschte Martiner unerbittlich.

„Ja... manchmal."

„Und bei welcher Gelegenheit treten die Schmerzen meistens auf?"

„Ich hab' es nie so recht beobachtet. Meine Frau behauptet, vor allem, wenn ich mich stark aufrege ... oder wenn ich zu viel rauche."

„Und spontan niemals? ... Ich meine, ohne jede äußere Veranlassung. Zum Beispiel im Schlaf? ... So daß du darüber aufwachst?"

„O ja ... das ist auch schon vorgekommen."

Martiner gab mit geschlossenem Mund einen brummenden, gleichsam zufriedenen Ton von sich. So, als habe er eine geheime Vermutung bestätigt erhalten. Dann erhob er sich und begann, leise durch die Zähne pfeifend, auf und ab zu schreiten.

„No ... was ist?" — Felix mußte abhusten, bevor seine Stimme Klang bekam.

Der Arzt blieb vor ihm stehen und sah ihm ruhig ins Gesicht.

„Was soll sein?"

„Hast du ... etwas gefunden?“

„Langsam, langsam! So schnell geht das nicht ... Leg dich jetzt einmal hier auf den Diwan. Auf den Rücken.“

Als Felix seine Weisung ausgeführt hatte, öffnete er ihm die Beinkleider, untersuchte mit knetenden Griffen seinen Unterleib und klopfte ihn ab.

„Ist hier irgend ein Organ?“ erkundigte sich Felix, indem er mit der Hand nach einer bestimmten Stelle seiner Weiche faßte.

Martiner folgte seinem Griff mit kräftigem Druck.

„Wo? — Hier?“

„Ja.“

„Die Milz.“

„Hier hab' ich öfter einen heftigen, stechenden Schmerz. Besonders, wenn ich rasch die Stiegen hinaufgeh'.“

Der Arzt glitt über seine Bemerkung hinweg.

„Warst du früher nicht stärker?“

„Hab' ich dir denn nicht gesagt, daß ich um zehn Kilo abgenommen hab'?“

„Nein.“

„Seit einem Jahr. Aber daß du mir das ansiehst?“

Martiner klemmte ein Stück Bauchhaut zwischen die Finger und dehnte es in die Länge.

„Da hätte noch einiges Platz“, meinte er wohlwollend. — „So, und jetzt setz' dich wieder auf.“ — Und dann horchte er noch einmal, diesmal mit freiem Ohr, Felix' Rücken ab, wobei ihm besonders eine Stelle wichtig zu sein schien, zu der er immer und immer wieder zurückkehrte. — „Tief atmen ... so ja ... noch einmal ... und jetzt leicht husten ... so ... so.“ Endlich war er befriedigt und stieß den gleichen brummen-

den Ton aus wie zuvor, als Felix seine Frage wegen der Ausstrahlung der Brustschmerzen beantwortet hatte.

„So ... jetzt darfst du dich anziehen. Wir sind zwar noch nicht ganz fertig —"

„Was kommt denn noch?"

„Ja, ich kann dir nicht helfen, du mußt dich noch meiner Assistentin zu einigen, übrigens ganz harmlosen Prozeduren ausliefern." — Und weil Felix ihm einen verzweifelt-fragenden Blick zuwarf, mit beruhigendem Auflachen: „Du brauchst nicht zu erschrecken. Unters Messer kommst du nicht."

Er drückte auf den Taster einer an seinem Schreibtisch angebrachten Klingel und gleich darauf betrat die schlanke, in einen weißen Arbeitsmantel eingekleidete Dame das Ordinationszimmer.

„Herr Professor wünschen?"

„Darf ich die Herrschaften miteinander bekannt machen? — Herr Doktor Karlhofer, ein ehemaliger Gymnasialkollege von mir — Frau Doktor Brodsky, meine Assistentin."

Die Ärztin erwiderte Felix' Verneigung mit einem leichten Nicken, und Martiner fuhr fort: „Liebe Kollegin, darf ich Ihnen diesen Herrn anvertrauen?... Blutuntersuchung, Durchleuchtung und Harnanalyse."

„Sehr wohl, Herr Professor."

„Wenn Sie für die Durchleuchtung alles vorbereitet haben, dann bitte, mich zu holen."

„Schön."

„Wen haben wir übrigens noch vorzunehmen?"

Sie nannte die Namen der beiden wartenden Patienten.

„Damit ist für heute Schluß?"

„Ja."

„Und die Visitenrunde?"

Die Assistentin überlegte eine kleine Weile.

„Ungefähr zwei Stunden."

„No gut." — Und nun wandte Martiner sich wieder an Felix. — „Hast du für heute noch etwas Dringendes vor?"

„...Nein", entgegnete der Gefragte zögernd, „...nur... wenn es zu lange dauern sollte... ich möchte gerne meine Frau verständigen. Damit sie sich nicht ängstigt."

„Das kannst du ja auf alle Fälle tun. Im Vorzimmer ist das Telephon. Ich würde mich nämlich gern noch ein bißchen mit dir unterhalten, wenn du da drin —" Martiner deutete mit dem Kopf gegen die eine der schalldicht gepolsterten Türen — „alles glücklich überstanden hast. Vielleicht hast du nachher die Liebenswürdigkeit, einen Augenblick im Wartezimmer Platz zu nehmen, bis ich die beiden letzten Patienten erledigt hab'?"

„Aber gern."

„Also, dann auf Wiedersehen! Das heißt, wir treffen uns ja noch früher beim Röntgenisieren."

„Darf ich bitten, Herr Doktor?"

Und willenlos folgte Felix der Assistentin in den angrenzenden Raum.

Als er, dem Wunsche des Arztes gemäß, das Wartezimmer wieder betrat, war ihm zumute, wie einem Menschen, der aus einem betäubungsähnlichen Dämmerzustand allmählich zu klarem Bewußtsein erwacht. Alles, was sich während der letzten Augenblicke mit ihm ereignet hatte, der Nadelstich in den Finger, dem die schweigsame Assistentin das Blut

für die Untersuchung entnahm, die ein wenig unheimlich wirkende Durchstrahlung in der finsteren Kammer, der Martiner beiwohnte, ohne ein einziges Wort an ihn zu richten, so daß er sich nicht mehr wie ein lebendes Wesen, sondern wie ein Versuchsobjekt vorkam, wie eine Leiche auf dem Seziertisch, das alles war sonderbar traumhaft und unwirklich an ihm vorbeigeglitten. Ja sogar das Telephongespräch, das er vor wenigen Minuten im Vorraum mit Agathe führte, um ihr mitzuteilen, daß die Konsultation noch länger dauern würde und daß sie ihn daher noch nicht erwarten dürfe, spielte sich nur in einer Art Unterbewußtsein ab, so als spreche an seiner Stelle ein ihm ähnlicher, in verschwimmende Nebel gehüllter, fremder Mensch mit einer ganz trockenen, hölzern klingenden Stimme in den Apparat hinein. Erst jetzt, bei der Rückkehr in dieses Zimmer, wo er vor kaum einer halben Stunde, zwar etwas beunruhigt, aber vollständig seiner Sinne mächtig, gesessen hatte, vermochte er sich langsam zu der klaren Erkenntnis durchzuarbeiten, daß die gleich einem quälenden Schattenspiel an ihm vorbeigezogenen Dinge tatsächlich mit ihm geschehen waren. Nun spürte er auch an der Spitze des linken Mittelfingers, dort, wo die Nadel eingedrungen war, einen leichten, brennenden Schmerz, und gleichzeitig blickte er unwillkürlich an seinem Oberkörper herab, als könne er eine zurückgebliebene Spur der Durchleuchtung entdecken. Aber dann mußte er über diesen kindischen Einfall selbst lächeln, und da außer ihm niemand mehr anwesend war. — der letzte Patient mochte wohl eben bei Martiner im Ordinationszimmer sein — begann er, die Hände auf den Rücken gelegt, den in der Mitte des Raumes stehenden, mit Zeitschriften bedeckten und von drei oder vier

Stühlen umgebenen Tisch zu umschreiten. — Warum wünschte Martiner ihn noch einmal zu sprechen? Wollte er ihm schon etwas Entscheidendes über seinen Zustand sagen? Schwerlich. Daß er etwas Verdächtiges gefunden hatte, war nicht zu bezweifeln, aber er fühlte sich seiner Sache noch nicht gewiß, sonst hätte er sicherlich auf die Durchleuchtung und die verschiedenen Untersuchungen verzichtet, deren Ergebnis in so kurzer Zeit keinesfalls vorliegen konnte. Und daß er sich nicht herbeilassen würde, über bloße Vermutungen zu sprechen, so weit glaubte Felix ihn während ihres Beisammenseins kennengelernt zu haben. Vielleicht empfand er, nachdem er gerade über einige freie Minuten verfügte, das Bedürfnis, allerhand Erinnerungen aus der gemeinsam verbrachten Schulzeit aufzufrischen. Er hatte ja selbst angedeutet, wie sehr es ihn freuen würde, sich noch länger von Dingen zu unterhalten, die nicht unmittelbar zu seinem Berufe gehörten. — Durch diesen Gedanken, ohne es sich eingestehen zu wollen, ja wahrscheinlich ohne es überhaupt zu wissen, beruhigt, trat Felix an eines der beiden Fenster und blickte auf die Straße hinab. Ihm gegenüber stand ein altes, einstöckiges Haus mit hohem, behaglichem Ziegeldach, über dessen First die noch unbelaubten Äste eines Baumes hervorlugten. Auf ihnen und auf einem Teil des Daches lag der rötliche Schein der untergehenden Frühlingssonne. Aus dem breiten, halbgeöffneten Tor des Hauses tollten ein- oder das andere Mal spielende Kinder hervor, gefolgt von einem kläffenden Hund, und verschwanden wieder darin, glücklich aufjauchzend, wie nach einer überwundenen, schauerlichen Gefahr. Blühende Blumenstöcke oder bauchige, mit vertrauenerweckend aussehenden Flüssigkeiten gefüllte Glasgefäße prangten an einzelnen Fen-

stern, in dem einen, dessen Rahmen ganz von Epheu umsponnen war, hing ein Käfig mit einem Kanarienvogel, aber nirgends, die ganze Reihe entlang, zeigte sich ein Gesicht. — Hier können nur zufriedene, schlichte Menschen wohnen, dachte Felix, die Stirn an das kühlende Glas pressend, Menschen, die nicht auf die Gasse hinaussehen mögen, sondern viel lieber in den stillen Hof, wo der alte Nußbaum steht — oder ist es am Ende eine Linde? — und wo es wohl gar ein kleines Gärtchen gibt, hinter einem niederen, grün gestrichenen Eisengitter, mit einer verwitterten Sandsteinfigur zwischen Fliederbüschen und einem Lusthäuschen für lauwarme Sommerabende. Es kann aber ganz gut möglich sein, daß sie gar nicht so zufrieden sind, daß sie, wenn auch nicht gerade jetzt, so doch oft genug nach dem prächtigen Neubau auf der anderen Seite der Straße herüberschielen und die Leute, die darin wohnen dürfen und reicher sein müssen, als sie selbst, beneiden. Vielleicht wissen sie auch, daß hier ein berühmter Arzt haust und daß die Gesichter, die manchmal an diesen Fenstern auftauchen, so wie jetzt das meinige, gequälten und geängstigten Menschen gehören, und empfinden nun die eigene Gesundheit doppelt und dreifach stark. — Und als ob er denen da drüben, die er gar nicht sah, dieses angenehme Gefühl nicht länger gönnen wollte, trat Felix rasch vom Fenster zurück, um seinen Rundgang um den Tisch wieder aufzunehmen. Dabei kam ihm neuerdings seine Unterredung mit Martiner in den Sinn, und während er jetzt, gleichsam von einem Rastplatz aus, ihren Verlauf überdachte, schämte er sich des albernen, bubenhaft-trotzigen Benehmens, das er dem Arzt gegenüber gezeigt hatte. Denn jetzt wußte er, daß Martiner nicht so war, wie die anderen, daß er ihn nicht wie ein unver-

nünftiges Kind oder wie ein armseliges Frauenzimmer behandeln zu müssen glaubte, dem man die Wahrheit nicht verraten durfte. Bei der Untersuchung war er so weit aus sich herausgetreten, daß er sich nachträglich nicht mehr feig hinter eine Lüge oder Ausrede verkriechen konnte. Er würde ihm das, was schon so lange Zeit hindurch an ihm nagte und fraß und was er seit Monaten, mehr aus einem geistigen als aus einem körperlichen Empfinden heraus, unaufhaltsam auf sich zukommen sah, sicherlich nicht unverhohlen ins Gesicht sagen, er würde ihm wahrscheinlich raten, sich zu schonen oder irgend eine Kur zu gebrauchen, ebensowenig würde er ihn aber für einen nervösen Schwächling erklären. — Diese Erkenntnis flößte Felix mit einemmal tiefes Vertrauen zu Martiner ein, ein Vertrauen, das viel wärmer und menschlicher war, als jenes in der vergangenen Schulzeit, das ausschließlich der reiferen Klugheit und dem gründlicheren Wissen des älteren Mitschülers gegolten hatte. Zugleich freute er sich, daß er heute noch einmal Gelegenheit finden sollte, dem Arzt gegenüberzustehen und die vorhin begangene Ungeschicklichkeit wieder gutzumachen.

Er war so von seinen Gedanken befangen, daß er gar nicht hörte, wie die Tür des Ordinationszimmers geöffnet wurde. Erst als Martiner ihn beim Namen rief, blickte er erschreckt auf.

„Hat es sehr lange gedauert?"

„Nein, gar nicht. Ich hab' noch mit meiner Frau telephoniert."

Martiner faßte ihn unter dem Arm und zog ihn mit sich in das Ordinationszimmer.

„Hoffentlich ist sie nicht böse, weil ich dich so lange hier behalte. Aber sie hat ja vermutlich öfter Gelegen-

heit, mit dir beisammen zu sein, als ich — oder nicht?"

Felix war schon im Begriffe, den harmlosen Scherz schroff abzuwehren, da erinnerte er sich noch rechtzeitig seines ehrlich gemeinten Vorsatzes und zwang sich zu einem Lächeln.

„Ich denke schon."

„No also! ... Dann wollen wir es uns ein bißchen gemütlich machen. Nein, nein! Nicht auf den Martermöbeln!" — Martiner führte ihn, weil er wieder auf den neben dem Schreibtisch befindlichen Sessel zuschritt, in eine zwischen hohe Bücherregale eingebaute Erkernische, wo inmitten zweier Großvaterstühle ein kleiner Rauchtisch stand. — „Hier werde ich nicht so an mein Geschäft erinnert. Dir wird es ja übrigens auch lieber sein." — Und indem er eine Zigarettenschachtel aufklappte: „Rauchst du? — Oder vielleicht eine Zigarre?"

Felix wußte selbst nicht, was ihn dazu trieb, Martiner gleichsam um Erlaubnis fragend anzusehen.

„Ich weiß nicht —?"

Aber der Arzt machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Ach Gott, deswegen darfst du dir ruhig eine anzünden. Auf meine Verantwortung."

„Das soll heißen, daß es nicht mehr darauf ankommt, was?" entgegnete Felix mit leisem Spott.

Auf dem Gesicht des Arztes erschien sofort der gleiche, gewissermaßen abweisend-sachliche Ausdruck, den es während der ganzen Untersuchung gezeigt hatte.

„Das soll es keineswegs heißen. Übrigens, um den — also sagen wir, den dienstlichen Teil unserer Angelegenheit in einem zu erledigen, möchte ich dich bitten, übermorgen noch einmal zu mir zu kommen. Wenn es dir paßt."

„Mir paßt es immer", spielte Felix auf die Verächtlichkeit seines Berufes an.

Martiner ging darüber hinweg.

„Aber etwas später als heute, ja? Vielleicht um vier Uhr, damit ich mit den übrigen schon fertig bin und mehr Zeit für dich habe. Bis dahin werden auch die Untersuchungsresultate vorliegen, und wir können uns dann darüber unterhalten, was weiter zu geschehen hat."

„Könntest du mir nicht schon heute ... wenigstens eine kleine Andeutung machen?" — Felix hatte mit der Zigarette zwischen den Lippen begonnen und nahm sie erst jetzt aus dem Mund. — „Nicht meinetwegen natürlich. Ich, für meine Person, habe kein so besonderes Interesse für meinen Leichnam. Aber meiner Frau würde ich doch gern eine Nachricht bringen."

Martiner überlegte eine Weile.

„Ich begreife deinen Wunsch vollkommen", sagte er endlich, „trotzdem muß ich dich bitten, heute noch keinen Bescheid von mir zu verlangen. Etwas Bestimmtes könnte ich dir auf keinen Fall mitteilen, und deine Frau mit einem vorläufigen Ausspruch zu beruhigen oder — je nachdem — auch zu beunruhigen, um, was sehr leicht möglich ist, übermorgen alles glatt zurückzunehmen, hätte doch wirklich wenig Sinn, nicht wahr? Abgesehen davon, daß es mir widerstrebt, mich in Vermutungen einzulassen, für oder gegen welche mir noch jeder Beweis fehlt."

„Aber selbstverständlich. Es war ja nur eine ganz unverbindliche Frage."

„Du darfst nicht irgend eine Prinzipienreiterei dahinter sehen. Es handelt sich tatsächlich —"

„Schon erledigt", unterbrach Felix. — „Ich erkenne deinen Standpunkt bereitwilligst an."

„Also dann bleibt es dabei? Übermorgen um vier Uhr?"

„Ich werde mich pünktlich zur Urteilsverkündung einfinden."

Der Arzt lehnte sich bequem zurück, ohne daß Felix in seinen Zügen, so scharf er sie beobachtete, die leiseste Veränderung zu bemerken vermochte.

„Gut. Und jetzt können wir endlich von etwas anderem sprechen. Ich habe schon das dringendste Bedürfnis darnach."

„An mir hast du dir keinen sehr heiteren Gesellschafter ausgesucht."

„Mir ist jede Ablenkung willkommen. Sie braucht ja nicht gerade heiter zu sein. Es genügt mir vollauf, wenn ich einmal eine Viertelstunde lang nicht von den Dingen sprechen muß, von denen für gewöhnlich in diesem Zimmer die Rede ist."

„Hast du denn so wenig Verkehr? Ich meine, außer mit deinen Patienten ... und vielleicht mit deinen Kollegen ...?"

„Ich bin noch nicht allzulange hier, wie du weißt. Und wenn ich auch manchmal mit Menschen zusammentreffe, die nicht krank sind, so halten sie sich leider Gottes doch für verpflichtet, mir Komplimente zu machen, und nach fünf Minuten dreht sich die Unterhaltung wieder um meinen Beruf ... oder um meine Kunst, wie es in solchen Fällen meistens heißt."

„Das kann ich mir lebhaft vorstellen."

Martiner versuchte, dem Gespräch ohne Übergang eine andere Wendung zu geben.

„Verkehrst du noch manchmal mit jemandem aus unserer Klasse?"

„Nur mit dem Schirk. Sonst mit niemand."

„Richtig! Du hast ja erwähnt, daß du noch immer mit ihm befreundet bist. Was ist aus ihm geworden?"

„Er hat die Fabrik nach seinem Vater übernommen."

„Was erzeugt er denn?"

„Maschinen."

„Und lebt er ständig hier?"

„Während der letzten Jahre war er im Ausland. Um nach dem Tod seines Vaters verschiedene Geschäftsverbindungen wieder aufzufrischen. Er ist bis Südamerika und Australien gekommen."

„Ist die Fabrik so groß?"

„Eine der bedeutendsten in ihrer Art."

„Und jetzt bleibt er hier?"

„Ja. Wenigstens im allgemeinen."

„Ich würde ihn gern einmal sehen. Er muß doch einen ziemlich weiten Horizont bekommen haben, wenn er sich jahrelang in der Welt herumgetrieben hat. Und dumm war er ja von Haus aus nicht."

„Das würde sich schon machen lassen. Vielleicht kannst du einmal zu mir kommen. Meine Frau würde sich gewiß freuen."

„Mit dem größten Vergnügen!"

„Bei der Gelegenheit könnte ich dich dann mit ihm zusammenbringen. Er ist ohnehin fast jeden Tag bei uns."

Martiner schlug sich, scheinbar sehr befriedigt, mit der Hand auf den Schenkel.

„No also! Da hätte ich ja gefunden, was mir fehlt."

Felix verstand den Zusammenhang nicht gleich.

„Was meinst du damit?"

Der Arzt mußte eine Art Erschrecken aus seiner Frage herausgehört haben, denn er neigte sich mit beruhigendem Lachen gegen ihn vor.

„Entschuldige, daß ich so rasch und — wenigstens in diesem Fall — mit so einseitiger Sicherheit meine Schlüsse ziehe. Das bringt die Gewohnheit mit sich. Aber ich habe mich tatsächlich schon gesehen, wie ich in deinem Zimmer sitze — obwohl ich es ja gar nicht kenne — mit deiner lieben Frau, mit dem Schirk und mit dir, und wie ich von all dem Elend, das sich tagein, tagaus vor meinen Augen abspielt, ausruhen darf. Der Schirk erzählt uns von seinen Reisen ... deine Frau musiziert vielleicht ein wenig — sie ist doch musikalisch?"

Felix nickte mit einem merkwürdigen Lächeln.

„Ja. Sie singt."

„Siehst du, wie ausgebildet mein Ahnungsvermögen ist! ... Jetzt fehlt nur noch eines. Nämlich, ob ihr beide, deine Frau und du, auch Lust haben würdet, mich manchmal in euren Kreis aufzunehmen. Oft käme es bei der karg bemessenen Zeit, die mir zu Gebote steht, ohnehin nicht dazu."

„Es würde uns immer aufrichtig freuen."

Da entdeckte Martiner den unverändert lächelnden, gleichsam erstarrten Zug um Felix' Mund.

„Sehr groß scheint dein Entzücken über meine Zumutung aber nicht zu sein?"

„Warum?"

„Du machst so ein sonderbares Gesicht."

Nun wurde das Lächeln wieder lebendig und verbreiterte sich.

„Es kommt mir nur ein bißchen eigentümlich vor, daß du dir gerade mein Haus aussuchen willst, um ... um das Elend, mit dem deine Tätigkeit dich in Berührung bringt, zu vergessen."

Martiner sah ihn eine Zeitlang ratlos an. Dann fand er sich zurecht.

„Ach deshalb!“ — Und während er langsam die Schultern in die Höhe zog: „No, mein Gott —“

„Ich selbst würde natürlich nicht daran denken, dein Behagen in irgend einer Weise zu stören. Ob aber meine Frau und der Julius nicht gelegentlich einmal so taktlos sein würden, dich daran zu erinnern, daß du Arzt bist und daß — no, du verstehst ja wahrscheinlich, was ich sagen will.“

„Darauf würde ich es gern ankommen lassen.“

Felix verneigte sich sitzend und mit einer einladenden Armbewegung.

„Mein Haus wird dir immer offenstehen.“

„Also, wir sprechen noch darüber. In der allernächsten Zeit wäre es sowieso kaum möglich, aber wenn ich wieder mehr Luft hab', werde ich vielleicht wirklich bei dir anklopfen. Du kannst deine Frau einstweilen schonend vorbereiten.“

„Ich glaube schon jetzt behaupten zu dürfen, daß sie dich mit Freuden empfangen wird.“

Der Arzt schien den Nebensinn, mit dem diese Worte gesprochen waren, nicht herauszuhören. Oder vielleicht wollte er es auch nicht. Er nahm sich, nachdem Felix abgelehnt hatte, eine neue Zigarette und warf einen kurzen Blick auf die Uhr, um sich zu überzeugen, ob seine Zeit nicht schon verstrichen sei.

Felix mochte darin einen versteckten Wink sehen und traf Anstalten, sich zu erheben.

„Ich will dich nicht länger stören.“

Aber Martiner hielt ihn zurück.

„Durchaus nicht! Wenn meine Zeit um ist, werd' ich dir's ganz ruhig sagen. Bleib' nur noch sitzen. Na-

türlich nur, wenn es dir hier bei mir nicht zu langweilig ist." — Und nach längerem Schweigen: „Was hast du studiert? Du hast es mir zwar schon gesagt, aber —"

„Romanische Philologie."

„Was ist das eigentlich? Du mußt entschuldigen, daß ich so ungebildet bin ..."

„Romanische Sprachen. Französisch und Italienisch."

„Ah so."

Als das Gespräch vor etwa einer halben Stunde während ihres ersten Beisammenseins an diesen Punkt gelangt war, hatte Felix ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß er es nicht fortzusetzen wünsche. Aber jetzt erwachte zugleich mit seinem Vertrauen zu dem Arzt auch das Bedürfnis nach einer Aussprache in ihm, und weil er auf diesem Wege am leichtesten und unauffälligsten eine solche zu erreichen hoffte, kam er Martiners Ratlosigkeit bereitwillig zu Hilfe.

„Du darfst dir darunter natürlich nicht das vorstellen, was man im allgemeinen Sprachenlernen nennt."

„Das kann ich mir denken. Dazu hättest du ja nicht auf die Universität gehen müssen. Mich interessiert nur, worin deine Tätigkeit in diesem Fach besteht?"

„Augenblicklich oder eigentlich schon seit sehr langer Zeit in gar nichts. Und das, worin sie früher einmal bestanden hat, war auch nicht viel mehr."

„Aber sie muß sich doch schließlich irgendwie geäußert haben?"

„Ja also" — Felix zuckte unschlüssig die Achseln — „in sprachforschlichen Arbeiten ... oder in der Herausgabe und Übersetzung irgend welcher, natürlich möglichst unbekannter Schriftsteller, die außer ein paar Fachkollegen kein Mensch liest."

„Glaubst du, daß zum Beispiel medizinische Schriften ein anderes Schicksal haben?"

„Aber eine andere Wirkung."

„Das liegt nicht an dem, der sie schreibt, sondern im Wesen der Sache. Der Wert einer Arbeit besteht doch nicht ausschließlich in ihrem Nutzen und in ihrer Verwendbarkeit. Das Gefühl der Befriedigung für den, der sie leistet, spielt ja auch eine Rolle."

Felix verzog höhnisch den Mund.

„O ja, wenn er imstande ist, es zu empfinden —! Das bestreite ich durchaus nicht."

Martiner versuchte, ihn mit einem beharrlichen Blick festzuhalten.

„Und du empfindest es nicht?"

„Nein, nicht im geringsten."

„Vielleicht hast du nur nicht die richtige Form gewählt. Vielleicht hättest du dich habilitieren und den Lehrberuf ergreifen sollen?"

Jetzt lachte Felix hell auf.

„Um anderen das beizubringen, wovon mir geradezu ekelt, nicht? Denn soweit bin ich heute schon."

„Also dann hast du eigentlich, genau genommen, deinen Beruf verfehlt?"

„Meinen Beruf? Nein. Mein Leben."

„Was ist das für ein Unterschied?"

„Ein sehr großer. Und ein sehr trauriger." — Eine Weile sah Felix trostlos und beinahe verstört vor sich zu Boden, bevor er wieder zu sprechen begann. — „Ich hab' erst neulich mit dem Julius eine Auseinandersetzung darüber gehabt. Aber es ist ja so namenlos schwer, Menschen wie ihm ... und auch wie dir, die von ihrem Leben vollständig erfüllt sind oder es sich wenigstens einbilden, etwas Derartiges begreiflich zu machen.

Überhaupt, — versuch' es einmal, einem Glücklichen und Zufriedenen den Begriff des Elendseins beizubringen! Oder einem Kerngesunden den Begriff des Krankseins! Nicht einmal denken kann er daran, woher denn erst sich wirklich hineinfühlen! ... Und wenn ich dir jetzt sage, daß buchstäblich jeder Bettler, jeder Landstreicher glücklicher ist, als ich, und sein Leben weniger verfehlt hat, — so wirst du mir ins Gesicht lachen und mich für einen albernen Schwätzer halten."

Der Arzt neigte den Kopf zweifelnd zur Seite.

„Wer weiß."

Aber Felix wehrte sofort ab.

„Nicht, was meinen Gesundheitszustand anlangt. Den lasse ich jetzt ganz außer Betracht."

„An den hab' ich auch wirklich nicht gedacht."

„Jeder armseligen Kreatur, die in einer Kellerspelunke auf halbverfaultem Stroh zur Welt kommt, wird schon ein Lebensinhalt mit auf den Weg gegeben. Und wenn's auch nichts anderes ist, als der Kampf ums nackte, viehische Dasein! Sie weiß doch, wofür sie lebt, wenn sie überhaupt am Leben bleiben will!" — Felix nahm aus der offenen Schachtel, die vor ihm auf dem Tisch stand, eine Zigarette, ohne sie anzuzünden. Es war, als wolle er seinen Fingern nur irgend eine Beschäftigung bieten. — „Wozu führe ich übrigens gleich ein so krasses Beispiel an. Es genügt vollständig, wenn man in ganz behaglichen Verhältnissen lebt und bekommt dabei von der sogenannten Natur eine bestimmte Begabung in die Wiege gelegt ... oder auch nur eine lächerliche Liebhaberei, die man mit der erforderlichen Ausdauer und Geistesschwäche zum Lebensberuf hinaufsteigert. Sogar der gewöhnliche, vermögende Lump, dem es Spaß macht, sein Geld zu versaufen und mit Weibern

durchzubringen, hat mehr Lebensberechtigung, als ich! Obwohl er ein schädliches Ungeziefer ist und ebensogut an den Galgen gehört wie ein gemeiner Raubmörder. Aber wenigstens von seinem Standpunkt aus! Ihm macht das Leben, so wie er es lebt, Freude! Er fällt sich nicht selbst zur Last! Er ist sich nicht zum Ekel!"

Martiner hob die Schultern und strich mit der Hand übers Haar.

„Ja, von diesem Gesichtspunkt aus, — allerdings."

„Nur von diesem Gesichtspunkt aus!" beteuerte Felix. — „Und nur das verstehe ich unter einer verfehlten Existenz. Auf der einen Seite nicht gezwungen zu sein, täglich und stündlich ums nackte Leben zu kämpfen, und auf der anderen Seite keine bestimmte Begabung zu besitzen und auch keine Lust, einfach ein Lump zu werden. Das nenne ich ein verfehltes Leben! Und du wirst mir zugeben, daß das etwas ganz anderes ist, als ein verfehlter Beruf. Seinen Beruf kann man wechseln. Oder wenn es zu spät dazu geworden oder aus irgend einem Grund nicht möglich ist, dann kann man sich wenigstens dafür verantwortlich machen oder einen anderen, der einen vielleicht einmal dazu gezwungen hat. Aber ein verfehltes Leben kann man nicht gegen ein neues vertauschen! Für ein verfehltes Leben kann man weder sich noch sonst jemanden verantwortlich machen! Das wird einem angehängt, wie eine unschuldig erworbene Krankheit!" — Er verzerrte den Mund und preßte die Hände gegen die Augen. — „Und dabei doch gescheit genug zu sein, um zu erkennen, wie ... wie sinnlos und überflüssig das alles zusammen ist!"

Der Arzt schob die Brille auf die Stirn, und nachdem er ein paarmal mit den Lidern gezwinkert hatte,

richtete er den freien Blick ruhig auf den ihm Gegenübersitzenden.

„In diesem Falle ... ich meine, wenn man in seiner Gottähnlichkeit einmal soweit gelangt ist, dann bliebe einem im Grunde genommen nur mehr ein Einziges übrig."

Felix ließ die Hände sinken und hielt den Blick ein wenig unsicher, aber doch entschlossen aus.

„Und zwar?"

Martiner machte eine unmerkliche Handbewegung.

„No, — wenn etwas wirklich unbrauchbar und wertlos geworden ist, pflegt man es wegzuwerfen."

Felix schien eine andere, gefährlichere Antwort erwartet zu haben, denn er lehnte sich gewissermaßen befriedigt in seinen Stuhl zurück.

„Ja, das ist tatsächlich die einzig richtige Schlußfolgerung. Und zu der hätte ich nicht erst dich nötig gehabt. Wenn man nur von allem Anfang an so klug gewesen wäre! Wenn man früher einmal nicht anders gedacht und in dieser angeblich besseren Zeit Verpflichtungen eingegangen hätte, an denen man noch heute trägt!"

Der Arzt erhob sich langsam und ging, um den Schreibtisch herum, an das Fenster. Felix blieb noch eine kleine Weile sitzen, dann folgte er ihm und faßte, von rückwärts neben ihn tretend, leise seinen Arm.

„Sei mir nicht bös, Martiner, daß ich unser Gespräch wieder auf ein Gebiet gelenkt habe, dem du ausweichen wolltest ... Ich glaube, es ist doch etwas Wahres daran, daß der Arzt in einem gewissen Sinn auch der Beichtvater seiner Patienten sein soll ... Jetzt bin ich schon einmal bei dir und hab' auch Vertrauen zu dir" — obwohl Martiner nicht widersprach, verstärkte er doch

den Druck seiner Hand, die den Unterarm des andern umspannt hielt — „nein, wirklich! Ich bin ganz offen! ... Vielleicht kommt es hauptsächlich daher, daß du mir schon früher, solange wir noch Buben waren, manchmal geholfen hast. Freilich in einer ganz anderen Weise. Aber trotzdem! — Und nachdem ich dir schon einmal meinen Körper ausgeliefert hab', so möchte ich jetzt auch versuchen, meine — es klingt wahrscheinlich sehr ungeschickt, aber ich weiß kein besseres Wort dafür — meine Seele vor dir auszubreiten."

Da hängte sich Martiner in ihn ein und führte ihn zu dem Diwan, auf dem er ihn erst vor kurzem untersucht hatte.

„Sprich dich nur ruhig aus. Zu diesem Zweck habe ich dich ja zurückbehalten. Wenn ich es dir auch nicht verraten hab'. Bei euresgleichen" — er tupfte mit der geballten Faust einigemal sehr leicht und sanft gegen Felix' Kopf — „muß man ja immer hundert Umwege machen, bevor man sein Ziel erreicht."

Felix empfand die hilfsbereite, beinahe mütterliche Zärtlichkeit des ernsten Mannes unendlich wohltuend und gleichsam auflösend. Hätte er sich seiner Weichheit und Müdigkeit nicht geschämt, dann hätte er sich vielleicht an ihn geschmiegt, wie er sich manchmal in quälenden Stunden an Agathe anzuschmiegen liebte. So blieb er nur längere Zeit schweigend und ganz an die ihn erfüllende, schlaffe Ruhe hingegeben, sitzen, bevor er sich zu sprechen entschloß.

„Du kannst nicht ahnen, was für namenlose Qualen ich in den letzten Monaten erduldet hab'. Noch vor wenigen Jahren hätte ich selbst nicht geglaubt, daß es solche Qualen überhaupt gibt. Wenigstens nicht ohne irgend welche plumpe und rohe Ursachen."

„Vielleicht kann ich es mir sogar besser vorstellen, als du. Die schwersten Leiden werden beinahe immer durch sozusagen geheimnisvolle, dem freien Auge nicht sichtbare Ursachen hervorgerufen. Und wenn dies körperlich der Fall ist, warum sollte es sich seelisch nicht auch so verhalten? Oder doch ähnlich?"

Felix nickte zuerst nur beistimmend. Plötzlich streckte er die Hand gegen Martiner aus, als verstehe er seine Worte noch in einem zweiten, tieferen Sinn.

„Du gibst also eine Ähnlichkeit zwischen geistigen und körperlichen Vorgängen zu? ... Und ein gegenseitiges Beeinflussen der einen durch die anderen?"

Martiner schien über diese Frage ein wenig verwundert.

„Bis zu einem gewissen Grade — warum nicht? Aber wieso kommst du jetzt darauf?"

„Es dürfte für etwas, wovon ich später reden werde, nicht ohne Bedeutung sein."

Einen Augenblick schwieg Felix, wie um wieder in seinen früheren Gedankengang zurückzufinden, und auch der Arzt sagte nichts mehr. Er hatte den einstigen Schulgefährten unterbrochen, weil er ihm beweisen wollte, wie sehr er bemüht war, sich in seine Empfindungen hineinzuleben, und so sein Vertrauen noch zu erhöhen. Jetzt hielt er es nicht mehr für nötig, ihn zu stören.

„Soweit es in meiner Macht war, hab' ich mich natürlich beherrscht, um mir nach außen nichts anmerken zu lassen", fuhr Felix endlich fort.— „Alles hab' ich vor meiner Frau freilich nicht verbergen können. Besonders in der letzten Zeit. Bei einer so engen Gemeinschaft ist das ja unmöglich. Sogar der Schirk hat gleich das erste Mal, wie er nach seiner Rückkehr

bei uns war, meine Veränderung bemerkt. Aber die schwersten Kämpfe hab' ich doch immer mit mir allein ausgetragen. Immer allein ... und immer umsonst ..." — Er hatte den Kopf sinken lassen und wiegte ihn langsam hin und her, als könne er etwas Geheimnisvolles nicht ergründen. Dann richtete er sich auf und sah Martiner von der Seite forschend an. — „Sag' einmal, hast du damals, als wir noch zusammen ins Gymnasium gegangen sind, irgend etwas Auffälliges an mir beobachtet? Etwas, wodurch ich mich von den übrigen, normal veranlagten jungen Leuten unterschieden hätte?"

„Nein. Ich kann mich nicht erinnern."

„Höchstens, daß ich nie eine Liebhaberei betrieben hab', so wie die meisten andern. Ich hab' keine Marken gesammelt ... keine Mineralien ... und keine Schmetterlinge ..."

„Das ist doch nichts gerade Auffälliges."

Felix zuckte die Achseln.

„Vielleicht nicht. Vielleicht aber doch. Aus so einer kindlichen Liebhaberei kann sich manchmal eine bestimmte Begabung entwickeln und später sogar ein Lebensberuf."

„Aber nur ganz ausnahmsweise. In den meisten Fällen schläft die Geschichte ein und bleibt vergessen."

„Ja, gewiß. Aber ich will eben alles in Betracht ziehen. Auch die unscheinbarste Einzelheit. Damit ich mir nicht den geringsten Vorwurf zu machen brauche. — Als ganz junger Mensch habe ich jedenfalls keinen einzigen derartigen Ansatz gezeigt."

„Und später, bei deinem Eintritt in die Hochschule?"

„Auch nicht."

„Damit ist noch immer nichts gesagt. Von hundert

jungen Leuten verlegen sich kaum zehn infolge einer ausgesprochenen Begabung auf ein bestimmtes Studium."

„Die andern neunzig tun es, um sich zu versorgen. Das war bei mir ebensowenig der Fall. Also können wir ruhig von ihnen absehen."

„Ich glaube, du übertreibst. Es dürfte noch immer eine erkleckliche Anzahl bleiben, die weder um sich zu versorgen, noch infolge einer ausgesprochenen Begabung irgend ein Fach erwählen. Genau so, wie du es getan hast."

Felix verzog den Mund zu einem geringschätzigen Lächeln.

„Verzeih, Martiner, ich will mich ja gewiß nicht überheben, aber zu den gedankenlosen Dummköpfen, die sich um jeden Preis in eine Tretmühle einspannen, möchte ich mich doch nicht rechnen."

„Aus irgend einem Grund mußt du aber trotzdem gerade auf dein Fach verfallen sein! ... War es vielleicht der besondere Wunsch deiner Eltern?"

„Nein. Sie haben mir vollständig freie Wahl gelassen."

„Ja also — warum denn?"

Felix seufzte leise auf.

„Wenn ich das wüßte! ... Vielleicht, weil ich schon immer eine gewisse Vorliebe für hübsche Bücher gehabt hab' und weil die altitalienischen und altfranzösischen Ausgaben so reizvoll ausgestattet waren ... Oder vielleicht, um eine unbewußte Eitelkeit zu befriedigen und weil ich sonst ganz unproduktiv war."

Martiner legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Also doch aus Liebhaberei."

Aber er schüttelte entschieden den Kopf.

„Nein. Bestimmt nicht. Das hab' ich nur gesagt.

um ... um überhaupt etwas zu sagen." — Und während er die Arme ausbreitete und wieder an den Körper zurückfallen ließ: „Übrigens, wozu strengen wir uns an. Die Frage ist ja, im Grunde genommen, so einfach zu beantworten. Damals, eben in der Zeit, in der ich vom Gymnasium an die Hochschule gegangen bin, hätte ich das alles ja gar nicht gebraucht. Kein Studium, keine Begabung, keine Liebhaberei ... nichts! Gar nichts! Und noch zehn Jahre lang nicht! Damals hat mir ja mein Leben, so wie es war, vollständig genügt! Und alles, was es mir entgegengetragen hat, hat mich gefreut und befriedigt ... so wie die Sonne am Himmel, wie der Regen, der Schnee und der Sturm! Jede kleine Begebenheit war ein Ereignis, jedes alltägliche Vergnügen eine große Freude!"

Zum zweiten Male legte Martiner die Hand auf seine Schulter.

„Mit anderen Worten, du warst jung, Karlhofer."

„Ja, meinetwegen! Ich war jung! ... Aber ich war glücklich und zufrieden, ich hab' mich um nichts gekümmert und mir keine Gedanken gemacht. Und wenn ich schließlich doch nach irgend einem Beruf gegriffen hab', dann ist es nur geschehen, weil mir mein gottverfluchtes, ehrlich ererbtes, bürgerliches Blut nicht erlaubt hat, ganz einfach in den Tag hineinzuleben, wie ein unverdorbener Vagabund, wie ein Landstraßenprodukt! Weil ich, ohne es zu wissen, innerlich doch schon angestochen und angefault war! ... Es nützt nichts, Martiner, sobald du einmal erbst — ob es jetzt Geld oder Blut ist — bist du auch schon degeneriert!"

Der Arzt stieß einen zustimmenden Laut aus.

„Ja — dagegen läßt sich nichts einwenden."

„Aber damals hab' ich ja noch nichts davon geahnt

... und hab' nur gelebt und genossen! ... Nicht gewissenlos und leichtsinnig, nein, das darf ich ruhig behaupten. Ehrlich und gläubig, wie ein vertrauendes Kind! ... Das war ja die angeblich bessere Zeit, von der ich vorhin gesprochen hab'. Und damals" — seine eben noch leidenschaftlich erhobene Stimme dämpfte sich plötzlich beinahe zum zärtlichen Geflüster — „damals hab' ich auch die Agathe kennengelernt ... meine Frau ..."

Martiner saß jetzt so still, so ohne Bewegung, ja, fast ohne Atemzug, daß Felix allein im Zimmer zu sein meinte.

„Man könnte sich versucht fühlen zu glauben, daß alles, was auf dieser Welt geschieht, auch das Reinste und Schönste, nur Hohn ist, grausamer Hohn, und eine scheußliche Fratze, die uns irgend ein über uns stehendes Ungeheuer schneidet! ... Damals, in dieser Zeit der glückseligsten Erfüllung, als die Agathe sich zu mir gesellt hat, als mir die Gewißheit geworden ist, daß sie mir angehören wollte — da war mir zumute, wie ... wie wenn ich die Blüten an den Zweigen und im Grase nicht mehr nur sehen dürfte, nein, wie wenn ich selbst blühen dürfte ... und wie wenn die Sonne nicht mehr nur draußen auf dem Lande und auf meinem Körper liegen, sondern durch meine Haut in mich hineinstrahlen würde, damit ich sie mit mir herumtragen könnte für die Stunden der Nacht ... und für die Tage, an denen sie sich hinter Wolken verbarg! ... Und doch! Und doch!" — Er drückte sich mit einem Laut des Ekels die Fäuste in die Augen und stampfte mit dem Fuß auf. — „Man könnte es für Wahnsinn halten, für lächerlichen Wahnsinn! Für eine niederträchtige Vorspiegelung, wenn — ja, wenn es eben nicht die Wahrheit wäre!"

„Und ... auf welche Weise ... ist es dann anders geworden ...?" — Der Arzt fragte nur leise und stockend, wie um ihn aus den lebendig gewordenen Erinnerungen nicht herauszureißen.

Felix schüttelte in die vorgehaltene Hand hinein den Kopf.

„Das weiß ich nicht. Das kann ich nicht sagen." — Dann richtete er sich auf und blickte vor sich hin ins Leere. — „Im Anfang ist ja auch noch an Agathes Seite alles so geblieben, wie es war. Noch jahrelang. Nichts als Sonne und ein heiteres Genießen des gemeinsamen Lebens. Sogar meine Arbeit hat mir Freude gemacht und mich befriedigt. Und wenn ich irgend welche Veröffentlichungen von mir nach Hause gebracht hab', dann waren wir beide sehr stolz und sind uns sehr wichtig vorgekommen. Die Agathe hat mich für einen berühmten Mann gehalten und ich", — er lachte mit geschlossenem Mund kurz auf — „ich war auch nicht weit entfernt davon, es zu tun."

Martiner ließ das Schweigen gleichsam ausklingen, bevor er behutsam weiterforschte.

„... Und wann ist die Veränderung eingetreten? ... Nur annähernd, wenn du es sagen könntest."

Felix verzog schmerzlich das Gesicht und machte eine mutlose Handbewegung. Und seine Augen gingen noch immer ins Leere.

„Ich weiß nicht ... ich weiß nicht! ... Wenn ich daran denke, dann kommt es mir manchmal vor, als habe es sich langsam und lange Zeit hindurch vorbereitet ... und manchmal, als sei alles plötzlich und unvermittelt hereingebrochen. So wie auf einen wunderschönen und sehr lebendigen Traum das Erwachen zu einer trostlosen, erschreckenden Wirklichkeit folgt.

Zuerst kann man es gar nicht glauben. Und man will es nicht glauben. Man schüttelt es von sich ab, einmal, zweimal ... immer und immer wieder, wie eine Last, von der man sich zu befreien hofft. Man sucht sich einzureden, daß das andere, daß das Erwachen eigentlich der Traum ist, der ja doch endlich aufhören und wieder der frohen Wirklichkeit weichen muß. Aber wenn man sieht, daß es bleibt, daß es sich nicht verdrängen läßt, dann beginnt man, ängstlich zu werden. Im Anfang nur wie ... wie ein Kind, dem sich der erwachsene Begleiter versteckt hat. Es fürchtet sich und fürchtet sich doch auch nicht. Weil es ja ahnt, daß das Ganze nur ein Scherz ist, ein Spiel, aus dem kein Ernst wird. Und dann wächst die Angst. Sie kommt von allen Seiten, sie steigt an einem hinauf, wie ein böses Wasser. Immer höher und höher. Bis zu den Knien ... bis zu den Hüften ... bis an die Brust! ... Und nirgends ein Baum oder Hügel, auf den man sich retten kann. Und selbst wenn einer da wäre! Es würde ja doch nichts helfen. Das Wasser würde weiter und weiter steigen. Bis an den Hals ... bis ans Kinn ... bis an den Mund! ... Und endlich geht man unter. Rettungslos. Der Boden verliert sich unter den Füßen. Das letzte Stück Himmel verschwindet aus den Augen ... Und jetzt weiß man nicht mehr, daß jemals die Sonne geschienen ... daß es jemals einen Tag gegeben hat ...!"

Der Arzt betrachtete den neben ihm Sitzenden, der förmlich zugleich mit seinen Worten und seiner Stimme immer tiefer in sich zusammengesunken war, voll Mitleid und streichelte seinen Rücken.

„Ja ... das ist freilich schlimm, Karlhofer ..."

Dieses Zugeständnis schien Felix wohler zu tun, als irgend ein billiger Trost.

„Und dann kommt eins nach dem andern, und eines häßlicher als das andere", sprach er mit heiserer Stimme weiter. — „Das Verkriechen vor sich selbst, das Sich-selbst-belügen, obwohl man genau weiß, daß man lügt. Man redet sich ein, daß die anderen die Gefoppten und die Genarrten sind, die sogenannten Glücklichen, die einen Lebenszweck haben. Und daß man selbst den ganzen Schwindel nur darum nicht mitmacht, weil man ihn durchschaut, weil man zu gescheit ist! ... Und wenn man sich damit noch eine Zeitlang weitergeschleppt hat, wie ein räudiger, zusammengeprügelter Hund — dann bleibt einem zuletzt nur der Ekel ... der namenlose Ekel ..."

Martiner war aufgestanden und schritt jetzt einige Male im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor Felix stehen.

„Du hast keine Kinder ... nicht wahr?"

Es brauchte eine ganze Weile, bevor Felix zu sich kam und mit einem noch halb verstörten Blick zu Martiner aufsah.

„Nein ..."

„Willst du keine Kinder haben?" — Er betonte das erste Wort ausdrücklich. — „Ich weiß, daß dir diese Frage peinlich sein muß, aber du hast vorhin selbst gesagt, daß du mich als eine Art Beichtvater betrachtest."

Felix senkte den Kopf und schüttelte ihn unmerklich.

„Und warum?" fragte der Arzt weiter, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Felix hielt den Kopf noch immer gesenkt, während er langsam die Schultern hob.

„Ich ... weiß nicht ... Ich hab' mich davor ... gefürchtet. Der Gedanke daran war mir förmlich ... unheimlich ..."

„Und an deine Frau hast du nicht gedacht? ... Daß du sie möglicherweise um etwas betrügst, wonach sie sich, wenn auch uneingestanden, sehnt? ... Und daß du, gerade du, der unausgesetzt über Mangel an Lebensinhalt jammert, auch sie vielleicht um das bestiehlst, was im eigentlichsten und schönsten Sinne ihr Leben ausmachen würde?"

Jetzt hatte Felix den Kopf völlig zwischen die Schultern eingezogen und die Worte lösten sich ihm nur leise und ungläubig von den Lippen.

„Ich habe ... Angst um sie ... gehabt ... Sie war körperlich nie besonders kräftig ..."

Martiner lächelte, halb ärgerlich, halb belustigt, wie über den Unverstand eines Kindes. Dabei setzte er sich wieder neben ihn.

„Und hast du nie bedacht", sagte er, während sein Gesicht ernst wurde, „daß du, wenn auch zu nichts anderem, so vielleicht doch zum Bindeglied einer langen Kette bestimmt bist, und daß möglicherweise erst dein Kind oder dein Enkel dazu berufen sein wird, eine ... eine Lebensberechtigung zu haben, ... oder sogar etwas für die Allgemeinheit Wertvolles zu schaffen? ... Gerade der Mensch, Karlhofer, der selbst noch nichts erreichen kann, gerade der hat das geringste Anrecht darauf, sich für das letzte Glied, für den Abschluß einer Kette zu halten."

„Das ist ja sicher ganz richtig", stimmte Felix kleinlaut bei, „ähnliche Gedanken sind mir schon oft gekommen! ... Aber nun ist es auch dafür schon zu spät."

„Zu spät? — Wieso?"

Felix schaute dem Arzt beinahe verwundert ins Gesicht. Es schien ihm unbegreiflich, daß er diese Frage überhaupt stellen konnte.

„Ja, verlangst du vielleicht von mir, daß ich jetzt, als kranker Mann, ein Kind in die Welt setze?"

Da rieb sich Martiner in leichter Verlegenheit das Kinn.

„Ach so! ... Darauf hätte ich vergessen."

Und nun legte ihm Felix die Hand auf den Oberschenkel, wie um ihn seinerseits zu trösten.

„Nein, Martiner, gib dir keine Mühe. Mir ist nicht mehr zu helfen. Für mich bleibt eigentlich nur mehr eins übrig. Das, was du vorhin selbst angedeutet hast. Leider kann ich mich dazu nicht entschließen. Wenigstens jetzt noch nicht. Weil ich nicht nur für mich allein verantwortlich bin." — Und nach längerem Schweigen: „Das einzige Gute ist, daß ich auf diese Selbsthilfe hoffentlich nicht mehr angewiesen sein werde."

Martiner hatte sich wieder erhoben und lehnte mit dem Rücken gegen den Schreibtisch, so daß er Felix gegenüberstand. Und obwohl er sein Gesicht nicht sehen konnte, denn er saß weit vornübergeneigt und verschränkte die Hände zwischen den Knien, beobachtete er ihn doch mit scharfer, regungsloser Aufmerksamkeit.

„Wie meinst du das?"

„Warum fragst du? Du weißt es besser als ich", entgegnete Felix, ohne aufzublicken.

Der Arzt gab keine Antwort. Er hielt den anderen nur unausgesetzt ins Auge gefaßt, als bemühe er sich, ihn körperlich zu prüfen und abzuschätzen.

„Ich bin überzeugt davon", fuhr Felix nach einer Weile fort, „daß ich nicht mehr lange leben werde. Es ist, rein organisch genommen, gar nicht möglich." — Er schien eine Einwendung des Arztes zu erwarten und sprach, durch dessen beharrliches Schweigen gereizt, beinahe heftig weiter. — „Ganz einfach, weil ich ver-

braucht bin, total verbraucht. Weil meine inneren Bestände erschöpft sind bis auf den letzten Rest! Und zwar seit dem Tage, an dem ich die Leere und Sinnlosigkeit meines Lebens erkannt hab' und seit mein Ekel davor begonnen hat! ... Solange etwas in mir vorhanden war, solange hat mir ja mein Leben auch genügt. Aber länger nicht! ... Ich weiß nicht, ob du mich verstehst?"

„Ich glaube schon."

Felix hatte sich aufgerichtet und blickte Martiner ins Gesicht.

„Vielleicht kann ich dir sogar eine Erklärung dafür geben. Wenigstens wie ich, mit meinem Laienverstand, es mir zurechtgelegt hab'."

Martiner deutete mit einer Handbewegung an, daß er die Anschauung des anderen durchaus nicht von vornherein zurückweise oder für falsch halte.

„Du hast mir doch früher zugegeben, daß zwischen unseren geistigen und unseren körperlichen Zuständen Wechselbeziehungen und sogar Beeinflussungen entstehen können?"

„Innerhalb gewisser Grenzen."

„Diese Grenzen werden nicht so genau zu bestimmen sein. Aber das kommt jetzt nicht in Betracht. Und nun merk auf, Martiner. Vor ein paar Jahren hab' ich einmal, ich weiß nicht mehr, ob gehört oder gelesen, daß der menschliche Organismus, wenn irgend welche schädlichen Keime in ihn eindringen, sofort ein Gegengift erzeugt. Und daß das Fieber, das bei allen ernstlichen Erkrankungen auftritt, gewissermaßen eine Äußerung des Kampfes ist, der sich dann innerhalb des Körpers abspielt. Wenn das nun wirklich der Fall ist, und wenn es außerdem zwischen dem Körper und der Seele Wechselwirkungen gibt, warum sollte es denn dann nicht mög-

lich sein, daß der Körper auch gegen — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, damit du mich nicht mißverstehst... damit du nicht glaubst, ich spreche von Geisteskrankheiten — ich wollte nur sagen, warum sollte es unter diesen Bedingungen nicht ganz gut möglich sein, daß der Organismus auch gegen seelische Leiden eine Art Gegengift hervorbringt?... Ist es denn nicht auffallend, daß gleichzeitig oder doch fast gleichzeitig mit der Erkenntnis meiner inneren Lebensunfähigkeit auch meine körperlichen Leiden begonnen haben? Liegt es nicht nahe, anzunehmen, daß meine Krankheit dieses Gegengift ist, das mir jetzt, allerdings in einem höheren Sinne, Heilung bringen soll?"

„Du streifst da eine ziemlich dunkle Frage, die ich als Vertreter einer exakten Wissenschaft eigentlich rundweg ablehnen müßte."

„Ich wünsche nicht zu hören, wie du dich dazu stellst", wehrte Felix ab. — „Ich habe nur versucht, dir meinen Gedankengang begreiflich zu machen. Übrigens ist es ja gleichgültig, wie sich mein Leiden entwickelt hat und ob es tatsächlich auf seelische Ursachen zurückgeführt werden kann. Jedenfalls ist es da und jedenfalls wird es mich von dem unerträglichen Zustand, in dem ich mich schon seit Jahren befinde, früher oder später befreien. Das weiß ich." — Er streckte plötzlich die Arme gegen Martiner aus: — „Martiner, du wirst mich vielleicht einen Narren nennen oder auch nur einen lächerlichen Komödianten und Lügner — aber wenn du mir übermorgen mit gutem Gewissen sagst, daß ich gesund bin — nein, das wirst du sicher nicht sagen — aber daß ich wieder gesund werden kann, dann —" er sprang auf und begann im Zimmer auf- und abzuschreiten, während er die Hände an die Schläfen preßte. — „Diese Qual ist

nicht auszudenken! ... Jetzt geht es ja noch ... jetzt ist ja das Schlimmste noch nicht eingetreten! ... Jetzt bin ich nur mir selbst zur Last und zum Ekel. Und die anderen ... vor allen die Agathe ... haben noch Mitleid für mich und Liebe! ... Aber wie lange kann das noch dauern?! ... Schließlich muß ja doch einmal die Stunde kommen, in der ich ihr ebenso zum Ekel werde, wie mir selbst! In der sie sich von mir abwendet!" — Und beinahe mit einem Aufschrei: „Soweit darf es nicht kommen! ... Es darf nicht! ... Das wäre eine zu unmenschliche Niedertracht!"

Martiner trat zu ihm und zog ihm mit sanfter Gewalt die Hände von den Schläfen.

„Reg' dich doch nicht so auf!"

Für eine Weile schloß Felix die Augen.

„Du hast recht. Es ist überflüssig. Ich fühle ja, daß dieses Ärgste mir erspart bleiben wird." — Und die Augen plötzlich öffnend und den Arzt heftig mit beiden Armen fassend: „Martiner ... übermorgen, wenn ich zu dir komme ... wirst du mir dann die Wahrheit sagen? Wirst du mich nicht vielleicht aus alberner Gefühlsseligkeit um meine letzte Hoffnung betrügen? ... Soll ich mein ganzes Elend umsonst vor dir ausgebreitet haben?"

Martiner erwiderte seinen Blick ernst und ruhig.

„Nein, das sollst du nicht getan haben."

Felix atmete erleichtert auf.

„Ich hab' in diesem Leben, so wenig es mir bedeutet, doch noch manches zu ordnen, bevor ich es verlasse. Betrachte das nicht als die bei einer solchen Gelegenheit übliche Redensart. Es handelt sich keineswegs um mich. Es handelt sich um meine Frau." — Eine Zeitlang hielt er die Hand vor die Augen, dann ließ er sie sinken. —

„Du weißt nicht, wie namenlos ich sie geliebt habe. Von der ersten Stunde unseres Beisammenseins an war ich bemüht, sie vor jedem Hindernis, vor jedem häßlichen Anblick zu bewahren. Ich würde ihr gerne, soweit ich es vermag, auch den Teil des Weges ebnen, den sie jetzt ohne mich beschreiten wird. Und dazu brauche ich Zeit. Zeit und Gewißheit ... hörst du, Martiner?"

Der Arzt schien sich zu einem Wort entschließen zu wollen, aber Felix hinderte ihn mit einer raschen Kopfbewegung daran.

„Nichts sagen! ... Nicht jetzt, solange du selbst noch keine Gewißheit hast. Dafür übermorgen die volle Wahrheit ... nicht wahr?"

Es klopfte und auf Martiners „Herein" betrat die Assistentin das Ordinationszimmer.

„Verzeihung, Herr Professor ... aber das Auto ist vorgefahren."

„Ich danke, Frau Doktor." — Der Arzt wandte sich an Felix, der sich eilig verabschieden wollte. — „Wo wohnst du?" — Und als jener ihm Straße und Bezirk nannte, faßte er ihn unter dem Arm. — „Da haben wir den gleichen Weg. Wenn es dir recht ist, nehme ich dich in meinem Wagen mit." ...

— — — — — — — — — —

Um ein Weniges später betrat Felix ruhig und mit freundlich-überlegenem Lächeln sein Wohnzimmer.

Agathe stieß einen leisen Schrei aus, aber sie war so erregt, daß sie sich nicht von der Stelle rühren konnte. Sie mußte sich mit beiden Händen an die Rückenlehne eines hohen Stuhles anklammern und starrte ihm mit angstvoll aufgerissenen Augen und halbgeöffnetem Mund entgegen.

Julius dagegen streckte mit übertriebener Lebhaftigkeit die Hand nach ihr aus.

„Schau'n Sie sich ihn an, Frau Agathe! Sieht so ein Mensch aus, der sein Todesurteil empfangen hat?"

„Was ... was ist ... Felix ...?" stammelte Agathe.

Felix hatte dem Freund kurz zugenickt und ging jetzt auf sie zu.

„Nichts, Agi ... nichts." — Er strich ihr mit beiden Händen vom Scheitel her übers Haar und dann über die Wangen.

„Nichts ...? Bist du gesund? ... Hat er es dir gesagt?"

„Nein, das nicht. Gesagt hat er mir überhaupt noch nichts. Übermorgen soll ich wiederkommen."

„Was heißt das? Warum mußt du noch einmal kommen?" fragte Julius mit ungeduldiger Verwunderung.

Felix wendete sich ihm zu und reichte ihm die Hand.

„Weil er, gottlob, nicht so ist wie die anderen und nicht ins Blaue hineinredet. Ich bin dir sehr dankbar, daß du mich dazu gebracht hast, ihn aufzusuchen. Zu diesem Mann kann man wirklich volles Vertrauen haben."

„Ja, hat er dich denn heute noch nicht untersucht?"

„O ja. Aber das genügt ihm nicht, um sich ein endgültiges Urteil zu bilden. Er hat mich sogar röntgenisiert und läßt eine Blutuntersuchung machen. Bis übermorgen werden die Resultate vorliegen, und erst dann will er mir Bescheid geben. Aber jetzt entschuldigt mich. Es ist spät geworden und ich möchte mich noch gern umkleiden."

Agathe sah ihn bittend an.

„Darf ich mit dir gehen?"

Er legte den Arm um ihre Schulter.

„Komm nur, Agi, komm. Du bist wohl schon sehr neugierig, gelt?“ Und so, den Arm um sie geschlungen haltend, verließ er mit ihr das Zimmer.

Sobald sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, stürzte Julius in die Bibliothek ans Telephon und ließ sich mit Martiners Wohnung verbinden. Aber er empfing die Mitteilung, der Professor habe sich bereits weggegeben und würde auch später nicht zu sprechen sein, da er noch am gleichen Abend infolge einer telegraphischen Berufung an das Krankenlager einer hohen fürstlichen Persönlichkeit verreisen müsse und vor dem nächsten Tage nicht zurückerwartet werden könne.

Als Felix am Samstag zur festgesetzten Stunde das Wartezimmer betrat, war kein einziger Patient mehr anwesend, und darüber erschrak er beinahe. Bis zum Mittag war es ihm gelungen, seine Ruhe und Fassung vollständig zu bewahren. Es hatte ihn gar keine übermäßige Selbstbeherrschung gekostet, denn er war wirklich ruhig, er brauchte den Ruhigen nicht zu spielen. Erst als seine Blicke, obwohl es noch lange nicht an der Zeit war, die Uhr zu suchen begannen, erwachte eine mehr körperliche als seelische Unruhe in ihm, die es ihm allmählich unmöglich machte, still an einem Platz zu sitzen und ihn zuletzt wie ein gefangenes Tier durch alle Räume der Wohnung trieb. Und weil er an Agathes Augen, die ihm ängstlich folgten, und an ihrem schmerzlich verzogenen Gesicht erkannte, wie sehr sie mit ihm litt, in wie grellen Farben sie seine Qual sich ausmalen mochte, beschloß er, das Haus schon jetzt zu verlassen, bevor Julius, der an diesem Tage seinen Besuch für früher angesagt hatte, noch erschienen war. Agathe bat mit aufgehobenen Händen, ihn begleiten zu dürfen, aber

er schlug es ab und ebenso verbot er ihr, ihn mit Julius nach der Ordination bei Martiner abzuholen. Lieber möge sie mit dem Freund eine Wanderung ins Freie unternehmen und dann daheim seine Rückkehr abwarten. Er würde heute nicht lange ausbleiben, da der Arzt ihn ja nicht mehr zu untersuchen und auch keinerlei Fragen an ihn zu richten habe. Beim letzten Abschied konnte er deutlich merken, welche übermenschliche Anstrengung es ihr bereitete, nicht in Tränen auszubrechen, sich ihm nicht an den Hals zu werfen. Die Angst vor einem Versagen ihrer Kraft ging so weit, daß sie ihm schließlich kaum die Hand zu reichen wagte und, noch bevor die Tür hinter ihm ins Schloß fiel, in ihr Zimmer flüchtete.

Das Bild der Straßen, die er durchirrte, der Menschen, die ihm begegneten, und der Auslagen, an denen er vorbeikam oder vor denen er wohl gar stehen blieb, gelangte nicht bis an die Schwelle seiner Erkenntnis, ja nicht einmal seines Weiterschreitens vermochte er sich klar bewußt zu werden. Nur ganz verschwommen und ohne jeden Zusammenhang tauchte manchmal ein tastender Gedanke in ihm auf. Warum konnte ihn nicht einer jener Zufälle treffen, von denen man oft genug las, warum konnte sich nicht ein Wahnsinniger auf ihn stürzen und ihn mit einem Schuß, mit einem Messerstich zu Boden strecken? Oder warum konnte an einer Straßenkreuzung ihn nicht ein dahersausender Wagen niederstoßen und töten?... Woher diese Gedanken stammten und wohin sie ihn führen sollten, danach forschte er nicht. Sie zeigten sich unvermittelt und glitten wieder vorbei, so wie alle die äußeren Eindrücke an ihm vorbeizogen, gesehen und doch nicht erfaßt. Hie und da blickte er auf die Uhr, allein ihre Zeiger schienen so langsam

weiterzurücken, daß er sie jedesmal ans Ohr hielt, um sich zu überzeugen, ob sie nicht abgelaufen sei.

Endlich war es an der Zeit, sich zu Martiner zu begeben. Und obwohl er diese Stunde sehnsüchtig erwartet hatte, war er jetzt doch enttäuscht darüber, daß er keine anderen Patienten mehr vorfand. Er wünschte, es möchten außer ihm noch viele Menschen anwesend sein, die alle vor ihm an die Reihe kämen, damit er Frist gewinne. Zu welchem Zwecke, das wußte er nicht, und es war ihm auch gleichgültig. Es hätte ihm jedenfalls wohlgetan, zu beobachten, wie einer nach dem anderen aufgerufen wurde und dabei zu zählen: noch vier ... noch drei ... noch zwei.

Er setzte sich nicht nieder, sondern stellte sich in die Mitte des Zimmers vor den mit Zeitschriften bedeckten Tisch. Seine Lippen waren trocken und das Innere des Mundes so ausgedorrt, daß er nicht imstande gewesen wäre, sie mit der Zunge zu benetzen. Dafür bemerkte er, eben als er eines der Blätter aufschlagen wollte, daß seine Hände naß waren. Er trocknete sie mit dem Taschentuch und schon nach wenigen Augenblicken fühlten die Innenflächen sich wieder feucht an von ausbrechendem Schweiß. Einen Atemzug lang spürte er auch in der Brust den leisen, ihm wohlbekannten Druck, mit dem sonst seine Krampfanfälle zu beginnen pflegten. Aber bevor das Unbehagen sich noch zu einer deutlichen Schmerzempfindung gesteigert hatte, verlor es sich, wie unter der Einwirkung eines geheimnisvollen, sehr kräftigen Gegenmittels.

Dann öffnete sich die Tür und Martiner forderte ihn auf, einzutreten.

Auf welche Weise er in das Ordinationszimmer gelangte, wußte Felix nicht. Denn bei den Begrüßungs-

worten des Arztes erhob sich ein dumpfes Sausen in seinem Kopf und eine leichte Übelkeit stieg ihm vom Magen in die Kehle. Er fand sich erst zurecht, als er neben dem Schreibtisch stand und Martiner, der schon auf seinem Sessel saß, ihn einlud, Platz zu nehmen.

Sobald er sich niedergelassen hatte, senkte sich eine stumpfe, gleichgültige Ruhe wie ein Bleigewicht in ihn hinein.

Er sagte nichts. Er hielt nur den Blick krampfhaft auf den Arzt geheftet.

Martiner seufzte leise, während er mit der Hand übers Haar strich, und breitete zwei ausgefüllte Formulare vor sich auf der Schreibmappe aus.

„Also ... die Untersuchungsergebnisse liegen jetzt vor."

„Und ... wie sind sie ausgefallen?" — Felix wunderte sich beinahe über den Klang seiner Stimme.

Martiner schob ihm die beiden Blätter zu.

„Eigentlich so, wie ich sie erwartet hab'. Willst du dir sie ansehen?"

Felix schüttelte den Kopf.

„Ich würde ja doch nichts davon verstehen." — Und wie er nun das Gesicht des Arztes ganz ruhig, ja fast freundlich auf sich gerichtet sah, durchzuckte ihn plötzlich eine erschütternde, verzweifelnde Hoffnung. Die Hoffnung, er könne gesund werden, so gesund, daß auch alle Lebensfreude wieder in ihm erwachen müßte, wie vor langen, langen Jahren. Wie damals, als er in seiner glücklichsten Zeit Agathe gewonnen und an ihrer Seite sein Dasein erfüllt gefunden hatte. Und in der namenlosen Angst, Martiner könne sich aus Mitleid vielleicht doch zu einer tröstenden Lüge verleiten lassen, verschränkte er bittend die Hände gegen ihn.

„Du mußt mir die Wahrheit sagen! ... Du hast es mir versprochen!“

Allein so schnell seine Hoffnung aufgeflammt war, so schnell erlosch sie auch wieder. Denn der Arzt hielt ihm das Gesicht wohl noch eine Weile zugekehrt, nicht mehr freundlich, sondern streng und prüfend — dann wendete er es langsam ab, als vermöge er seinen Anblick nicht länger zu ertragen.

Und Felix ließ die ausgestreckten Hände sinken.

„Sag' mir die volle Wahrheit“, murmelte er leise.

Martiner klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne und betrachtete angelegentlich den Bleistift, mit dem seine Finger spielten.

Endlich zuckte er die Achseln.

„Vielleicht täusche ich mich. Irrtümer bleiben dem tüchtigsten Arzt nicht erspart, und —“

Felix lachte kurz auf.

„Du brauchst mir nichts weiter zu sagen.“ — Sein Blick verlor mit einemmal jedes Leben und hing stier in der Luft. — „... Ich hab' es gewußt ...“

Martiner drückte hastig auf die elektrische Klingel. Er hatte bemerkt, daß aus Felix' Gesicht alles Blut gewichen war und daß sein Oberkörper, da der Sessel nur eine niedrige Rundlehne besaß, sich seitlich gegen den Schreibtisch neigte, um eine Stütze zu finden.

„Rasch, Frau Doktor ... zehn Tropfen Validol in ein Likörglas Wasser!“ rief er der eintretenden Assistentin zu und griff selbst nach Felix' Handgelenk, um seinen Puls zu fühlen.

Felix versuchte, mit geschlossenen Augen schwach abzuwehren.

„Laß ... es ist nichts ...“ aber er fügte sich doch

und ließ sich auch die Mischung einflößen, die die Assistentin mittlerweile gebracht hatte.

Martiner deutete mit einer Kopfbewegung an, daß sie sich entfernen könne.

„Nein, danke, liebe Kollegin ... es ist nicht so gefährlich. Nur ein kleiner Schock."

Felix' Gesicht begann sich allmählich wieder zu röten.

„Entschuldige vielmals", sagte er leise, „ich benehme mich wie ein altes Weib. Es ist wirklich lächerlich."

Der Arzt hielt ihn noch immer scharf ins Auge gefaßt.

„Es ist gar nicht lächerlich, sondern sehr begreiflich."

Und nun zwang sich Felix schon zu einem unmerklichen Lächeln.

„Es ist seltsam, wie ganz anders etwas, was man sich selbst schon hundertmal vorgesagt hat, aus dem Mund eines Zweiten klingt.

„Willst du dich nicht lieber ein bißchen auf den Diwan legen?" fragte Martiner besorgt.

„Nein, nein, es ist wirklich nicht notwendig. Es ist schon vorüber."

Der Arzt strich ihm mit der Hand über die Stirn, auf der noch ein paar kalte Schweißtropfen standen.

„Vielleicht wäre es doch besser ... nicht?"

„Du bist sehr lieb, ... aber ich habe wirklich nicht das Bedürfnis."

Sie schwiegen beide längere Zeit, dann streifte Felix Martiner mit einem scheuen Blick.

„ ... Und ... was fehlt mir eigentlich ...?"

Der Arzt hob die linke Hand ein wenig und ließ sie wieder gegen die Tischplatte fallen.

„Ja, ... das kann man nicht so einfach erklären."

„ ... Krebs ...?"

„Nein."

„Also was —?"

„Wenn ich es dir auch sage, so wird es dir nichts anderes bedeuten, als den Klang einiger lateinischer Namen. Nicht einmal übersetzen könnte ich sie dir, da die meisten nach den Entdeckern gebildet sind. ... Es ist ein ganz merkwürdiges Zusammentreffen mehrerer Erscheinungen. Über die Haupterreger sind wir uns übrigens noch ziemlich im unklaren."

Felix schüttelte mit erzwungenem Lachen den Kopf.

„Es ist wunderbar, wie ich in allem recht behalte. Sogar im Kleinsten!"

„Wieso?"

„Neulich einmal, wie ich mit dem Schirk über meinen Zustand gestritten hab', hab' ich behauptet, daß ich vielleicht an einer ganz neuen Krankheit leide. Und daß jede Krankheit irgend einmal von jemandem ausgegangen sein muß."

„Ganz neu ist dein Fall wohl nicht. Aber außerordentlich selten."

„Also, dann ist es mir wenigstens in dieser Beziehung vergönnt, ein ungewöhnlicher Mensch zu sein."

„Wenn dir das einigen Trost gewährt — allerdings. Wärst du ein armer Teufel, würde ich mir sogar alle Mühe geben, dich für meine Klinik zu gewinnen. Zu Demonstrationszwecken."

Felix zog in höhnischer Anerkennung die Augenbrauen hoch.

„Oh — da bekäme meine Existenz zu guter Letzt ja noch einen gewissen Wert?" — Dann knirschte er leise mit den Zähnen. — „Na, ich will es mir an diesem erhebenden Bewußtsein genügen lassen."

„Und wie lange, glaubst du ... werde ich noch zu leben haben?" fragte er nach einem neuerlichen Schweigen.

„Genau wird sich der Zeitpunkt kaum bestimmen lassen. Wenigstens jetzt noch nicht."

„Aber doch annähernd?"

Martiner überlegte eine Weile.

„Zwei bis drei Jahre."

„So lange noch?" — Der Ton, in dem Felix diese Worte langsam sprach, schwankte seltsam unentschieden zwischen Enttäuschung und Erleichterung.

„Ja. Das getraue ich mich schon heute zu behaupten. Nach dem Ablauf des zweiten und vor dem Ende des dritten Jahres, von jetzt an gerechnet, dürfte der Zeitpunkt eintreten, in dem deine —" Martiner konnte nicht gleich den richtigen Ausdruck finden — „deine Widerstandskraft verbraucht sein wird."

„Also ... noch volle zwei Jahre?" fragte Felix, jetzt schon entschlossener.

Der Arzt verneigte sich zustimmend.

„Wenn du in einundeinemhalben Jahr zu mir kommst", fügte er hinzu, „dann könnte ich dir den Zeitpunkt schon bis auf den Monat angeben, und wieder ein halbes Jahr später, bis auf die Woche ... oder vielleicht bis auf den Tag."

„Zwei Jahre also noch auf jeden Fall", wiederholte Felix ganz leise für sich. Und nach einigen Augenblicken, wie in Fortführung eines heimlich begonnenen Gedankens: „... Und werde ich mich sehr schonen müssen ... oder eine Kur gebrauchen, um diese Frist zu gewinnen ...?"

„Nein. Du kannst genau so weiterleben, wie du bis jetzt gelebt hast. Das heißt, ich kenne ja deine Lebens-

gewohnheiten nicht. Ich meine nur, daß du dir ruhig alles erlauben darfst, was sich ein Mensch in deinem Alter eben zu erlauben pflegt."

„Alles? ... Ohne Ausnahme?"

„Ohne Ausnahme. ... Natürlich von solchen Dingen abgesehen, die an sich auch den gesündesten Menschen umbringen."

„Und ohne daß sich mein Zustand deshalb verschlechtert?"

„Dein Zustand wird so bleiben, wie er es bis jetzt war."

„Wirklich ...?"

„Wenn es dich beruhigt, kann ich dir mein Ehrenwort geben."

Felix atmete tief auf.

„Ich will es dir gern glauben. ... Wenn ich nur nicht zu sehr leiden muß ... und meiner Umgebung keinen zu widerwärtigen und ekelhaften Anblick biete."

„Darüber darfst du vollkommen unbesorgt sein."

„Kann meine Krankheit auf andere übertragen werden?"

„Nein."

„Auch nicht auf meine nächsten Angehörigen? Die viel mit mir zusammen sind?"

„In dieser Hinsicht birgt dein Leiden nicht die geringste Gefahr in sich."

Felix nickte zufrieden vor sich hin.

„Das ist gut. Das ist sehr gut."

Plötzlich klammerten sich seine Augen so angstvoll-beschwörend und dabei mit so bedingungslosem Vertrauen an des Arztes Gesicht, wie die eines bittenden Kindes oder Hundes.

„Und das Ende selbst, ... wird es furchtbar sein ... und qualvoll ...?"

Martiner neigte sich gegen ihn vor und umspannte seine Hand, die zitternd auf der Tischplatte lag, mit beschwichtigendem, sehr herzlichem Druck.

„Nein, gar nicht. ... Ganz zuletzt ... in den letzten Tagen und Stunden ... wirst du wahrscheinlich Schwächezustände bekommen ... und leichte Schwindelanfälle. Sonst nichts. Übrigens — nicht einmal das muß geschehen. ... Du wirst einfach zusammenklappen, wie ... wie ein Puppe, der man den Faden abgeschnitten hat."

Felix schloß die Augen und senkte den Kopf bis auf die Brust.

„ ... Das ist wohl viel mehr, als ich ... zu hoffen gewagt habe ..."

Martiner hielt seine Hand noch immer umfaßt.

„Aber wie gesagt, ... es ist möglich, daß ich mich irre. Vielleicht konsultierst du doch noch einen anderen Arzt. Ich möchte es dir sogar nahelegen."

Da warf Felix, während er die Augen aufschlug, trotzig den Kopf zurück.

„Nein. Dein Ausspruch genügt mir. Ich habe volles Vertrauen zu dir. Und ich danke dir von ganzem Herzen." — Ein schmerzlicher, beinahe bitterer Zug glitt um seine Lippen. — „Eigentlich muß ich dich bewundern. Ich weiß nicht, ob ich an deiner Stelle fähig gewesen wäre —. Aber ihr Ärzte seht das wahrscheinlich mit anderen Augen ... und seid abgehärteter."

Martiner schob sich die Brille zurecht, als benütze er diese Handbewegung, um sein Gesicht zu verdecken.

„Ja, abgehärtet — das müssen wir wohl sein. — Übrigens darfst du nicht vergessen, daß es dein ausdrück-

licher Wunsch war. Und außerdem habe ich vielleicht noch einen zweiten, wichtigeren Grund gehabt."

„Welchen?"

„Ich habe während unseres vorgestrigen Gespräches den Eindruck gewonnen, daß es unter Umständen gefährlicher sein könnte, dir den Ernst deines Zustandes zu verheimlichen."

„Du könntest recht haben", entgegnete Felix nach einer Weile zögernd. Dann erhob er sich vom Sessel.

„Willst du schon gehen?"

„Meine Frau ... wartet ..."

„Wirst du ihr die Wahrheit sagen?"

Felix drückte die Hand gegen das Hinterhaupt.

„Ich ... ich weiß noch nicht. Ich muß mir noch alles zurechtlegen. Jedenfalls möchte ich dich um eines bitten. Morgen wird dich der Schirk aufsuchen, um sich nach meinem Zustand zu erkundigen. Wir haben das so miteinander ausgemacht, damit ich auf alle Fälle Klarheit bekomme ..."

„Da habt ihr mir ja eine richtige Falle gestellt!" lachte Martiner.

„Jetzt ist sie überflüssig geworden. Ich wollte dich nur bitten, dem Schirk nichts zu sagen. Vielleicht ist es besser, wenn er nichts erfährt. Schließlich kann ich es ihm ja auch selbst mitteilen ... Es hängt alles davon ab, wie ich mir das Ganze eben zurechtlegen werde."

„Du kannst dich ruhig auf mich verlassen."

Felix schüttelte Martiner die Hand zum Abschied.

„Also nochmals, vielen Dank ... Und ... leb' wohl."

„Fühlst du dich schon kräftig genug? ... Ich würde dir mit Vergnügen meinen Wagen zur Verfügung stellen."

„Nein, nein, auf keinen Fall! Ich gehe lieber zu Fuß. Wir haben heute einen so wunderbaren Frühlingstag ... und der Weg draußen zwischen den Gärten ist so schön! ... Nun muß ich ja wohl mit dem, was mir das Leben noch bietet, langsam zu sparen beginnen."

Vielleicht zum zehntenmal, seit ihre Unruhe sie von einem kurzen Spaziergang nach Haus getrieben hatte, betraten Julius und Agathe den Balkon und sahen auf die Straße hinab, die sich, gegen die Stadt zu allmählich abfallend, ein langes, gerades Stück vor ihren Blicken hinzog, bis sie endlich weit unten von einer Quergasse gleichsam aufgefangen und nach rechts und links hinter vorspringende Häuserblöcke wie ein Flußlauf abgeleitet wurde. Zu keiner Tageszeit war sie sonderlich belebt, am wenigsten jetzt zu den Abendstunden, und jeder Fußgänger mußte schon in der Ferne auffallen und erkennbar werden.

„Ich begreife nicht, warum er so lange ausbleibt", klagte Agathe. „Er hat mir doch beim Fortgehen selbst gesagt, daß der Professor ihn heute nicht mehr untersuchen wird."

„Der Martiner kann ihm doch erst heute alle Verhaltungsmaßregeln geben", versuchte Julius sie zu trösten. „Wer weiß, ob er nicht in der Apotheke auf die Zubereitung eines Mittels warten muß."

„Er geht sicher nicht selbst in die Apotheke. Wenn ihm der Professor etwas verschrieben hat, wird er es am Abend durch das Mädchen holen lassen."

„Wahrscheinlich waren heute mehr Patienten in der Ordination."

„Für vier Uhr war er bestellt", wehrte Agathe kopfschüttelnd ab, „und wie spät ist es jetzt?"

Julius sah nach der Uhr.

„Halb sieben vorbei."

In demselben Augenblick drehte sich Agathe, wie von einer geheimen Gewalt dazu gedrängt, um, und beinahe gleichzeitig faßte sie den Freund mit einem leichten Aufschrei am Arm.

„Dort kommt er!"

Julius folgte hastig ihrer Bewegung.

„Wo —?"

Und nun sahen sie Felix, der sich, von der entgegengesetzten Seite herkommend, dort, wo die Straße ins freie Feld überging, langsam und mit gesenktem Kopf dem Hause näherte.

„Wieso ... kann er von hier ...?" fragte Agathe hilflos, und auch Julius, der sonst nicht leicht um eine beruhigende Erklärung verlegen war, vermochte sein Erstaunen kaum zu verbergen.

„Ich weiß wirklich nicht ..."

Einstweilen war Felix bis an das Gitter gelangt, das den schmalen Vorgarten von dem gepflasterten Gehsteig trennte, aber erst als er die Tür aufklinkte, hob er den Kopf, nickte den beiden oben auf dem Balkon schwach lächelnd zu und verschwand im Haus.

Agathe und Julius traten in das Zimmer zurück. Felix in die Vorhalle entgegenzugehen, wagten sie nicht, denn sie wußten, wie unangenehm ihm jede, auch nur ein wenig lebhaftere Art von Begrüßung war.

Agathe richtete die Augen ratsuchend auf Julius.

„Können Sie das verstehen ...?"

Er stand mit eingezogener Unterlippe und scharfgefalteter Stirn eine Weile nachdenklich da.

„Sollte er am Ende ...?" murmelte er mehr für sich selbst; dann verscheuchte er mit einer Handbewe-

gung gleichsam den sich ihm aufdrängenden Gedanken. — „Aber nein, das ist lächerlich."

„Was? ... Was glauben Sie ...?"

„Ich habe eine Sekunde lang daran gedacht, daß er gar nicht beim Martiner war."

„Halten Sie das für möglich?"

Julius zuckte die Achseln.

„Eigentlich nicht. Aber —"

Bevor er seinen Satz beenden konnte, war Felix eingetreten und ging ohne merkbare Erregung mit ausgestreckter Hand auf sie zu.

„Guten Abend, Agi ... Servus, Julius!"

Agathe fügte die Finger schlaff in die gebotene Hand, während sie ihn angstvoll anblickte.

„Warst ... warst du ... nicht bei dem Professor ...?" Sie wußte selbst nicht, weshalb sie die Vermutung des Freundes wiederholte. Vielleicht weil sie in ihrer qualvollen Spannung keinen eigenen Gedanken fassen konnte.

Er erwiderte ihren Blick verwundert.

„Warum?"

„Weil ... weil du ... aus der entgegengesetzten Richtung gekommen bist ..."

„Ach so, deshalb! ... Nein, ich hab' bloß einen kleinen Umweg gemacht. Es ist ein so schöner Abend heute ... Beim Martiner war ich schon um halb fünf fertig."

Die Arme hingen ihr jetzt wie gelöst am Körper herab.

„Und ... da hast du mich ... so lange warten lassen ...?"

Julius sagte nichts. Er beschränkte sich darauf, mißbilligend den Kopf zu schütteln.

Felix bewegte halb ungeduldig, halb entschuldigend die Schultern.

„Verzeih, Agi ... ich ..."

Und jetzt stieß Agathe einen jammernden Schrei aus.

„Felix!" — Sie wollte ihn umfangen, aber sie vermochte nur die Unterarme zu einem müden, vergeblichen Griff zu heben.

Er preßte die Hände gegen das Hinterhaupt, als empfinde er dort einen Schmerz, und machte ein paar Schritte nach der offenen Balkontür hin.

„Schrei doch nicht so!" — Dann ließ er sich auf einen Sessel fallen und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Agathe versuchte ihm nachzugehen, kam aber nicht weiter als bis zu dem nächsten Stuhl, dessen Lehne sie mit beiden Händen umklammerte. Nur ihr Kopf mit den entsetzten, angstverzerrten Zügen schien sich ohne den Körper noch ein Stück vorgeschoben zu haben.

Julius war rasch auf Felix zugesprungen und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ja, aber was ist denn? ... Was hast du denn?!"

Da nahm Felix die Hände vom Gesicht und seine Arme glitten zwischen die gespreizten Schenkel herab.

„In ... in drei Jahren ... werde ich ... nicht mehr bei euch sein."

Agathe grub die linke Faust unter die Brust und rang mit röchelnden Atemzügen nach Luft. Gleich darauf brach sie neben dem Sessel in die Knie, und weil sie unfähig war, sich auch so aufrecht zu halten, sank sie in eine kauernde Stellung zurück. Die linke Hand war noch immer unter der Brust in das Kleid verkrallt, die rechte lag mit der Rückenfläche gegen den Boden.

Die Mundwinkel waren auseinandergezogen und die Augen hingen starr im Leeren.

Julius bekümmerte sich nicht um sie. Er stand wie gelähmt vor dem Freund.

„Ja ... bist du denn wahnsinnig ...?"

Felix saß völlig in sich zusammengesunken, so daß nur sein Scheitel zu sehen war.

„Ich war ... schon lange nicht bei so klarer Vernunft ... wie in diesem Augenblick ..." — Da seine Lippen verborgen blieben, schienen seine Worte, eines nach dem anderen, irgendwie vor ihm zu Boden zu fallen und so einen kurzen, harten Klang zu erhalten.

Julius trat einen Schritt zurück.

„Ja, was denn ...?! Was ist denn ...?!" Er verstärkte seine Stimme, als ob er sich Mut machen oder mit ihr den quälenden Bann, der sich schwer auf sie alle legte, zerreißen wollte.

Felix duckte sich, wie von einem Schlag getroffen, und streckte die Hand mit aufgerecktem Zeigefinger zu einer armseligen Drohung aus.

„Nur nicht schreien", sagte er in unklarem, seltsam singendem Ton, „nur nicht schreien! Das kann ich nicht vertragen ..." — Und nach kurzem Schweigen: „Ich war schon so ruhig ... ganz ruhig. Aber ich hab' ja gewußt, wenn ich zu euch komme ... und es euch sage ... dann werdet ihr zu schreien anfangen ... und zu jammern ... und alles wird umsonst gewesen sein."

Agathe hatte den linken Arm auf den Sessel gelegt, neben dem sie saß, und den Kopf hineingeschmiegt. Und das Zucken, das zeitweise ihren Oberkörper erschütterte, verriet, daß sie zu weinen begann.

Julius war neben den Freund getreten und streichelte ihm den Rücken.

„Schau, Felix, wir sind ja ruhig ... wir jammern ja gar nicht. Aber du mußt uns doch endlich erklären, was geschehen ist ... und was dir der Martiner gesagt hat!"

„... Daß ich ... nur mehr zwei Jahre zu leben hab' ..."

Agathes Oberkörper hob und senkte sich jetzt, förmlich unter furchtbaren Pulsschlägen, und ihr Schluchzen drängte sich leise wimmernd zwischen ihrem Gesicht und dem fest dagegen gedrückten Arm hervor.

Julius warf ihr einen verzweifelten Blick zu; er hätte ihr gern irgendwie geholfen, aber er war selbst noch ganz ratlos und wagte nicht, sich von der Stelle zu rühren.

„Du weißt ja nicht, was du sprichst! Das ist doch unmöglich."

Er preßte die Worte aus sich heraus, nur um etwas zu sagen. Plötzlich, während Felix' Entgegnung in einem Achselzucken bestand, schien er einen rettenden Einfall zu haben.

„Verzeiht einen Augenblick!" — Dann lief er in das Bibliothekszimmer und rief Martiner an, der sich selbst am Telephon meldete.

„Martiner ... gerade ist der Felix gekommen ..."

„So? Erst jetzt?"

„Ja, vor ein paar Minuten. Um Gottes willen, sag ... das kann doch nicht sein ..."

„Was?"

„Daß ... daß er ... er hat gesagt ... daß er nicht mehr leben wird ..."

„Dein Freund ist ein verlorener Mann."

„Aber mein Gott ... wieso denn? ... Das ist doch nicht ..."

„So einfach läßt sich das nicht erklären."

„Und du ... du hast es ihm gesagt?"

„Ja. Erstens hab' ich es aus verschiedenen Gründen für nötig gefunden, und zweitens wollte ich dir die Versuchung ersparen, dein Ehrenwort zu brechen. Hast du übrigens Lust, heute wieder in deinem Hotel mit mir zu soupieren? Ich würde dich gern sprechen."

„Ich kann den Felix und seine Frau jetzt doch nicht allein lassen!"

„Jetzt nicht, aber in einer Stunde ruhig. Überleg' es dir noch. Ich komme auf jeden Fall ins Hotel. Ob ich da oder dort esse, ist mir gleichgültig ... Entschuldige mich jetzt, ich bin dringend beschäftigt."

Als Julius in das Wohnzimmer zurückkehrte, hatte Agathe sich schon an die Seite ihres Gatten geschleppt. Sie saß neben ihm auf dem Boden und hielt ihr tränenüberströmtes Gesicht an seine Knie gelehnt, während er ihr mit müden, unbewußt regelmäßigen Bewegungen übers Haar strich.

„No, glaubst du es endlich?" fragte er, dem Eintretenden einen halb geringschätzigen Blick zuwerfend.

„Nein, noch lange nicht!"

„So! Obwohl es der Martiner selbst sagt."

„Er ist auch nur ein Mensch! Er kann auch einmal irren!"

Agathe hob den Kopf ein wenig gegen Julius.

„Nicht wahr? ... Ich hab' es dem Felix eben gesagt."

Felix schob sie, so wie sie saß, mit einer unsanften Bewegung zur Seite und sprang vom Sessel auf.

„Jetzt auf einmal! Jetzt ist er nicht mehr unfehlbar! ... Früher war er der Gott! Früher war jedes Wort von ihm ein Evangelium! ... Warum habt ihr

denn nicht dasselbe bei unserem Hausarzt gesagt? Und bei der anderen Berühmtheit?! Warum haben sich denn die nicht irren dürfen? Warum?! ... Weil sie das gesagt haben, was euch in den Kram gepaßt hat! Weil sie euch zu Gefallen gesprochen haben! ... Und solange ihr geglaubt habt, daß Martiner dasselbe tun wird, solange war auch an ihm kein Zweifel erlaubt! ... Jetzt, wo er die Wahrheit gesagt hat — freilich, eine Wahrheit, die ihr nicht hören wollt, die euch nicht behagt — jetzt auf einmal ist es mit seinem Nimbus vorbei! Jetzt kann er sich irren!"

„Mit dem gleichen Recht könnte ich dich fragen, warum du die Aussprüche der beiden anderen Ärzte angezweifelt hast!" entgegnete Julius. „Auch nur, weil sie nicht das gesagt haben, was du hören wolltest."

„Ihr habt mir beide den Martiner als letzte, oberste Instanz hingestellt. Ich hab' ihn angenommen und mich seinem Urteil unterworfen. Und nicht bloß, weil es euer Wunsch war, sondern weil ich nach der ersten Viertelstunde meines Beisammenseins mit ihm erkannt hab', daß er wirklich etwas versteht und daß man sich auf ihn verlassen kann. Damit ist für mich alles erledigt."

Julius zuckte die Achseln, dann näherte er sich Agathe und führte sie, nachdem er sie vom Boden aufgehoben hatte, zu einem Sessel, auf dem sie, leise vor sich hinweinend, sitzen blieb.

Felix trat mit ungeduldig verzerrtem Gesicht in die offene Balkontür und sah eine Weile schweigend ins Freie hinaus. Endlich sagte er, ohne sich nach den beiden anderen umzukehren: „Ihr wißt nicht, was ihr mir antut. Du mit deinem ewigen Zweifel und die Agathe mit ihrem Gejammer. Ich hab' gehofft, ich

werde bei euch Hilfe finden ... und eine Stütze. Statt dessen —!"

„Ja, entschuldige, du darfst es der Agathe doch nicht verargen, wenn sie bei so einer Nachricht die Fassung verliert! ... Mir ist deine Rücksichtslosigkeit überhaupt unerklärlich."

Felix warf die Schultern hoch und lachte hart auf.

„Rücksichtslosigkeit!"

„Ja, Rücksichtslosigkeit!" beharrte Julius mit verstärkter Stimme. „Ich kann dir diesen Vorwurf beim besten Willen nicht ersparen. Wenn dir der Martiner schon eine derartige Andeutung gemacht hat —"

„Es war keine Andeutung, sondern ein endgültiger Bescheid."

„Das ist alles eins! Deshalb brauchst du nicht gleich unter dem ersten Eindruck und ohne weiter darüber nachgedacht zu haben, vor deiner Frau alles zu wiederholen!"

Da kam Felix vom Balkon ins Zimmer zurück und legte dem Freund die Hand auf die Schulter.

„Wenn man so dasteht wie du, mit dem Bewußtsein, hundert Jahre alt werden zu können, dann hat man es leicht, Zartgefühl und Schonung für andere zu predigen ... Glaubst du, daß es nicht auch mein erster Gedanke war, der Agathe alles zu verschweigen? Ich hab den Martiner sogar gebeten, dir nichts zu sagen, wenn du morgen zu ihm gekommen wärst. Nur, damit ich es mit mir allein ausmachen kann! ... Aber wie ich draußen im Freien war, wie ich langsam meine Ruhe wiedergewonnen und mir alles zurechtgelegt hab, ... da bin ich doch zu der Einsicht gekommen, daß es am besten ist, wenn ich mit euch darüber spreche. Daß es sogar notwendig ist! ... Eine Zeitlang wäre es ja noch

aufzuschieben gewesen. Und vielleicht hätte ich die Agathe nach und nach darauf vorbereiten sollen. Das geb ich gern zu. Aber ganz zu vermeiden war es auf keinen Fall. ... Darum hab' ich mir gedacht, je früher, desto besser. Wenigstens hat sie es dann überstanden, so wie ich. ... Du siehst, ich habe also durchaus nicht unter dem ersten Eindruck gehandelt, sondern auf Grund reiflicher Überlegung. Soweit man in meinem Zustand überhaupt fähig ist, zu überlegen."

Julius seufzte hilflos auf.

„Ja, ja, das ist alles ganz richtig! Aber trotzdem —"

Und nun streckte Agathe die Arme flehend nach dem Gatten aus. Sich vom Sessel zu erheben, vermochte sie nicht.

„Felix, ... mein Felix!"

Er ging auf sie zu, und während er sich über sie neigte, ergriff er die eine ihrer Hände und schmiegte sie an seine Wange.

„Was denn, Agi? ... Was willst du?"

„Sei mir nicht bös, Felix! Bitte, sei mir nicht bös! ... Es war nur so furchtbar ..."

„Ich glaub's dir. Mich hat es ja auch beinah umgeworfen, wie mir's der Martiner gesagt hat. Und dabei war ich darauf gefaßt. Ich hab' doch schon lange damit gerechnet. Aber wenn man es von einem anderen ausgesprochen hört, und noch dazu von einem, an den man glaubt, dem man vertraut — dann klingt es doch ganz eigentümlich! ... Jetzt hab' ich mich ja schon ein bißchen daran gewöhnt. Nur wenn du wieder zu jammern anfängst—."

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Nein, du brauchst keine Angst mehr zu haben."

„Du hast mich doch lieb, Agi, ... und wirst mir doch helfen wollen?"

„Mein Gott!" Sie drängte sich eng an ihn und umklammerte ihn gleichzeitig mit dem freien Arm. "Alles, ... alles, was du verlangst!"

„Nicht mehr weinen, Agi, ... nur nicht mehr weinen! Und nicht verzweifelt sein! ... Und vor allem eines —."

„Was, Felix, ... was?"

„Du mußt mir glauben. Wenn es dir auch schwerfällt und sehr weh tut. ... Du mußt mir glauben, Agi!" — Sie hatte das Gesicht an seiner Brust geborgen und nickte unmerklich. — „Und du auch, Julius", wendete er sich an den Freund. „Auch du mußt dich dazu entschließen, mir zu glauben, und darfst nicht immer wieder mit deinem Zweifel anfangen. Du weißt ja nicht, wie namenlos ich mich nach einem Ruhepunkt sehne ... und nach Gewißheit! Wenn sie auch noch so hart und grausam ist! Sie bietet mir doch einen Halt! Sie führt mich aus diesem entsetzlichen, unerträglichen Zustand der Unsicherheit heraus!"

Julius preßte beide Hände gegen die Schläfen.

„Ja, ja! Das ist alles sehr schön und gut! ... Aber deswegen bleibt es mir doch unbegreiflich!"

Felix sah ihn mit lächelnder Verwunderung an.

„Warum? ... Du hast doch vor ein paar Minuten mit dem Martiner gesprochen, nicht wahr?"

Julius neigte zustimmend den Kopf.

„Und was hat er gesagt? Aber ohne Umschweife."

Einen Augenblick schwieg Julius, dann hob er die Arme ein wenig und ließ sie an den Körper zurückfallen, wie um jede Verantwortung abzulehnen.

„Er ... er hat mir deine Mitteilung bestätigt."

Felix strich Agathe, die an seiner Brust zusammengezuckt war, übers Haar.

„Bleib ruhig, Agi, ... bleib ganz ruhig." Und wieder an den Freund gewendet: „Und du glaubst es noch immer nicht?"

„Ja, aber was soll dir denn eigentlich fehlen?" schrie ihm der beinahe entgegen.

„Das ... das läßt sich nicht so kurz erklären", sagte Felix zögernd.

„Du gibst mir dieselbe ausweichende Antwort, wie der Martiner."

„Es ist ... ein sehr seltener und ungewöhnlicher Fall, der durch Namen dem Laien nicht verständlich gemacht werden kann. Oder eigentlich ein Zusammentreffen mehrerer Erscheinungen" — und plötzlich mit dem Ausdruck förmlicher Erleichterung eine andere Wendung aufgreifend: „Erinnerst du dich übrigens noch an unser Gespräch von neulich?"

„Am ersten Abend?"

„Ja. ... Wie ich damals behauptet hab', daß bei mir vielleicht ein ganz neuartiges Leiden auftritt, hast du mich ausgelacht. Und jetzt fehlt nicht viel, so hätte ich recht behalten."

„Und mit so einem allgemeinen Bescheid hast du dich vom Martiner abfertigen lassen?"

„Der Martiner ist nicht der Mann, der abfertigt. Wenn du ihn so kennen würdest, wie er jetzt ist und wie ich ihn kennengelernt hab', würdest du dich hüten, im Zusammenhang mit ihm das Wort ‚abfertigen' zu gebrauchen. Wenn man mit ihm zusammen sitzt und ihn sprechen hört, geht ein solches Gefühl der Sicherheit und unbedingten Verläßlichkeit von ihm aus, daß

einem auch der leiseste Zweifel an dem, was er sagt, ausgeschlossen erscheint."

„Aber er hätte dir die Art deiner Erkrankung wenigstens annähernd bezeichnen können."

„Man ist sich über die Erreger noch nicht ganz im klaren. Nur das eine steht fest: daß es keine Hilfe gegen sie gibt."

Agathe drückte leise aufstöhnend ihren Gatten mit dem linken Arm an sich, während Julius die Hände in die Hosentaschen senkte und sich kopfschüttelnd ein paar Schritte von den beiden entfernte.

Felix sah ihm mit freundlichem Vorwurf nach.

„Schau, Julius, hast du denn kein Empfinden dafür, wie kindisch dieses ewige Herumpendeln zwischen Glaube und Unglaube ist? Und wie ich dadurch förmlich herabgesetzt werde?... Wenn man schon einmal das Urteil eines Menschen herausfordert, um sich Gewißheit zu verschaffen, dann muß man es auch annehmen und darf sich nicht feig verkriechen, wenn es anders ausfällt, als man gewünscht hat. Sonst hat das Ganze doch keinen Sinn."

„Andererseits darfst du aber wieder nicht verlangen, daß man sich einer Entscheidung über Leben und Sterben so glatt unterwirft, wie ... wie irgend einem Schiedsspruch, der einen höchstens ein Stück Geld kostet ... oder mit einem kleinen Verzicht abgetan ist!"

Um Felix' Lippen zuckte es spöttisch.

„Ich habe mich ihr unterworfen. Schließlich handelt es sich ja doch um mein Leben und Sterben, nicht um deines!" — Und als Julius unbeherrscht auffahren wollte, gleichsam beschwichtigend: „Ich weiß, daß du an meinem Schicksal herzlichen und aufrichtigen Anteil nimmst. Ich weiß auch, daß es für dich und für die

Agathe viel überraschender gekommen ist, als für mich. Weil ihr immer jeden Gedanken daran von vonherein zurückgewiesen habt, während ich darauf vorbereitet war. Aber deshalb mußt du mich doch nicht in deine Verzweiflung mit hineinreißen wollen . . ., oder, was noch viel ärger ist, wieder in die alte Ungewißheit stoßen."

„Mein Gott, das will ich ja gar nicht!"

„Es sieht beinahe so aus! . . . Schau, die Agathe ist schon ganz ruhig und vernünftig geworden . . ., nicht wahr, Agi?" — Sie nickte, ohne das Gesicht zu heben. — „Und der dürfte es, deine Freundschaft in Ehren, immerhin etwas näher gehen, als dir. Nimm dich also zusammen und mach es mir nicht schwerer, als es ohnehin schon ist."

Julius verschränkte die Hände ineinander.

„Aber Felix!"

„Die Geschichte mit dem Martiner war dein Einfall", fuhr Felix hartnäckig fort, „du hast mich dazu gebracht, zu ihm zu gehen —, also jetzt entweder oder! Einen Ausweg gibt es jetzt nicht mehr! . . . Übrigens kann ich dir zu deiner Beruhigung sagen, daß er mir selbst nahegelegt hat, auf alle Fälle noch einen anderen Arzt zu konsultieren."

„Das wirst du doch tun?"

„Nein. Ich bin kein Narr. Aber du wirst zugeben, daß mir der Martiner diesen Vorschlag kaum gemacht hätte, wenn er seiner Sache nicht sicher wäre. Es wird dir nichts übrigbleiben, als dich mit dem Unabänderlichen abzufinden. Ich habe es auch tun müssen! Verstecken wir uns nicht länger vor der Wahrheit. Sonst springt sie uns in einem Augenblick, in dem wir am wenigsten darauf gefaßt sind, an die Gurgel! . . . So,

und jetzt kommt mit mir in mein Zimmer hinüber, damit wir das Ganze besprechen, wie ich es mir zurecht gelegt hab' und wie es sich für erwachsene, vernünftig denkende Menschen schickt... Komm, Agi, komm! Setz dich zu mir auf den Diwan." — Er drängte Agathe, indem er sie mit dem Arm umfaßt hielt, langsam vom Sessel in die Höhe und führte sie, von Julius gefolgt, in das Bibliothekzimmer, wo er sie neben sich auf das Ruhebett niederzog.

„Zuerst wollen wir uns aber eine Zigarette anzünden. Sei so gut, Julius,... du weißt ja, wo sie stehen."

„Du willst rauchen?" fragte Agathe ängstlich.

Er fuhr ihr beruhigend über den Scheitel.

„Freilich, Agi. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Es schadet mir nicht im geringsten. Der Martiner hat es mir ausdrücklich erlaubt. Du siehst" — ein Lächeln umspielte seinen Mund — „alles hat seine guten Seiten. Man muß sie nur herauszufinden wissen."

Eine Weile schwiegen sie. Agathe saß regungslos neben Felix, und ihre vom Weinen mit einem trübschimmernden Schleier überzogenen Augen gaben sich willig der allmählich herabfließenden Dämmerung hin. Julius hatte sich einen Sessel in die Nähe des Diwans gestellt und rauchte seine Zigarette in hastigen, kurzen Zügen.

Endlich sagte Felix, indem er seine Frau mit verstärktem Druck an sich preßte: „Du hast recht gehabt, Agi, daß du vorhin böse geworden bist, weil ich nicht gleich vom Martiner zu dir gekommen bin. Ich kann mir ja denken, wie ängstlich du warst und wie du dich danach gesehnt hast, etwas zu erfahren."

Sie machte eine unmerklich abwehrende Kopfbewegung.

„Ich darf jetzt doch für mich keine Rücksicht verlangen . . .“

„Warum nicht? Wahrscheinlich hast du sogar mehr Recht darauf, als ich. Denn wer weiß, ob du nicht“ — er unterbrach sich einen Augenblick, dann sprach er weiter, ohne den begonnenen Satz zu vollenden. — „Vielleicht habe ich übrigens eben dadurch, daß ich nicht geradewegs nach Hause gegangen bin, Rücksicht auf dich geübt. Wenn ich in meiner ersten Fassungslosigkeit zu euch gelaufen wäre, hätten wir uns möglicherweise gegenseitig in einen Wirbel hineingerissen, aus dem nicht so leicht herauszufinden gewesen wäre. Ihr habt ja gesehen, wie schwer es mir gefallen ist, eurer Verzweiflung gegenüber meine Ruhe zu bewahren. Obwohl ich den ersten Schreck schon hinter mir gehabt und halbwegs gewußt hab', was ich eigentlich will.“

Julius räusperte sich leise und brannte an dem glimmenden Rest seiner Zigarette eine zweite an, als benötigte er eines äußeren Hilfsmittels, um dem Freund nicht ins Wort zu fallen.

Felix war vom Diwan aufgestanden und begann im Zimmer hin- und herzugehen, wie es seine Gewohnheit war, wenn er sich selbst etwas zurechtlegen oder einem anderen etwas begreiflich machen wollte.

Einmal kam er noch zu den beiden zurück.

„Ich kann mich darauf verlassen, daß ihr mir jetzt nicht mehr widersprechen werdet?“ — Und als sie ihm, Agathe mit einem stummen Blick, Julius mit einer etwas förmlichen Verbeugung, ihre Bereitwilligkeit angedeutet hatten, nahm er seine Wanderung wieder auf.

„Ihr erkennt das Urteil Martiners also ebensogut an wie ich. Das ist für das, was ich euch jetzt auseinandersetzen will, die unabänderliche Grundlage." — Er zog, von scheinbar rein sachlichem Interesse gefesselt, die Augenbrauen hoch und bemühte sich, auch seiner Stimme einen gewissermaßen belehrenden, von jeder persönlichen Anteilnahme entfernten Klang zu geben. — „Der Martiner hat mir nach einer, ich wiederhole es ausdrücklich, peinlich genauen Untersuchung und auf mein eindringliches Verlangen hin erklärt, daß ich nur mehr zwei Jahre zu leben habe. Obgleich ich mir, wie ihr wißt, über meinen Zustand schon längst nichts mehr vormache und auf eine derartige Eröffnung gefaßt sein mußte, hat sie, wenigstens im ersten Moment, doch geradezu niederschmetternd auf mich eingewirkt und mich vollkommen kopflos gemacht. Ich war tatsächlich unfähig, mich an irgend einen festen Gedanken anzuklammern. Nur das eine hab' ich, förmlich instinktiv, sofort gefühlt: ich durfte mich in dieser Verfassung nicht vor euch zeigen. Ich mußte erst selbst irgend einen Halt finden. Und darum bin ich vom Martiner weg ins Freie hinausgefahren und hab' versucht, diesen lähmenden Eindruck zu überwinden ... und irgend eine Richtung, ... einen Weg einzuschlagen."

„Hätte ich mich nur nicht abhalten lassen, mit dir zu gehen! Hätte ich dich nur nicht allein gelassen!" stieß Agathe aus sich heraus.

Felix bewegte zurückweisend den Arm.

„Damit wäre mir nicht im geringsten geholfen gewesen. Im Gegenteil. Ich hab' ganz gut gewußt, warum ich mir eure Begleitung verbiete." — Er lehnte sich jetzt, halb sitzend, mit dem Rücken an den Schreibtisch, indem er die Hände gegen dessen Kante stützte.

— „Auf dem Feldweg hinter dem Friedhof hab' ich mich auf eine Bank gesetzt —"

„Denselben Weg sind wir gegangen, ... vor kaum zwei Stunden", sagte Agathe leise. „Wenn wir länger geblieben wären —"

„Ich hätte euch von weitem bemerkt und wäre euch ausgewichen", unterbrach Felix, und dann, nach einem kurzen Schweigen: „Ich war noch immer nicht imstande, etwas zu denken. Und ich hab' mich auch gar nicht angestrengt, es zu tun. Ich hab' einfach gewartet. Und plötzlich, ohne das eigene Dazutun, hat die brave Maschine da drinnen" — er klopfte mit dem gekrümmten Zeigefinger an die Stirn — „zu arbeiten angefangen. Der erste Gedanke war, daß es eigentlich das Vernünftigste wäre, das mir angekündigte Ende nicht abzuwarten wie ein geduldiges Schlachtvieh, sondern einfach sofort selbst Schluß zu machen."

Agathe fuhr sich mit den Händen erschreckt gegen die Wangen.

„Felix! ... Um Gottes willen!"

Er sah sie verwundert an.

„Warum regst du dich auf? Ich stehe doch, soweit das bei mir möglich ist, mit heiler Haut vor dir. Wenn dieser erste Gedanke stark genug gewesen wäre, dann hättest du mich heute wahrscheinlich nicht mehr in diesem Zimmer gesehen. Aber es ist merkwürdig," — sein Mund verbreiterte sich zu einem höhnischen Lächeln — „wie kostbar einem das verachtete Leben erscheint, sobald man weiß, daß es verloren ist. Oder so gut, wie verloren."

„Zwei ... zwei Jahre noch ..." stammelte Agathe.

„Sind reichlich lange, meinst du", half Felix freundlich weiter. — „Du hast recht, Agi. Dasselbe war näm-

lich auch mein Gedanke. Mein zweiter Gedanke. Aber er hätte kaum genügt, den ersten zu verdrängen, wenn nicht etwas anderes mitgeholfen hätte. Etwas, was ich euch bis jetzt noch gar nicht erzählt hab'." — Und während Agathes Blicke sich in neu auflebender Hoffnung an ihn hingen und Julius die bisher krampfhaft festgehaltene Maske des überlegenen Zuhörers fallen ließ: „Der Martiner hat mir die Versicherung gegeben, daß ich in diesen zwei Jahren, die mir noch beschieden sind, körperlich nicht das geringste zu leiden haben werde. Natürlich von den Anfällen abgesehen, die mich schon seit längerer Zeit heimsuchen."

Agathe erhob sich und ging, halb ungläubig, halb freudig auf ihn zu.

„Nicht? ... Wirklich nicht?"

„Er hat mir sein Ehrenwort gegeben. Und wenn ich ihm das Andere geglaubt hab', das Schlimme, ... warum soll ich ihm dann das Gute weniger glauben?"

„Ja, aber wieso?" fragte Julius zweifelnd.

„Darüber zerbreche ich mir nicht den Kopf. Jedenfalls hängt dieser willkommene Verlauf mit der ungewöhnlichen Art meines Leidens zusammen. Ich werde keine ärgeren Schmerzen auszustehen haben, als bisher, ... und überhaupt wird mir und meiner Umgebung das Bild eines widerlichen Verfalls oder einer ausgesprochenen Krankheit erspart bleiben." — Er griff Agathe, die neben ihm stand, unters Kinn. — „Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich dir irgendwie zur Last fallen werde ... oder am Ende gar zum Ekel werde, Agi."

„Ich würde dich ja so gerne pflegen, Felix."

„Aber ich würde mich nicht gern pflegen lassen. Drum ist es schon besser so."

Julius wiegte nachdenklich den Kopf.

„Und trotzdem?“

Felix nickte.

„Ja, trotzdem ... Und das allerschönste ist: um diese Frist von zwei Jahren zu gewinnen, muß ich mich in keiner Weise schonen und auch keine Kur gebrauchen. Ich darf ruhig so weiterleben, wie ich bis jetzt gelebt habe, ohne meinen Zustand dadurch zu beeinflussen. Nur ganz gegen das Ende zu werden manchmal Anzeichen auftreten, die —“

„Felix!“ — Agathe warf die Arme um ihn und barg das Gesicht an seiner Brust.

Er legte ihr die Hand beruhigend auf den Rücken.

„Ich bin schon still, Agi! Das hat ja noch Zeit ... Jetzt komm, setz dich wieder und hör mir weiter zu.“

Er führte sie an den Diwan zurück, drückte sie sanft auf ihn nieder und begann von neuem im Zimmer auf- und abzuschreiten.

„Ich — oder besser gesagt, wir haben uns also im Grunde genommen nur mit der Tatsache abzufinden, daß ich in zwei, längstens zweieinhalb Jahren von der Bildfläche verschwinde. Das ist alles. Bis dahin wird sich sonst nichts ändern.“

Julius gab mit der Zunge einen kurzen, mißbilligenden Laut von sich, während Agathe die Hände vors Gesicht schlug, als ob sie wieder zu weinen anfangen wolle.

Felix warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Agi! ... Denk daran, was du mir versprochen hast.“

„Verzeih, Felix“, — sie richtete sich mit einem krampfhaften Ruck auf — „ich weiß schon. Bitte, sprich nur ruhig weiter.“

„Du hast ja vorhin selbst gesagt, daß zwei Jahre eine lange Zeit sind. Erinnere dich nur an verschiedene Vorfälle unseres bisherigen Lebens, wie lang, wie unerträglich lang uns da oft eine viel kürzer bemessene Frist erschienen ist."

„Ja, wenn einem etwas Angenehmes bevorsteht", bemerkte Julius ziemlich trocken. „Da will die Zeit bis dahin allerdings nicht recht vergehen. Aber wenn einen etwas Schlimmes erwartet —"

„Ich habe schon wiederholt das Gegenteil beobachtet. Besonders, wenn man einigermaßen leichtsinnig veranlagt ist. Leichtsinnig ist übrigens nicht ganz das richtige Wort. Sagen wir vielleicht lieber: gleichgültig. Oder zugänglicher für verschiedene äußere Eindrücke. Ich kann mir zum Beispiel recht gut vorstellen, daß ich, wenn man mir ankündigt, ich muß mich in einem Monat einer schweren Operation unterziehen, unter dem Eindruck des bevorstehenden, nicht sehr behaglichen Ereignisses, keineswegs glatt zusammenklappen werde. Es wird sicherlich hin und wieder bedrückend auf mich einwirken, aber ebenso oft werde ich mir sagen: ‚Ach Gott, bis dahin hat es noch lange Zeit' und werde mich anderen, angenehmeren Eindrücken ungehindert hingeben."

„Zwischen einer Operation und dem, was, nach der Meinung Martiners, dir droht, besteht immerhin ein gewisser Unterschied."

„Dafür ist die mir bemessene Frist auch eine wesentlich längere."

Julius sprang auf und warf mit einer wütenden Bewegung den Rest seiner Zigarette in die Kaminöffnung.

„Überhaupt! ... Diese akademische Erörterung in

einer solchen Lage ist doch unerträglich! Und noch dazu in Gegenwart deiner Frau!"

„Ja, Herrgott!" — Felix schlug sich mit der geballten Faust leicht gegen den Schenkel. — „Ich hab' mir meine jetzige Lage nicht ausgesucht! Ich muß sie nehmen, wie sie ist! Und wenn ich mich nicht einfach in planlose Verzweiflung hineinstürzen oder auf der Stelle umbringen will, dann muß ich mit ihr rechnen, wie ... wie mit irgend einem beliebigen anderen Lebensereignis!"

Agathe streckte den Arm nach dem Freund aus.

„Julius! ... Ich bitte Sie! ... Unterbrechen Sie den Felix nicht! Schau'n Sie, mich geht ja dieses furchtbare Verhängnis, weiß Gott, näher an, als Sie, und ich —"

Da kehrte er an seinen Platz zurück.

„Verzeihen Sie, Agathe, aber ich habe manchmal die Empfindung, als ob ich mich in einem Narrenhaus befinden würde ... und mich mit aller Gewalt dagegen wehren müßte, selbst verrückt zu werden."

Einige Augenblicke verstrichen in lautlosem Schweigen. Endlich sprach Felix, der sich einstweilen auf den vor dem Schreibtisch stehenden Fauteuil niedergelassen hatte, weiter.

„Du hast mir eben zum zweitenmal Rücksichtslosigkeit gegen meine Frau vorgeworfen. Und diesmal scheinbar mit vollem Recht. Denn jetzt, wo du weißt, daß mein Zustand sich nicht mehr ändern wird und daß keine verräterischen Anzeichen auftreten werden, muß es dich wirklich sonderbar berühren, wenn ich Agathe die Wahrheit sage, anstatt sie über die Zukunft hinwegzutäuschen, solange es möglich ist. Das Endereignis würde sie dann allerdings völlig unvorbereitet treffen, aber bis dahin könnte sie doch in Ruhe und Frieden

weiterleben. Und die zwei Jahre wären, für sie wenigstens, gewonnen."

„Du hättest mir wohl nichts Schlimmeres antun können, als mir die Wahrheit zu verschweigen", sagte Agathe leise.

Er zuckte die Achseln.

„Das weiß ich nicht. Eines ist sicher: ich habe mich bei meiner Handlungsweise nur von ganz gemeinem, brutalem Egoismus leiten lassen." — Weil sie in jäh aufquellender Herzlichkeit seine Behauptung zurückweisen wollte, winkte er ihr entschieden ab. — „Ich bin mir dessen vollständig bewußt, Agathe. Natürlich weiß ich ebensogut, daß mein Benehmen durch meine nicht alltägliche Lage entschuldigt wird. Oder doch eine mildere Beurteilung verdient. So — und jetzt bin ich glücklich bei jenem Punkt angelangt, um den es sich eigentlich handelt." — Durch die Feststellung dieser Tatsache befriedigt, lehnte er sich mit gekreuzten Beinen in den Sessel zurück. — „Auf die Versicherung Martiners hin, daß ich keine qualvollen Leiden befürchten muß und vor allem, daß ich nicht gezwungen sein werde, mir irgend eine Schonung aufzuerlegen, habe ich mich entschlossen, die beiden Jahre, die mir noch beschieden sind, auf mich zu nehmen. Vielleicht weil mir, wie gesagt, mein Leben, nachdem es auf einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum zusammengedrängt ist, wieder etwas wertvoller erscheint, vielleicht auch nur deshalb, weil ich, im Grund genommen, zu feig bin, schon jetzt die einzig vernünftige Schlußfolgerung zu ziehen. Übrigens bleibt die wirkliche Ursache ziemlich belanglos. Jedenfalls will ich jetzt noch leben. Und zwar natürlich so gut wie möglich. Ob dieser Entschluß ausführbar ist und auf welche Weise — das bleibt allerdings eine andere Frage. Denn

bei aller Selbstbeherrschung und bei Aufbietung meiner ganzen inneren Kraft wird es mir ohne Nachhilfe kaum gegeben sein, nicht doch endlich unter der beständig über mir schwebenden Drohung zusammenzubrechen."

Agathe verschränkte die Hände gegen ihn.

„Verlang von mir, was du willst, Felix! Alles ... alles sollst du haben! Wenn ich dir nur irgendwie helfen kann!"

Er sah sie ernst an.

„Ich werde vielleicht sehr viel verlangen, Agathe."

„Alles, alles!"

Und nun entschloß auch Julius sich zur Nachgiebigkeit.

„Wenn ich etwas beizutragen vermag ... du weißt, daß du unbeschränkt über mich verfügen darfst."

Felix senkte den Blick wie in Scheu vor dem folgenden Bekenntnis.

„Ihr müßt euch Mühe geben, das, was ich euch jetzt sagen werde, ausschließlich von meinem Gesichtspunkt aus zu beurteilen ... Und müßt dabei immer berücksichtigen, was mir bevorsteht. Denn ich kann nicht entscheiden, ob ich nur in meiner Verzweiflung darauf verfallen bin, oder ob es nicht ein Freiwerden meines innersten Wesens ist, das unter anderen Verhältnissen sogar mir selbst verschlossen geblieben wäre."

„Quäl dich doch nicht länger mit solchen Bedenken", bat Agathe. „Alles andere ist ja gleichgültig."

„Mein Weg zweigt jetzt vom sogenannten würdigen Menschentum ab." Felix' Stimme klang beinahe drohend. — „Überlegt es euch, ob ihr mir weiter folgen wollt ... und könnt!"

Agathe hielt die Augen unbeirrt auf ihn gerichtet.

„Auf jedem Weg."

Er holte tief Atem, bevor er fortfuhr.

„Es ist mir ganz klar, daß ich den Rest meines Lebens nur dann zu ertragen imstande bin, wenn ich ihn in einem fortgesetzten, zunehmenden Taumel verbringe."

Agathe hing mit unerschütterlicher Hingebung an seinen Lippen, während Julius ein heimliches Erschrecken nicht verbergen konnte.

Aber Felix bemerkte es nicht.

„Wenn ich ein minderwertig veranlagter, oder sagen wir, primitiver Mensch wäre, dann würde mir wahrscheinlich der Rausch in des Wortes gemeinster Bedeutung genügen. Das heißt, ich würde zum Säufer werden. Nachdem ich leider nicht mehr ganz unverdorben bin, muß ich mir die nötige Betäubung auf andere Weise zu verschaffen suchen." — Und nach einem kurzen, von Agathe und Julius bang empfundenen Schweigen: „Um den innerlichen Weg zu wählen, — ich glaube nämlich bestimmt, daß es einen solchen gibt — dazu ist mir die gegönnte Frist denn doch zu knapp. Also bin ich ausschließlich auf äußere, gröbere Hilfsmittel angewiesen. Die hätten euch aber nicht verborgen bleiben können. Und darum, Julius, nur darum habe ich nicht schweigen und alles mit mir allein ausmachen dürfen!"

„An welche Mittel denkst du dabei?" fragte Julius aus seiner wachsenden Angst heraus.

Felix stützte den Ellbogen des linken Armes gegen die Stuhllehne und schmiegte das Gesicht in die Hand.

„Wenn ich mir mein bisheriges Leben vergegenwärtige, — ich spreche selbstverständlich nicht von jener Vergangenheit, in der auch das Kleinste mich gefreut und völlig glücklich gemacht hat, sondern von der Zeit, die erst danach gekommen ist, — wenn ich mir diese

vergegenwärtige, so gibt es eigentlich nur ein Einziges, wonach es mich manchmal ahnungslos verlangt hat."

Agathe hob sich ihm halb entgegen.

„Was, Felix?... Was?... Sag es mir, ich bitte dich, sag es mir!... Vielleicht kann ich?" —

„Du kannst, Agathe. Du mußt mich bloß nicht verachten, wenn ich es ausspreche."

Sie wollte aufstehen und zu ihm gehen, aber er hielt sie durch einen Wink zurück.

„Bleib... und hör mich an, bevor du dich entscheidest."

Da ließ sie sich, ohne den Blick von ihm abzuwenden, wieder nieder.

Und sein Mund verzog sich zu einem geringschätzenden Lächeln.

„Das vielgerühmte gütige Geschick hat mich bis jetzt aller kleinlichen Sorgen enthoben. Wenigstens soweit sie des Leibes Notdurft betreffen. Ja, es hat mir darüber hinaus sogar erlaubt, mir innerhalb eines bestimmten Kreises jeden Wunsch zu erfüllen. Freilich, nur innerhalb dieses Kreises." — Das Lächeln verschwand, um einem ernsten, fast harten Ausdruck Platz zu machen. — „Ich muß gestehen, daß ich diese Beschränkung manchmal lästig empfunden habe und daß es mich ab und zu heimlich danach gelüstet hat, mir auch Wünsche zu erfüllen, die, an meiner materiellen Leistungsfähigkeit gemessen, etwas Abenteuerliches und Verbrecherisches an sich gehabt haben."

In Julius stieg eine peinigende Ahnung auf.

„Felix...?"

„Meine ehrlichen, bürgerlichen Einkünfte würden heute ebensowenig dafür ausreichen, wie damals", fuhr

Felix boshaft-lauernd fort. „Aber —“ und nun wendete er sich dem Freunde mit herausfordernder Entschlossenheit zu — „mein ganzes Vermögen, auf zwei Jahre verteilt, würde genügen, mich für diese zwei Jahre den Mächtigen der Erde zu gesellen! Und das“ — er hatte die Hände zu Fäusten geballt — „das könnte mir den Gedanken erträglich, ja vielleicht sogar lockend machen, nach diesen zwei Jahren zugleich mit meinem Gelde zu verschwinden.“

Während Agathe erst allmählich in den Sinn seiner Worte einzudringen schien, sprang Julius mit einem Ruck auf, indem er den Sessel hinter sich stieß.

„Felix — !“ Er neigte den Oberkörper wie zum Sprung vor.

Felix blieb unbeweglich sitzen, als erwarte er im Gefühl stärkster Überlegenheit einen körperlichen Angriff.

„Was?!“

„Das ... das ist ja Wahnsinn!“

„Vielleicht. Ich versuche wenigstens Methode hineinzubringen.“

Aber jetzt hatte Agathe verstanden. Mit einem jauchzenden, erlösten Aufschrei flog sie auf Felix zu, warf sich vor ihm nieder und hob die gefalteten Hände bittend zu ihm empor.

„Tu's, Felix, tu's! ... Alles, ... alles!“

Julius verfolgte sie, nach der Lehne seines Stuhles tastend, mit entsetzten Blicken.

„Frau Agathe, ... um Gottes willen! ... Verlieren Sie nicht auch noch Ihre Fassung!“

„Agi“ — Felix umschloß die zu ihm aufgehobenen Hände mit heftigem Druck — „bedenk' zuerst!“

„Was soll ich denn bedenken!... Alles, Felix... alles!"

Er sah ihr tief und lange in die Augen.

„Agi,... ich frage dich vor unserem Freund als Zeugen —"

„Ich bin nicht euer Zeuge!" schrie Julius. „Für Wahnsinnige leg' ich kein Zeugnis ab!"

Agathe wandte sich, ohne aufzustehen, halb nach ihm um.

„Julius!... Sprechen Sie nicht weiter, wenn ich Sie nicht für einen kleinlichen Menschen, für einen Krämer halten soll." — Und während sie die Hand nach ihm ausstreckte: „Kommen Sie!"

Aber Felix zog sie wieder an sich.

„Laß ihn. Wir brauchen keine Zeugen. Ich kann es dir von den Augen ablesen, daß du später einmal keinen Stein auf mein Grab werfen wirst... Agi, wir haben vor vielen Jahren ausgemacht, daß es bei uns zwischen Dein und Mein keine Grenze geben soll. Was mein ist, ist dein, und was dein ist —"

„Du mußt mich nicht erinnern, Felix. Es gilt noch immer."

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Es soll aber nicht gelten, Herz."

Eine kleine, heimliche Angst zitterte über ihr Gesicht.

„Wie... wie meinst du das,.. Felix?"

„Wie ich das meine?" — Er hielt sie mit beiden Händen ein wenig von sich ab. — „Was mein ist, soll auch wirklich mein sein. Du sollst es mir geben. Ich bitte dich darum."

„Felix!... Wie kannst du überhaupt so fragen?"

— Und schon mit leise gewährender Stimme: „Oder ... macht es dir Freude, mir weh zu tun ...?“

„Nein, Agi, dieser Wunsch wird mir immer fremd bleiben! ... Aber daß ich mir von unserem Ganzen meinen Teil herausnehmen darf, darum will ich dich bitten.“ — Sie drängte sich mit einem stürmischen, unverständlichen Laut eng an ihn, und er schlang den Arm um ihre Schulter. — „Ich werde es nicht für mich allein verwenden. Es soll dir ebenso zugute kommen, wie mir, ... denn du wirst es nicht weniger nötig haben, um über dieses Furchtbare, über diese zwei Jahre hinwegzukommen. .... Freilich, später einmal —“

„Nicht später, Felix, ...“ stöhnte Agathe kaum hörbar, „... kein Später ...“

„Du hast recht, Agi,“ sagte er. „Das muß sich alles zu seiner Zeit finden. Einstweilen haben wir ja noch eine Gegenwart ... und sogar ein Stück Zukunft. Um die handelt es sich jetzt. Das andere muß vollkommen in uns ausgelöscht sein. Sonst hilft uns alles nichts, und wir verlieren uns unrettbar in ... in eine Verzweiflung, aus der kein Weg mehr herausführt.“ — Sie lehnte den Kopf mit geschlossenen Augen an seine Schulter, und wie er sich nun zu ihrem Ohr herabneigte, da bebte Julius vor dem noch nie erkannten, hinreißend-verführerischen Ausdruck seines Gesichtes und dem sündhaft werbenden Klang seiner Stimme förmlich zurück. — „Um das zu vermeiden, Agathe, und um uns den Lebensrest, der noch vor mir liegt, nicht nur erträglich, sondern verlockend und begehrenswert zu machen, müssen wir ihn mit Eindrücken füllen, die stärker sind, als ... das Andere, das Furchtbare. Die es verdrängen! ... Und weil es doch nur Eindrücke äußerer Art sein können, für die wir unserem Wesen nach

weniger empfänglich sind, ... so müssen sie ein ungeheures Maß besitzen ... und ohne Pause, in ununterbrochener Reihenfolge auf uns eindringen. Eben damit wir ihnen zuletzt doch unterliegen! ... Wie einer rohen, rücksichtslosen körperlichen Gewalt ... Verstehst du mich, Agathe?"

Sie neigte unmerklich den Kopf.

In Julius war die Empfindung immer deutlicher geworden, daß er nicht länger bleiben dürfe. Ob aus Furcht vor etwas Qualvollem, das noch auf der Lauer lag, oder ob aus Scheu vor dem Geheimsten zwischen Mann und Frau, woran ihm kein Anteil gebührte, wußte er nicht.

Er weitete die Brust zu einem tiefen Atemzug.

„Ich will nun doch lieber gehen."

Felix wandte ihm in ruhigem Erstaunen das Gesicht zu.

„Warum?"

„Ich kann euer Gespräch nicht länger mit anhören ... und vielleicht darf ich es auch nicht."

Felix hielt den Blick unbeweglich auf ihn gerichtet.

„Ich rufe dich nicht zum Zeugen an. Aber ich verlange von dir, daß du bleibt. Du hast dich aus freiem Willen in unser Schicksal verflochten, folglich hast du kein Recht, dich ihm zu entziehen. Jetzt, wo es eine andere Wendung nimmt, als du geglaubt hast."

Da ließ Julius sich langsam auf seinen Stuhl nieder.

„Dann ... muß ich wohl bleiben."

Und Felix neigte sich wieder zu Agathe, deren Kopf noch immer mit geschlossenen Augen an seiner Schulter lehnte.

„Wie ich diese Eindrücke, von denen ich vorhin gesprochen habe, schaffen soll, ist mir noch nicht klar."

— Er dachte eine kleine Weile nach. — „Ich fühle nur, daß ich imstande bin, sie zu schaffen. Manche von den Dingen, die dazu bestimmt sind, sie hervorzubringen, werden vielleicht — sogar sicher — sehr schön und unserer würdig sein. Manche würden wir, wenigstens bei ruhiger Überlegung, mit unserer menschlichen Würde nicht in Einklang bringen können. Aber zu ruhiger Überlegung dürfen wir eben nicht gelangen. Wir dürfen den Taumel nicht schwinden lassen! Nicht einen Tag lang! —... Und dafür, Agathe, werden meine Mittel, auf zwei Jahre verteilt, hoffentlich gerade ausreichen."

„Wahnsinn", murmelte Julius mit übereinandergebissenen Zähnen, „der blanke Wahnsinn!"

Felix schien ihn gar nicht gehört zu haben, denn sein Blick hob sich jetzt über ihn und Agathe hinweg zu fernen, noch reizvoll verschleierten Bildern.

„Oh, es mag schon etwas Betörendes, etwas Sinnberückendes an sich haben, dieses Bewußtsein, von allen Hemmungen, von allen Fesseln frei zu sein! Sich jeder Regung, jedem Wunsch, der in einem aufzittert, — und wenn er auch noch so vermessen ist, — hingeben zu dürfen, ohne Rücksicht auf seine Umgebung, und vor allem, ohne Rücksicht auf das eigene Verantwortlichkeitsgefühl! Für jede Sünde, jede berauschende Niederträchtigkeit von vornherein die Lossprechung in der Tasche zu haben!... Den Menschen gibt es nicht, der nicht manchmal im geheimen, in seinem Innersten, danach verlangt. Und wenn er es leugnet, so lügt er!... Aber um den Mut zur Tat aufzubringen, muß man im allgemeinen ein Verbrecher sein. Oder doch wenigstens ein ganz gewöhnlicher Lump!... Uns beiden, Agathe" — er drückte sie an sich, wie um sie enger in sein Netz

zu verstricken — „uns ist vielleicht das seltene Los vergönnt, Verbotenes zu genießen, ohne schuldig zu werden! ... Willst du, Agi? ... Gewährst du mir mein Teil von unserem Ganzen?“

Erst jetzt öffnete sie die Augen, während sie den Kopf von seiner Schulter löste.

„Du ... du, Kind, du“, sagte sie mit leiser, zerbrochener Stimme. „Mein großes, armes Kind! Du brauchst doch nicht zu fragen! Wir haben's ja miteinander ausgemacht: was mein ist, ist dein.“

„Agi!“

Sie sah ihm von der Seite her ins Gesicht.

„Aber, weil du mich fragst, ... zum zweiten Male schon fragst, ... so will ich meinethalben eine Bedingung daran knüpfen.“

„Und welche?“

Sie umspannte seine Arme mit beiden Händen.

„Das Ganze, Felix. Nicht nur dein Teil. Auch meines.“

Julius richtete plötzlich seinen Oberkörper auf. Es sah aus, als wolle er sich auf Felix und Agathe werfen, um sie mit aller Gewalt aus der Bahn eines Verhängnisses zu reißen. Allein bevor er sich noch zu einer entschiedenen Bewegung oder einem Wort entschließen konnte, schüttelte Felix den Kopf. Und während er Agathe mit der Hand über die Wange strich, stieß er ein warmes, gedämpftes Lachen aus.

„Ich glaube, du wärst wirklich fähig, das Letzte für mich zu opfern, ohne dabei an dich zu denken! ... Nein, Agi, das ist, gottlob, nicht nötig.“

Sie hielt seinen Arm fest.

„Je mehr, desto besser, Felix. Bei dem, was du willst, kann es kein Zuviel geben.“

„Doch, Agi. Selbst dem Wahnsinn sind Grenzen gesetzt. Und dann vergiß eines nicht", — ihr Blick hing fragend an ihm — „wenn mein Teil verbraucht ist, dann" — er zögerte eine Weile, bevor er es aussprach, „dann bin ich auch verbraucht. In des Wortes vollster Bedeutung. Du, Agi, — wirst aber dann noch da sein ... und wirst leben müssen."

Jetzt ließ sie ihn los und blickte mit geheimnisvoll-überlegenem Lächeln an ihm vorbei.

„Darüber mach dir keine Sorgen, Felix. Das ist meine Sache."

Er stutzte über den Klang ihrer Stimme und neigte sich vor, um ihr besser ins Gesicht sehen zu können.

„Agi? ..."

Und nun kehrte sie sich ihm entgegen, als wolle sie es ihm leichter machen, in ihren Mienen zu lesen.

„Was denn?"

„Wie hast du ... das gemeint?"

Ihr Lächeln wich einer fast schmerzlichen Verwunderung.

„Muß ich dir das wirklich erst mit trockenen, nüchternen Worten sagen?"

„Agi!" — Es riß ihn förmlich von seinem Sitz auf. Gleich darauf brach er vor ihr in die Knie und barg den Kopf in ihrem Schoß. — „Nein, nein! ... Um Gottes willen, nein! ... Das nicht, Agi ... das nicht!"

Auch Julius war aufgesprungen und streckte die Arme hilflos nach ihr aus.

„Frau Agathe! ... Um Himmels willen!" — Er wollte auf sie zueilen, vermochte sich aber nicht von der Stelle zu rühren.

Sie schüttelte langsam den Kopf.

„Wie schwer und plump von Begriff ihr Männer

doch seid, wenn es sich um etwas Selbstverständliches handelt." — Und während sie beide Hände auf Felix' Scheitel legte und sich so tief über ihn beugte, daß Julius nur ihr reiches, schimmerndes Haar sah: „Hältst du es denn wirklich für möglich, daß zwei Menschen, die miteinander einen solchen Weg gegangen sind, wie es der unsrige sein wird, sich am Ende dieses Weges trennen?"

Er blickte zu ihr auf und umklammerte angstvoll ihren Leib.

„Agathe, das hab' ich nicht wollen! ... Das hab' ich nicht von dir verlangt! ... Hörst du?"

„Nein, nein", beruhigte sie ihn wie ein kleines Kind, „gewiß hast du es nicht verlangt."

Aber er wandte sich auch noch an Julius um Beistand.

„Nicht wahr, ich hab' es nicht von ihr verlangt?! ... Du kannst es mir bezeugen! ... Mit keinem Wort ... mit keiner Silbe! ... Du warst ja bei allem dabei, von Anfang an! ... Du kannst es mir bezeugen!"

„Du hast es von ihr verlangt!"

Hart und entschlossen sprangen die Worte aus Julius' Mund. So, als würden sie von einer fremden Kraft, der er willenlos unterworfen war, aus ihm herausgeschleudert. Und als Felix ihm sein furchtverzerrtes Gesicht zuwandte und den Arm abwehrend gegen seinen Angriff hob, wiederholte er noch einmal: „Du hast es von ihr verlangt!"

Agathe beugte sich schützend über den Gatten herab.

„Julius! ... Was fällt Ihnen ein?"

„Es ... es gibt Dinge, die nicht erst gesagt werden müssen, Frau Agathe! ... Er hat Sie um alle Besinnung gebracht ... er hat Sie in seinen Wahnsinn mit hineingerissen!"

„Nein, nein!“ jammerte Felix. „Das ist nicht wahr! Du lügst!“

„Ich lüge nicht. Aber du lügst. Du bist zu feig, um dich offen zur Wahrheit zu bekennen, die hinter jedem deiner irrsinnigen Worte lauert!“

Agathe wollte aufspringen, aber Felix lehnte schwer gegen ihre Knie.

„Schweigen Sie! ... Wenn Sie einen Funken Liebe für uns haben“ —

Julius fuhr sich mit beiden Händen an die Kehle.

„Ich kann nicht länger schweigen! Ich kann nicht! ... Und wenn ich mich auch mit allem anderen abfinde ... wenn ich auch alles andere anerkenne, — das nicht! Das nicht! ... Denn das ist Wahnsinn! Wirklicher Wahnsinn! ... Kein Wahnsinn der Verzweiflung! Krankhafter Wahnsinn! Geisteskrankheit! ... Bei ihm und bei Ihnen! ... Ich ... ich“ ... — er unterbrach sich plötzlich mit einem krampfhaften Aufkeuchen und preßte für einen Augenblick die Hand an die Stirn. — „Leben Sie wohl ...“

„Wo ... wohin wollen Sie?“ fragte sie in steigender Angst.

„Geradenwegs zum Martiner. Und ich wanke und weiche nicht von seiner Seite, bevor er nicht einen Krankenwagen bestellt und euch beide ins Irrenhaus bringt!“

Agathe fühlte ihre Knie frei werden und sprang auf. Aber bevor sie dem Davonstürzenden nacheilen konnte, stand Felix schon vor ihr und hielt sie an der Schulter zurück.

„Laß ihn gehen, Agi.“ — Seine Stimme klang völlig verändert und ruhig. — „Auf diesem Weg vermag er uns allerdings nicht mehr zu folgen.“ — Aller Jammer,

alle Schwäche der letzten Minuten waren von ihm abgefallen, und seine Sicherheit war mit einem Male so stark, daß sie sich auch Agathe mitzuteilen begann.

„Er ... er geht ... zum Martiner ...“ stammelte sie in nachzitternder Angst.

„Dann soll er gehen. Er kennt ihn nicht so, wie ich ihn kennengelernt habe. Wenn ein Mensch auf der Welt dazu berufen ist, uns in unserer Lage zu verstehen, Agathe, dann ist es der Martiner. Glaub' mir.“ — Und während er lächelnd den Arm um sie legte: „Du brauchst dich vor keinem Rettungswagen zu fürchten ... und vor keinem Irrenhaus.“

In Agathe regte sich ein leises, wohltuendes Staunen über dieses wunderbare Geschehen, daß gerade jetzt, in dem Augenblick, in welchem sie selbst nach der vorhergegangenen furchtbaren Anspannung eine lösende Schwäche zu übermannen drohte, von Felix alle Fassungslosigkeit, alle Verzweiflung abglitt. Bereitwillig dem von ihm ausstrahlenden Empfinden der Geborgenheit hingegeben, schmiegte sie sich an ihn an.

„Mein Felix, ... mein lieber ...“

Er küßte sie behutsam auf die Stirn.

„Sprich jetzt nicht, Agi, ... jetzt noch nicht. Ich fühle mich jetzt so unendlich frei, so leicht! ... Laß mich dieses schöne Gefühl noch länger genießen, laß es noch eine kleine Weile wachsen. ... Dann wollen wir weiterreden. Dann werde ich alles ertragen können. Auch das Größte, ... das Unaussprechliche ...“ — Er zog sie langsam mit sich fort. — „Gehen wir jetzt in das vordere Zimmer. Es muß heute ein wunderschöner Abend über dem Garten liegen. Wir wollen ihm Tür und Fenster öffnen. Vielleicht kommt er zu uns herein ...“

Als sie beide, eng aneinander gedrückt, auf einem Sessel in der offenen Balkontür saßen, war es schon Nacht geworden. Der Himmel über ihnen war dunkel umwölkt, weit draußen am Horizont, der vor ihnen hie und da durch die Bäume des gegenüberliegenden Parkes, links aber, gegen die fernen Hügelketten zu, in seiner ganzen Breite sichtbar wurde, hörten die Wolken in einer sonderbar gezackten, dabei keineswegs unruhigen Linie auf, und nun kam eine erst gelbe, dann grünlichblasse, und zuletzt, wohl noch vom Sonnenuntergang rötlich-violett gefärbte Fläche voll milden Friedens, mehr eine Vertröstung auf das Licht des kommenden Morgens, als ein Abschied des versunkenen Tages. Und nicht nur Licht und Farben flossen aus diesem breiten, die Wolken zerteilenden Spalt, auch die tiefe, nächtliche Stille, die, von keinem Menschenlaut mehr gestört, über der Erde lag, schien aus ihm herabgeflossen zu sein, eine leichte und doch unendlich dichte Hülle, unter der alle Rastlosigkeit des Lebens, alles Elend und alle Freuden schlafen und verklingen sollten. Im Garten drüben schrillten die Grillen ihr eintöniges Lied herunter, wie ein langes, langes, aus unbekannten Weiten herkommendes, in unbekannte Weiten verlaufendes Band; von einem verborgenen, heimlichen Weiher erhob sich zeitweise das Quarren von Fröschen, — aber beides konnte die Stille nicht zerreißen. Es war ein Teil von ihr, es kam aus ihr her.... es verlor sich wieder in sie.... und wer es zu hören vermochte, der hörte auch sie, die Stille selbst.

Felix sog die laue, nach jungen Blättern und keimenden Blüten riechende Luft mit einem leise schnaubenden Atemzuge ein.

„Wie schön ...", flüsterte er, „wie wunderschön ..."

Agathe schwieg. Sie drängte sich nur noch enger an ihn heran.

Und er begann langsam ihr Haar zu streicheln.

„Siehst du, Agi, wenn ich wüßte, daß das immer so bleiben wird, ... diese glückliche, zufriedene Gefaßtheit, ... dann würde ich nichts von all dem brauchen, was unser guter Julius Wahnsinn nennt ... und was ihn so erschreckt hat."

„Bist du jetzt wieder ruhig, Felix, ... und zufrieden? ... Wirklich?"

„Ja, mein Herz, wirklich. Ohne jede Pose."

„Dann ... dann ist's ja gut. Dann ist alles gut ..."

Er seufzte auf.

„Wenn wir armen Menschen nur nicht so vernünftig wären und immer denken müßten! ... Vorausdenken!"

Sie tastete nach seiner Hand.

„Tu's nicht, Felix!"

„Oder soll es eine Waffe sein?" meinte er nachdenklich. „Eine Waffe, mit der wir uns gegen das Bevorstehende wehren können? ... Aber ich sehe das Schwert in der Hand nicht, ... und ich bin wohl auch zu müde, um es zu führen ..."

Seine Worte versanken gleichsam in ein neues, tiefes Schweigen, das eine lange Weile keines von ihnen zu stören wagte.

„Ich weiß, daß es nicht so bleiben kann", fuhr Felix endlich fort. „Ich weiß, daß furchtbare Tage und Stunden kommen werden, ... Stunden, die ich ohne fremde, erkaufte Hilfe nicht bestehen könnte! ... Und ich weiß, daß zuletzt auch jene Stunde kommen wird, —" er unterbrach sich, da ein leichtes Schütteln durch Agathes Körper ging. — „Was liegt daran? ... Jetzt, in diesem Augenblick hat alles das keine Macht über

mich. Oder wenn, dann eine gute, freundliche Macht. So gut und freundlich, wie diese schöne Frühlingsnacht ... Fühlst du sie auch in dir, Agi, ... so reich und beglückend ...?"

„... mit dir, ... Felix ..."

„Mit mir, ... mit mir ..." wiederholte er sinnend. — „Diese Nacht ... und du ... und ich! ... So sind wir eigentlich drei. ... Ich hab's geahnt, vorhin in meinem Zimmer ...'

„Was ... Felix?"

„Daß diese Nacht uns erwartet. Dort drüben, im Garten. Und daß wir ihr die Türe öffnen müssen, damit sie zu uns herein kann ... Und nun, ... nun ist sie da. Bei dir und mir, ... und wir sind drei! ... Kennst du sie denn überhaupt noch, Agi?"

„Wen ...?"

„Diese Nacht, .. die jetzt hier bei uns ist."

„Sie hat doch eben erst begonnen?"

„Es gibt nur eine solche Nacht. ... du törichtes Kind. Nur eine einzige, vom Anfang bis zum Ende. Sie hat alle die Milliarden Menschen gekannt, die vor uns waren, ... sie kennt schon heute die, die nach uns kommen ... und sie hat uns gekannt, von unserer ersten Stunde an."

„Wie soll ich das verstehen ...?"

„Willst du mir ein wenig zuhören?"

„Ja, ... o ja!"

„... Es war dieselbe Nacht, wie heute, Agi. Nicht eine ähnliche, nein, eben dieselbe. Wir haben damals beide nichts von ihr gewußt und sind in einem Saal gesessen, der die arme, gute Nacht mit vielen, vielen hundert Kerzenflammen aus seinen Wänden hinausgejagt hatte. Rings um uns waren lauter lachende,

schwätzende Menschen.... und wir selbst haben es nicht besser gemacht, als die andern.... wir haben mitgelacht und mitgeschwätzt... Aber es mußte doch schon etwas in uns geschlummert haben,... etwas, dessen wir uns noch nicht recht bewußt waren. Denn als deine lieben, gütigen Eltern sich erhoben hatten, um noch für ein kleines Weilchen ins Freie zu gehen, bevor sie sich zu Bett legten,... da sind auch wir aufgestanden, ohne uns vorher durch ein Zeichen oder nur durch einen Blick zu verabreden,... und sind ihnen nachgefolgt, hinaus aus dem Saal, der die arme Nacht nicht in seiner Nähe dulden wollte.... Aber die Nacht ist freundlich und gar nicht nachträgerisch. Und als wir aus dem Tor herausgetreten sind, da hat sie uns empfangen, so wie eine demütig harrende Dienerin ihre Herrschaft an der Tür der Festhalle empfängt, um sie heimzugeleiten.... Sie hat den Mantel sorgsam um uns gebreitet, ganz so, wie die treue Dienerin es tut.... und ist mit uns gegangen, zuerst den Fluß entlang, dessen Wasser wie mattes Silber im Mondlicht geglänzt hat.... und dann über die große, runde Wiese, die wie ein Teich vor uns ausgebreitet war, so daß es uns als ein kleines Wagnis erschienen ist, sie zu betreten.... Deine guten Eltern waren immer ein Stück voraus und haben sich nicht um uns gekümmert. Sie haben gewußt, daß wir uns nicht verlieren würden. Wir sind auch hinter ihnen drein gegangen, wie sich's für folgsame Kinder schickt,... eins neben dem andern und ohne ein Wort zu sprechen. ...ganz erfüllt von dieser wunderbaren Nacht... und von der Gewißheit, daß sie uns schützen und den richtigen Weg führen würde.... Im Grase haben die Grillen geschrillt,... und irgendwo, weit weg von uns, in einem Sumpf oder an einem Teich, haben Frösche ge-

sungen, ... so wie eben jetzt. Agi.... Und wir haben es gehört... und doch auch nicht gehört.... so wie jetzt.... Und im Weiterschreiten. — der Weg war nicht allzu breit und das Gras feucht vom Tau, so daß keines von uns beiden hineintreten wollte — haben sich plötzlich unsere herabhängenden Hände berührt. Das erstemal vielleicht nur zufällig. Sie sind auch gleich erschreckt vor einander zurückgezuckt. Aber dann haben sie sich wieder berührt... und wieder,... und endlich sind sie einander nicht mehr ausgewichen. Sie haben sich nicht gefaßt.... sie sind nur regungslos aneinander geschmiegt geblieben. ... während des ganzen Weges ..."

Agathes Finger umklammerten seine Hand mit heißem, hingebendem Druck.

„Felix... Felix..." und ihre Stimme klang wie ein vorüberwehender Windhauch.

„... Und dann, als du schon in dein Zimmer gegangen warst.... bin ich noch vor dem Hause sitzen geblieben.... auf der Bank bei den Rosen. ... Ich hab' zu deinem Fenster hinaufgesehen.... zu deinem erleuchteten Fenster. Und als das Licht erloschen ist, bin ich noch immer sitzen geblieben.... eine lange, lange Weile. ... bis ich gewußt hab', daß du schon eingeschlafen bist. Und dann.... dann bin ich ganz leise an der Balkonsäule hinaufgeklettert... und hab' dir einen blühenden Rosenzweig aufs Fensterbrett gelegt. Am Morgen solltest du ihn finden."

„Felix.... mein Felix..."

„Kennst du sie jetzt, Agathe.... unsere Nacht?"

Er sah das Nicken ihres Kopfes an seiner Brust nicht. Er fühlte es nur.

„Diese einzige,... ewige Nacht! ... Die immer

war ... und immer sein wird! ... So wie wir immer sein werden, Agathe, ... auch wenn diese beiden Körper, die uns jetzt umschließen, schon zerfallen sind."

Sein Gesicht hatte sich tiefer und tiefer über das ihre geneigt, das sie ihm höher und höher entgegenhob, und ohne mehr voneinander zu erkennen, als ihre verschwimmenden Schatten, vereinigten sie sich zu einem sehnsüchtigen, lang entbehrten Kusse.

Endlich trennten sich ihre Lippen.

„Agi ...," Felix' Stimme klang seltsam unsicher und dabei doch voll verhaltenen Glücks.

„Was ...?"

„Agi, ... ich glaube, nun erfüllt sich mir etwas, was ich nie zu erhoffen gewagt hab'! ... Alles, was mir mein Leben bisher noch gebracht hat, auch damals, als ich noch zufrieden war, ... alles ist mir im Augenblick seines Geschehens immer unwirklich vorgekommen ... und fremd. Wenn es mich vorher auch noch so heiß danach verlangt hat! ... Erst später, ... wenn es schon lange Zeit vorbei war, ... erst dann ist es mir wieder lockend erschienen. Aber nie während des Geschehens selbst! ... Und heute, Agi", — sein Mund berührte ihr Ohr — „jetzt ... jetzt ..."

„... Jetzt ja, Felix ...?"

Er erriet ihre Worte mehr, als er sie hörte. So leise wurden sie gesprochen.

„Ja, Agathe, ja!" — Er hatte es beinahe gejauchzt und sprang, sie mit sich emporreißend, vom Sessel auf. — „Martiner! Ich danke dir für deine grausame Wahrheit! ... Sie hat mich zu den höchsten Höhen gehoben! Wie leicht hättest du mir einen Trostbrocken hinwerfen können! Wer weiß, hätte ich nicht trotz meiner Selbstüberhebung gierig danach geschnappt, — und alle Ver-

zweiflung, aller Jammer der letzten Stunde wäre uns erspart geblieben! ... Aber auch dieser Augenblick! Dieser Augenblick, der vielleicht mehr aufwiegt, als ein Menschenleben! ... Ich segne dich, Martiner, für deine gütige Grausamkeit!" — Und während sie, einander eng umschlungen haltend, durchs Zimmer gingen: „Komm, Agi, komm! Laß dich führen von mir! ... Wir wollen kein Licht anzünden. Die Nacht führt uns beide, ... unsere Nacht! ... Wir haben sie gerufen und sie ist erschienen, treu wie immer! ... Komm, Agi, komm! ... Du ... und ich ... und sie! ... Wir drei."

Sobald Julius das Haus seiner Freunde verlassen hatte, rief er Martiner noch einmal telephonisch auf, erfuhr aber, daß der Professor nicht mehr zu Hause sei. Beinahe gleichzeitig fiel ihm ein, daß Martiner ihm kurz vorher für den heutigen Abend ein Zusammentreffen in seinem Hotel vorgeschlagen hatte. Er bestieg daher das erste freie Mietautomobil, das ihm entgegenkam, und nach einer Viertelstunde betrat er den langen, schmalen Speisesaal, wo er den Arzt schon an dem kleinen, für ihn bereitgehaltenen Tisch vorfand. Mehr noch die Ruhe Martiners, der ihm nur einen flüchtigen Gruß zunickte, ohne sich sonst beim Essen stören zu lassen, als die Rücksichtnahme auf die übrigen, sehr zahlreich vorhandenen Gäste, dämpfte seine maßlose, nach einem jähen Ausbruch ringende Erregung, so daß er, gleichsam unter der Gewalt einer fremden Herrschaft, auf einen Stuhl niederklappte und ein Abendbrot bestellte.

Nachdem sie ihre Mahlzeit schweigend beendet hatten, lud Martiner ihn ein, ihm in das um diese Stunde ganz menschenleere Rauchzimmer zu folgen.

Erst dort, beim schwarzen Kaffee und einer dickbauchigen, braunen Cointreauflasche, fragte er, scheinbar nebenhin: „Du kommst wohl geraden Wegs von unserem gemeinsamen Freund Karlhofer?"

Julius streifte ihn mit dem wütenden Blick eines verhöhnten Wehrlosen.

„Woher denn sonst!"

„No ... und wie sieht's bei ihm aus?"

Da fiel die Lähmung von Julius ab, und er stand wieder ganz unter dem Eindruck dessen, was vor kurzer Zeit im Hause seiner Freunde geschehen war.

„Martiner", — er verschränkte die Hände wie zu einer Bitte über der Tischplatte — „ist es denn wirklich wahr?"

Der Arzt sah ihn an, ohne daß seine Augen hinter den spiegelnden Flächen der Brillengläser sichtbar wurden.

„Was?"

„Daß ... er nur mehr zwei Jahre leben soll?"

Martiner zog die Augenbrauen und gleichzeitig die Schultern hoch.

„Soweit ärztliche Kunst etwas derartiges überhaupt vorauszusehen vermag —"

„Aber um Gottes willen —" Julius' Stimme schwoll bei den letzten Silben unbeherrscht an, um sogleich wieder auf einen klagenden Ton herabzusinken — „wie hast du es ihm nur so ins Gesicht sagen können! Das tut ja nicht einmal der gewöhnlichste Dorfbader!"

Martiner schenkte andächtig den öligen Likör in ein geschliffenes Glas, während sein schmaler Mund sich zu einem Lächeln verbreiterte.

„Ich will durchaus kein Loblied auf mich selbst singen, Schirk, aber in irgend etwas muß ich mich wohl

von einem gewöhnlichen Dorfbader unterscheiden ... meinst du nicht auch?"

„Ja, hast du denn nicht an die Folgen gedacht, die —"

„An was für Folgen?"

„Er hätte sich in der ersten Verzweiflung doch umbringen können!"

„Hat er es getan?"

„Nein, aber —"

„Das genügt", sagte Martiner, das Glas an den Mund setzend. „Abgesehen davon, daß wir, nämlich der Karlhofer und ich, diese Möglichkeit schon bei seinem ersten Besuch zur Genüge erörtert haben. Übrigens kann ich mich recht gut erinnern, daß er als junger Mensch, in der Schule, nicht zu den Mutigsten gehört hat. So etwas bleibt. Es verstärkt sich in den meisten Fällen sogar. Und zum Selbstmord gehört immerhin eine gewisse Entschlossenheit. Man mag darüber denken, wie man will."

„Du vergißt, daß man in der Verzweiflung —"

„Es kommt darauf an, wer verzweifelt. Der eine bringt sich in der Verzweiflung um, das geb' ich dir gern zu. Der andere weiß aber auch in der Verzweiflung ganz genau, wie weit er gehen darf. Wenigstens, was seine eigene Person anlangt."

„Aber die anderen Folgen! ... Die vielleicht noch entsetzlicher sind!"

„Um von diesen Folgen etwas Näheres zu erfahren, habe ich dich um unsere heutige Zusammenkunft gebeten."

Julius warf förmlich triumphierend den Kopf zurück.

„Du wirst dich wundern!"

„Jedenfalls erwarte ich mir eine interessante Bereicherung meines Materials."

Einen Augenblick starrte Julius den Arzt mißtrauisch an. Dann machte er mit dem Oberkörper eine gleichsam bewundernde Verneigung.

„Ich habe von der Verrohung und Abstumpfung der Ärzte schon viel gehört, aber —"

„Das übertrifft alle deine Erwartungen", ergänzte Martiner freundlich. „Nimm es als Tatsache hin und erzähle mir jetzt, möglichst der Reihe nach, was heute abend bei unseren Freunden vorgefallen ist. Den ersten Eindruck meiner Eröffnung auf den Karlhofer habe ich selbst miterlebt. Ich bin begierig zu erfahren, wie er sich weiter verhalten hat."

Julius leerte mit kurzen, nervösen Schlücken seine Kaffeetasse.

„Im Anfang, gleich bei seiner Rückkehr, war er merkwürdig ruhig. Nur wie er uns alles gesagt hat ... und wie wir natürlich vollständig unsere Fassung verloren haben, da ... da ist er wieder mit hineingerissen worden und ..." — er setzte die Tasse nieder und drückte die Hand vor die Augen, wie um die auf ihn eindringenden Bilder abzuwehren. — „Mir droht der Schädel zu zerspringen, wenn ich daran zurückdenke! ... Es war so grauenhaft, so ... so ... Dieses furchtbare Jammern und Klagen von ihm ... und von der armen, unglücklichen Frau ..."

Zum erstenmal erschien ein teilnehmender, fast schmerzlicher Ausdruck in Martiners Zügen.

„Sie ist wohl sehr bedauernswert", meinte er leise.

„Jetzt kannst du leicht den Mitleidigen spielen!" höhnte Julius. „Nachdem du das Unheil ins Rollen gebracht hast. Du weißt ja nicht, was ich mitgemacht

hab'! Das muß man gesehen und gehört haben! ... Dieses sinnlose, klägliche Hin- und Herreden, dazwischen immer wieder das Gejammer und Geweine der zwei erwachsenen Menschen! ... Und endlich der Wahnsinn! Der nackte Wahnsinn!"

Da begann sich Martiners Teilnahme unmerklich in Spott zu verwandeln.

„Das klingt ja ganz gefährlich."

„Dein Hohn wird dir schon vergehen!" drohte Julius. Und gleichsam den entscheidenden Schlag vorbereitend: „Errätst du, welche Schlußfolgerungen der Felix zuletzt aus allem gezogen hat?"

Martiner hielt seinem herausfordernden Blick ruhig stand.

„No?" —

„Daß ... daß er diese zwei Jahre, die du ihm noch geschenkt hast, und die er, wenigstens nach deiner angeblichen Versicherung, ohne eine fühlbare Verschlimmerung seines Leidens zubringen darf —"

„Stimmt!"

„Daß er diese zwei Jahre nur ... nur in einem fortgesetzten Rausch ... und Taumel ertragen kann ..."

Der Arzt bewegte zweifelnd die Hand.

„Was heißt das ... Rausch ... Taumel ...?"

Und jetzt holte Julius zum Schlag aus.

„Was das heißt?" Seine Augen funkelten förmlich vor Genugtuung. „Um sich diese notwendige Betäubung zu verschaffen, will er in den zwei Jahren sein ganzes Vermögen bis auf den letzten Heller durchbringen!"

Er blieb nach seinen Worten wie auf der Lauer. Aber es geschah nichts von dem, was er erwartet hatte.

Martiner saß unbeweglich und neigte nur in verwunderter Anerkennung den Kopf zur Seite.

„Schau ... schau! ... Soviel Zweckbewußtsein hätte ich dem Manne gar nicht zugetraut."

„Martiner! ... Um Gottes willen!" — Julius warf sich gegen den Arzt vor und rüttelte ihn am Arm, als wolle er ihn aus einer Betäubung erwecken. „Verstehst du denn nicht —!"

„Vollkommen."

„Ja aber ... das ist kein Witz! ... Bedenk seine Lage! ... Es ist Ernst! Blutiger Ernst!"

„Wahrscheinlich."

„Aber um Himmels willen! ... Das kann man doch nicht ruhig geschehen lassen! Dagegen muß man doch etwas tun!"

„Warum denn? ... Er weiß, daß er nur mehr zwei Jahre zu leben hat, folglich nach diesen zwei Jahren an irdischen Gütern nichts mehr brauchen wird. Er weiß, daß er keine Erben besitzt, wenigstens keine halbwegs berechtigten Erben, — weshalb soll er sich diese beiden Jahre nicht so schön und angenehm als möglich machen?"

„Er ... er ... er!" Julius stieß bei jeder Silbe die Faust in die Luft. „Er ist doch nicht allein da! Er hat doch eine Frau!"

„Sie verfügt, soviel ich weiß, über ein nicht unbeträchtliches eigenes Vermögen."

„Das soll aber auch hinausfliegen! Mit seinem zugleich!"

„Hat er es von ihr verlangt?"

„Er nicht! Aber sie von ihm! ... Sie hat es ihm förmlich aufgedrängt! Und nicht genug daran —"

Martiner, der während des letzten Wortwechsels

einen Teil seiner Sicherheit verloren zu haben schien, horchte auf.

„Was noch?“ —

„Um den Wahnsinn voll zu machen, hat sie feierlichst erklärt, daß sie in zwei Jahren, wenn er ... wenn er ...“

„Daß sie ihn nicht überleben will“, half der Arzt leise weiter.

„Ja!“ schrie Julius auf. „Und jetzt wirst du vielleicht begreifen, was für ein Verhängnis du angerichtet hast.“ — Er sprang auf und rannte, während er sich mit der Hand durchs Haar fuhr, ein paarmal verzweifelt hin und her.

Martiner blieb unbeweglich sitzen und klopfte aus ziemlicher Höhe die Asche seiner Zigarre kunstreich in eine Schale.

„An diese Folge habe ich allerdings nicht gedacht.“

„Nicht?“ höhnte Julius, indem er sich knapp vor ihn stellte.

„Aber“, fuhr der Arzt fort, „von einem Verhängnis kann ich trotz allem nichts bemerken. Im Gegenteil. Ich finde dieses vollständige, restlose Aufgehen zweier Menschen ineinander geradezu überwältigend schön.“

Julius wich, von Grauen erfaßt, einen Schritt von ihm zurück.

„Du brauchst mich deshalb keineswegs für roh und gefühllos zu halten oder vielleicht sogar für sensationslüstern“, antwortete Martiner auf diese Bewegung. „Und vor allem bitte ich dich, eines in Erwägung zu ziehen: Wenn die Frau deines Freundes tatsächlich nicht fähig ist, seinen Tod zu überleben, — dann wäre sie es auch ohne meine Vorhersage nicht gewesen. Oder glaubst du wirklich, daß diese ganz starke, ich möchte sagen,

exzessive Form von Liebe zu ihrem Mann erst durch meinen Ausspruch in ihr entstanden ist?"

Julius hatte den Kopf gesenkt.

„Ich ... weiß nicht ..."

„Hand aufs Herz!" beharrte Martiner.

„Vielleicht ... kannst du recht haben", gestand der andere zögernd, „... in diesem Punkt wenigstens ..."

„Siehst du! Und wenn du billig denkst, mußt du mir auch in allen übrigen Punkten recht geben. Wenn du erlaubst, so will ich versuchen, dir das Ganze mit ein paar Worten verständlich zu machen."

Da ließ Julius sich wieder langsam auf seinen Sitz nieder.

Und Martiner sprach weiter.

„Ich habe erkannt, daß dein Freund ein verlorener Mann ist."

Julius stützte die Stirn in die Hand.

„Also wirklich ... wirklich ..."

„Ja", entschied der Arzt scharf und kurz, wie mit einem Messerschnitt, „und daß er schätzungsweise nur mehr zwei, höchstens drei Jahre zu leben hat. Darüber hinaus auf gar keinen Fall. Dabei habe ich gesehen, daß er seinen Zustand ahnt und schon die längste Zeit schwer darunter leidet. Hätte ich ihn nun, was ja mit Rücksicht darauf, daß die Fortentwicklung seiner Krankheit keine stärkeren körperlichen Schmerzen und keine Hinfälligkeit mit sich bringen dürfte, ein Leichtes gewesen wäre, mit irgend welchen wohlfeilen Vertröstungen abgespeist, so wäre damit nichts anderes erreicht worden, als daß er sich diese zwei letzten Jahre, die ihm noch gegönnt sind, in der gleichen Weise abgequält und abgenörgelt hätte, wie bisher. Verstehst du mich?"

„Ich ... glaube schon ..."

„Und nun hab' ich mir gesagt", fuhr Martiner fort, „wenn ich ihm unbarmherzig eröffne, was ihm bevorsteht, dann ist es möglich, daß er, nach dem ersten Schrecken, versuchen wird, diese Frist, die ihm noch gegeben ist und die er sogar bei verhältnismäßigem Wohlbefinden zubringen darf, so gut als möglich zu genießen ... und auszunützen."

Julius nickte, ohne aufzublicken.

„Und war der von mir eingeschlagene Weg falsch?" forschte Martiner, indem er seinen Sessel näher an ihn heranschob. „Wird die Richtigkeit meiner Anschauung durch das, was du mir erzählt hast, nicht glänzend bestätigt?"

„Theoretisch genommen, vielleicht."

„Praktisch, rein praktisch! ... Ich gehe sogar noch weiter. Ich behaupte, selbst wenn der Karlhofer kerngesund und noch fünfzig Jahre am Leben geblieben wäre, hätte er nie so ... so glücklich und zufrieden werden können, wie er es vermutlich im Verlauf dieser beiden Jahre sein wird. Ich habe doch nicht umsonst eine sehr lange Auseinandersetzung mit ihm gehabt und Einblick in sein Innerstes gewonnen. Er war ja schon früher, schon vor seiner Krankheit, ein Mensch voll von Hemmungen.... ohne jedes Selbstvertrauen, ohne Lebensziel, ... und auch ohne jede Lebensfreude. Jetzt sind diese Hemmungen zum größten Teil von ihm genommen.... jetzt hat er ein Ziel und jetzt wird er auch eine gewisse Lebensfreude kennenlernen. Wenigstens während dieser beiden Jahre."

„Um welchen Preis!"

„Der Preis spielt hier keine Rolle. Nur Eines war zu bedenken: bei dieser auf eine kurze Spanne Zeit zusammengedrängten Lebensführung ... in dieser ...

dieser Treibhausatmosphäre wird es möglicherweise zu einer Hypertrophie, einer Überbildung einzelner Triebe kommen. Ja, vielleicht werden sogar Triebe in ihm erwachen und zur Entfaltung gelangen, die unter normalen Verhältnissen überhaupt verborgen geblieben wären. Er wird, vorausgesetzt, daß die Veranlagung dazu in ihm vorhanden ist, ohne Hemmung zum Verbrecher, zum Mörder werden! Aber auf der anderen Seite auch zum Lebensbejaher, zum Lebensgenießer! ... Daraufhin mußte man es eben wagen."

Julius saß, mit geschlossenen Augen, in den Armstuhl zurückgelehnt.

„Deine Worte greifen ineinander, wie die Zähne eines Räderwerkes. ... Und doch —"

„Was hast du noch für Bedenken?"

Er öffnete die Augen und verzog den Mund gleichsam in körperlichem Schmerz.

„Ich kann mir nicht helfen, ... das Ganze ist so unsagbar qualvoll, ... so niederdrückend!"

„Das finde ich durchaus nicht."

Und nun richtete Julius die Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger auf den Arzt.

„Wenn aber Eines geschieht! Eines, was du bei allem Scharfblick außer Acht gelassen hast!"

„Was könnte das sein?"

„Wenn die Rechnung in allen Punkten stimmt, wenn der Felix wirklich das Leben genießen lernt, wenn er sein gesamtes Vermögen und das Geld seiner Frau für diesen Zweck hinwirft, wenn er tatsächlich zu dem von dir erkannten Zeitpunkt stirbt und —"

„Und —?"

„Und wenn Agathe dann nicht den Mut findet, ihm

zu folgen? ... Wenn sie aus dem Taumel erwacht, ... als Bettlerin?"

Eine Weile zog Martiner die Stirn in Falten.

„Ich vertraue", meinte er endlich, „selbst im Rausch auf Karlhofers bürgerliche Instinkte. Sie wird nicht als Bettlerin dastehen."

Julius zuckte die Achseln.

„Kennst du übrigens", fuhr der Arzt mit listigem Lächeln fort, „Raimunds Zaubermärchen vom Verschwender?"

Schirk richtete den Blick verwundert auf ihn.

„Ja ...?"

„Dann kennst du auch Azur, den dienstbaren Geist der Fee Cheristane? ... Du nennst dich doch den Freund Karlhofers und seiner Frau. Wirst du es nicht als deine Pflicht betrachten, sie auf ihrem Weg zu begleiten?"

„Soweit ich kann ... und soweit sie mich neben sich dulden werden. ..."

„Es wird genügen, wenn du von Zeit zu Zeit bei ihnen auftauchst. Allerdings immer zur richtigen Zeit. So wie der dienstbare Geist Azur. Was, unter uns gesagt, auch mir sehr erwünscht wäre, da ich gerne mit ihnen in Zusammenhang bleiben möchte. ... Im übrigen" — Martiner hob die Schultern — „wird man den Dingen ihren Lauf lassen müssen. Vor irgend welchen plötzlichen Ereignissen braucht dir nicht bange zu sein, und was sich auf zwei Jahre verteilt, daran gewöhnt man sich einigermaßen."

„Auch an etwas derartiges?"

„Auch daran."

Ein kurzes Zwischenspiel

Möglicherweise ist es eine Unvorsichtigkeit, ja sogar eine Dummheit von mir, geliebter Leser, wenn ich dich gerade an dieser Stelle, an der du vielleicht — ich sage ausdrücklich: vielleicht — mit verschärfter Spannung der Weiterentwicklung unserer Geschichte entgegensiehst, unterbreche und gewissermaßen an unseren Ausgangspunkt zurückführe, um dich daran zu erinnern, wie wir beide eigentlich zueinander stehen. Um dich darauf aufmerksam zu machen, daß ich durchaus nicht in der Laune bin, dir etwas zu erzählen, und daß der dampfende Brei, den ich aus der zerschlagenen Form zwischen uns zu Boden gegossen habe, damit er dort vor unseren Blicken erstarre und dabei von selbst irgend eine Gestalt annehme, kein Kunstwerk werden soll, gekeimt aus lebendiger Seele, gewachsen aus in fruchtbaren Boden versenkten Wurzeln zu einem aufrechten Baum und endlich gefällt durch die Streiche eines unerbittlichen, folgerichtigen Schicksals, sondern nur ein freches, zu meiner eigenen und hoffentlich auch ein wenig zu deiner Kurzweil ersonnenes Puppenspiel. Welch kühnes, verwegenes Bild, von einem heißen Brei auf ein Puppenspiel, ja selbst auf ein Kunstwerk zu kommen. Aber am Ende gar nicht so kühn und verwegen, wenn man bedenkt, daß unsere ganze, liebe Erde mit allem, was sich auf ihr umhertreibt, nach Aussage einiger angeblich Sachkundiger gleichfalls nur aus heißem Brei entstanden ist. Wir wollen nicht, wie die bewußten Katzen, um ihn herumschleichen, sondern, wie sich's für erwachsene Menschen, für die schon erstarrten Teilchen des Ganzen ziemt, ruhig sitzen bleiben, und, eben unter Hinweis auf dieses erwachsene

Menschentum darf ich es wohl wagen, dich jetzt, ohne darum meinen Bann von dir zu nehmen, für einige Augenblicke von der Beobachtung unseres Spieles abzulenken. Hat es dir bisher behagt, dann wirst du dir es auch fernerhin gefallen lassen, und die leise Verdrossenheit, die du anfänglich über die kleine Abschweifung empfinden magst, wird sich allmählich in eine Art ungeduldiger Neugier auf den weiteren Verlauf der Begebenheiten verwandeln. Hat es dich aber gelangweilt, nun, dann habe ich ohnehin nicht mehr viel zu verlieren, im Gegenteil, der von mir eingeschlagene Umweg wird dich höchstens daran mahnen, daß du es nur mit einem Spiel, mit einem harmlosen Zeitvertreib zu tun hast, an den du keine unbilligen Anforderungen stellen, keinen allzu strengen Maßstab anlegen darfst. Und können auch meine Püppchen nicht müde werden, meinem Arm wird es willkommen sein, ein wenig auszuruhen. Um so flinker werden nach kurzer Rast die Finger die Fäden wieder aufnehmen, zu um so lebendigeren Sprüngen werden sie die Puppen verleiten. Wenn ich sie da hinter dem Vorhang liegen sehe, zu einem armseligen Häuflein zusammengesunken, mit starren Augen, unbeweglichen Zügen und seltsam verrenkten Gliedmaßen, dann machen sie auf mich so recht den Eindruck von toten Dingern.. die nicht bis drei zählen können. Aber ich brauche nur daran zu denken, wie munter sie sich eben noch bewegt, ja wie sie manchmal gleichsam aus eigenem Willen heraus meine Finger geführt haben, anstatt von ihnen ihre Führung zu empfangen, und wie selbstherrlich ihnen trotz meiner Zungenhilfe die Worte von den Lippen geflossen sind, so scheint es mir mit ihrem Tode nicht weit her zu sein, und der alte, ewige Zweifel beginnt an mir zu

nagen. Es war doch klug von mir, dich zu Beginn unseres Spieles darauf vorzubereiten, daß hinter dem schäbigen Samtvorhang, der nun zu kurzem Zwischenakt gefallen ist, manchmal geheimnisvolle Rätsel schlummerten, und daß auch aus Geheimnissen leichter, fröhlicher Art ohne unser Wissen und unsere Beihilfe oft blutiger Ernst würde. Halten wir noch immer an der Hoffnung fest, daß es nicht geschehen wird, gleichwohl ist es besser, auf alle Fälle gerüstet zu sein. Wer vermag, die Grenze zwischen Spiel und Ernst genau zu bestimmen, wer den Unterschied zwischen Puppe und atmendem Geschöpf zu erkennen? Wer vermag im eigenen Leben zu entscheiden, wann das Spiel in Ernst übergeht, wer ist so vermessen, zu behaupten, er sei ein Mensch und keine Puppe, und sein Leben wirkliches Leben, kein Spiel, gespielt vor einem größeren oder kleineren Kreis von Zuschauern und vor allem vor dem eigenen Ich, das den Trug so gern für Wahrheit, das Spiel so gern für Ernst nimmt? Wer hat den Kopf noch nie ins Genick gedreht, wer sein Bein im Kniegelenk noch nie nach vorn gebogen? ... Sonderbares Gemenge, dessen einzelne Teile stets dann, wenn man sie fassen und betrachten will, ineinander verfließen, getrennt und doch ein Ganzes bildend. Aber ich schüttle nicht den Kopf darüber; lieber mache ich mir den Wirrwarr zunutze, und wenn das Tun und Reden meiner Figuren dich allzu ernsthaft bedünkt, geliebter Leser, dann sage ich: vergiß nicht, daß es Menschen sind! Wenn sie dagegen allzu närrische Sprünge vollführen, ihre Glieder in allzu unmöglicher Weise verdrehen, dann rufe ich dir zu: bedenke, daß es Puppen sind, geliebter Leser, nur Puppen!

Aber halt! Was liegt dort hinten, im finstersten Winkel der Kulissen? Dieses merkwürdige Klümplein war noch nicht vorhanden, als unser Spiel begann. Oder sollte ich es übersehen haben, sollte einstweilen auf höchst geheimnisvolle Weise und gewissermaßen über meinen Kopf hinweg eine sechste Puppe zu unserer Gesellschaft hinzugekommen sein, die der Bedeutung eines Episodisten entwachsen will? Herbei mit dir, verwegener Eindringling, und lasse dich näher betrachten! ... Hilf Himmel, ist es möglich? Narrt keine Einbildung mein schöpferisch erhitztes Hirn? Schiermayer, praktischer Arzt und Unglücksrabe, wie gelangtest du an diesen Ort, zu dieser Gestalt?! Als ich dich einst deinen Tag der Erkenntnis erleben ließ, nahm ich dich für einen leibhaftigen Menschen, der sich aus eigener Kraft auf seinen Beinen spreizte, und nun liegst du hier zusammengeklappt auf einer Puppenbühne, an allen Gliedern mit Fäden gefesselt! ... Bist du es selbst oder bist du nur ein aus bemalter Pappe geschnittenes Zerrbild jenes, den ich einst kannte? Bist du heut eine Täuschung oder warst du es damals, als ich dich für lebendig hielt? ... Immer wieder das gleiche Rätsel, das gleiche unheimliche Ineinandergleiten von Spiel und Ernst! Aber wir haben uns fest entschlossen, den Kopf nicht zu schütteln oder am Ende wohl gar zu verlieren. So machen wir uns auch diesen Umstand zunutze und beweisen dir, geliebter Leser, mit ihm unsere Ehrlichkeit. Jetzt mußt du uns bei aller Zweifelsucht zugestehen, daß wir den heißen Brei wirklich erst vor deinen Blicken Gestalt annehmen lassen, ohne etwas aus Eigenem dazu beizutragen, denn sonst wäre es uns ein Leichtes gewesen, die sechste Puppe an dieser Stelle, bei ihrem uns selbst überraschenden Auftauchen zu

unterschlagen und während des Vorspiels ordnungsgemäß einzuschieben in die Reihe der übrigen.

Wir wollen den Rest der Pause, der uns noch vergönnt ist, nicht lediglich an derlei, im Grund genommen doch nur unfruchtbare Erwägungen verschwenden, sondern versuchen, ihn zu unser beider Vorteil zu verwenden. Da drängt sich mir der Verdacht auf, als hätte ich bisher meine — ob tatsächliche oder eingebildete, bleibe dahingestellt — Gewalt über dich, geliebter Leser, mißbraucht, als hätte ich meine Puppen allzu unbeherrscht ins Menschliche hinüberschweifen lassen. Freilich war es der schwierigere Teil unseres Weges, den wir zurückgelegt haben, und wenn du dir dessen nicht bewußt geworden bist, dann verdankst du es nur dem längeren Umweg, der uns die oft unüberwindbaren Härten einer kürzeren Verbindung erspart hat. Wir durften gehen, über steile, steinige Hänge zwar, aber doch gehen, und mußten nicht mit geschlossenen Augen über Abgründe springen, deren Breite wir nicht kannten, in deren Tiefe unsere Knochen zerschellt wären wie Glas. Dafür haben wir uns ein Recht erworben, von der noch vor uns liegenden Strecke, die uns von unserem unbekannten Ziele scheidet — winkt uns denn überhaupt ein solches? —, ein beträchtliches Stück abzuschneiden. Vielleicht wirst du im Anfang ein wenig enttäuscht sein, vielleicht wirst du gerade diesen Teil des Weges für besonders wichtig halten oder dir besonders erregende Eindrücke von ihm versprechen, aber zuletzt wirst du mir beistimmen, wirst du es nicht bereuen, dich meiner Führung anvertraut zu haben. Welchen Gewinn könnte es dir bieten, in allen Einzelheiten zu erfahren, auf welche Weise zunächst unser Held Felix seinen Plan zu verwirklichen, mit welchen

Mitteln er den Taumel zu finden bestrebt war, in dem die Erkenntnis des ihm drohenden Schicksals ihre grausame Klarheit verlieren sollte? Es war nur ein unbeholfenes Tasten, waren nur die Versuche eines Ungeübten, und wenn sie ihn auch für eine Spanne Zeit, etwa für die Hälfte der ihm bemessenen Frist, seinen Zweck erreichen ließen, so verlohnt es sich nicht, daß wir uns ihretwegen bei unserer langen Wanderung unnötig aufhalten. Es genüge zu wissen, daß er das tat, was beinahe alle Menschen tun, die ihren Launen gehorchen dürfen, und was in einer ähnlichen Lage auch du tun würdest. Er erwarb ein Automobil, in dessem Leib die verhaltenen Kräfte von sechzig Pferden zitterten, um als Herr seines Willens und seiner Zeit und unabhängig von den Vorschriften einer über ihm stehenden Gewalt an jeden Ort gelangen zu können, dem seine rastlos suchenden Gedanken den Schimmer einer Lockung verliehen. Er unternahm wochen- und monatelange Reisen in ferne Länder, die du entweder kennst und die ich dir darum nicht zu beschreiben brauche oder die dir fremd sind und die ich, weil mich seßhaften Menschen mein Schritt niemals über ihre Grenzen geführt hat, nur mit den erborgten Worten eines anderen zu schildern vermöchte. Von diesen Fahrten zurückgekehrt, tauschte er sein altes, behaglich-vornehmes Heim gegen ein neues, größeres, das er mit dem kostbarsten Hausrat ausschmückte, mit Kunstwerken, deren Besitz sonst den Reichsten, den Mächtigen der Erde vorbehalten bleibt. Er kleidete Agathe in Gewänder von erlesener Pracht, er bekränzte sie mit köstlichen, funkelnden Geschmeiden und schuf sie so zu einer fremden, nie gekannten Schönheit, an der seine warmglühende Liebe sich zur wild auflodernden, verzehrenden Flamme

entfachte. Er stürzte sich in den Wirbel der Geselligkeit, dort, wo er am wildesten kreiste, er besuchte die Feste anderer und gab selbst Feste von unerhörtem Glanz, von betäubendem Überfluß, — aber alle diese Dinge, geliebter Leser, hätte dir deine eigene Erfindungsgabe verraten, du hättest nicht erst meiner bedurft, sie zu entdecken, und darum wollen wir sie jetzt getrost beiseiteschieben. Nicht um sie handelt es sich, die weithin sichtbar an der Außenseite haften, sondern um andere, verborgenere, die du allein nur mit vieler Mühe oder wohl auch gar nicht aufstöbern würdest und zu denen ich mich dir nun als bescheidener Wegweiser anbiete. Erblicke darin keine Überhebung oder Geringschätzung deiner Fähigkeiten. Auch du übst sicherlich einen Beruf aus, in dem ich dich gerne als Meister anerkenne. Und bin ich selbst nichts Besseres als ein Puppenspieler, der allmählich zu Jahren kommt, und vielleicht nicht einmal ein sonderlich guter, — eine gewisse Fertigkeit habe ich durch fleißige Übung immerhin erlangt. Wohl bleiben auch mir hinter dem mehrfach erwähnten, spiegeligen Samtvorhang manche geheimnisvolle Rätsel vorbehalten, aber einiges ... einiges werde ich doch zu verraten und zu zeigen imstande sein.

Der dritte Akt

Raffen wir nach Ablauf eines Jahres den Vorhang wieder zur Seite. Der erste, der sich dahinter zeigt, ist Julius, der Freund. Er hat ebensowenig wie wir Agathe und Felix auf ihren Fahrten begleitet, teils weil seine geschäftliche Tätigkeit ihm keine Zeit zu längeren Lustreisen gewährte, teils weil seit jenem Auftritt nach Felix' Rückkehr aus Martiners Ordination

eine ihm selbst nicht recht erklärliche Entfremdung zwischen ihn und die Freunde getreten war, die ihn daran hinderte, mit ihnen öfter beisammen zu sein, als die Wahrung des äußeren Scheines es verlangte. So stark vermochte diese Entfremdung allerdings nicht zu werden, daß er, freilich hauptsächlich durch den Wunsch des Arztes bewogen, Agathe vor ihrer Abreise nicht gebeten hätte, ihm von Zeit zu Zeit über die Ziele ihrer Fahrten und über den Zustand und das Verhalten des Gatten Nachricht zu geben, und auch in ihr wehrte sich etwas dagegen, das Band zwischen sich und Julius noch lockerer werden zu lassen, so daß sie ihm die Erfüllung seiner Bitte bereitwillig zusagte. Nachdem die Freunde von ihrem monatelangen, rastlosen Umherschweifen heimgekehrt waren, begegnete er ihnen einige Male, aber die Gelegenheiten, bei denen es geschah, meist lärmende, gesellige Unterhaltungen oder Veranstaltungen festlicher Art, hielten ihn von jedem Annäherungsversuch ab, um so mehr als er sah, daß sowohl Felix wie Agathe in ihrem neuen Leben Befriedigung oder doch wenigstens Erleichterung der auf ihnen liegenden Last zu finden schienen. Nur der verschwenderische, oft ans Sinnlose grenzende Aufwand, der in ihrem Hause getrieben wurde, erschreckte ihn immer wieder. Bei einem dieser in jeder Weise übertriebenen Feste traf er Martiner und säumte nicht, seine Besorgnisse vor ihm auszubreiten, ihn auf das, seiner Ansicht nach, beinahe wahnwitzige Treiben des Freundes hinzuweisen. Allein der Arzt bemühte sich, alle seine Vorstellungen mit den gleichen Gründen zu entkräften, deren er sich schon vor Jahresfrist bedient hatte. Damals, als Julius unter dem ersten Eindruck der in Felix durch die Eröffnungen Martiners hervorgerufenen Verzweiflung zu ihm geeilt

war. „Und selbst wenn wir von allem anderen absehen", meinte er, „wenn ich zugebe, daß ein Teil des Geldes in Rauch aufgeht, so wirst du bei Betrachtung der wirklich erlesenen Kunstwerke und der kostbaren Möbel und Teppiche, mit denen diese Räume förmlich überladen sind, doch gestehen, daß der Felix für den weitaus größeren Teil der verbrauchten Summen unbewußt — ich habe dir ja schon einmal gesagt, daß ihn selbst im Rausch seine bürgerlichen Instinkte nicht verlassen werden — bleibende, ja wahrscheinlich sogar steigende Werte geschaffen hat." Und weil Julius nicht nur nicht überzeugt war, sondern geradezu die Notwendigkeit eines Entmündigungsantrages, einer Kuratelverhängung andeutete, erklärte Martiner zuletzt mit schroffer Entschiedenheit, daß er in einem solchen Fall nicht zögern würde, vor Gericht sein ganzes ärztliches Gewicht in die Waagschale zu werfen, um einen Eingriff in die persönliche Freiheit Karlhofers und seiner Frau abzuwenden.

Da verzichtete Julius auf jeden weiteren Versuch, den Lauf der Ereignisse zu hemmen, und zog sich fast vollständig von dem Verkehr mit den Freunden zurück, um wenigstens sich selbst den Vorwurf zu ersparen, als müßiger Zuschauer dem Verhängnis seinen Gang gelassen zu haben. Nur durch Vermittlung dritter Personen erfuhr er, daß Felix sein wild-geselliges Treiben ebenso jäh abbrach, wie er es begonnen hatte, und mit Agathe wieder aus der Stadt verschwand. Er glaubte, die Freunde hätten ihr unstetes Wanderleben neuerdings aufgenommen, und war daher überrascht, als er an einem Frühlingstage folgendes Schreiben von Agathe empfing, das ich, lieber Leser, hier wörtlich anführe, da uns auf diese, vielleicht nicht sehr künstlerische, dafür

um so bequemere Weise die Möglichkeit geboten wird, an die eigentliche Fortsetzung unserer Geschichte Anschluß zu finden.

„Agathenshöhe, am 12. Mai

Mein lieber Freund!

Wozu es leugnen, daß während der letzten Zeit, eigentlich schon seit jenen furchtbaren Tagen im vergangenen Frühjahr das Verhältnis zwischen uns nicht mehr das alte, herzlich-offene war. Die durch unsere Abreise erfolgte räumliche Trennung hat wohl ihr Teil dazu beigetragen, darf aber nicht allein dafür verantwortlich gemacht werden, denn auch die fünf Jahre, die Sie in der Fremde weilten, haben nicht vermocht, uns so voneinander zu scheiden, wie es nun geschehen ist. Die Ursachen sind andere gewesen und es erübrigt, näher auf sie einzugehen, da sie Ihnen ebensogut bekannt sein dürften wie uns. Man konnte ja von Ihnen, der Sie doch nicht unmittelbar betroffen waren und trotz aller Freundschaft ein wenig abseits standen, füglich nicht verlangen, sich so in unsere Lage zu versetzen, daß Sie die aus ihr sich ergebenden Folgen und Veränderungen ohne weiteres begriffen und anerkannt hätten. Übrigens darf ich mit gutem Gewissen behaupten, daß ich selbst, für meine Person, dieser Entfremdung am wenigsten unterworfen war, und wenn ich nicht versuchte, Ihnen wieder näherzukommen, Sie wieder enger an uns heranzuziehen, so geschah es nur aus Rücksicht auf meinen armen, unglücklichen Felix, dessen Mißtrauen ich nur zu gut kannte und in dem ich um keinen Preis den Verdacht erwecken wollte, wir beide, nämlich Sie und ich, beabsichtigten in irgend einer Weise gemeinsame Sache gegen ihn zu machen.

Aber nun drohen die Dinge eine derartige Wendung zu nehmen, daß ich nicht weiß, ob ich imstande sein werde, das, was mir in absehbarer Zeit vielleicht bevorsteht, allein, ohne stützende Freundeshand, zu ertragen. Zudem habe ich den Eindruck, daß auch Felix Ihre Anwesenheit jetzt nicht mehr unangenehm oder peinlich empfinden würde, ja, daß er sich möglicherweise — natürlich noch uneingestanden — sogar nach ihr sehnt. Darum, lieber Freund, seien Sie nicht erstaunt, wenn Sie dieses Schreiben von mir erhalten. Sie haben sich von unserem Leben und Treiben in der Stadt, über dessen Berechtigung oder Notwendigkeit ich mit Ihnen nicht streiten will und kann, in der letzten Zeit völlig zurückgezogen. Lassen Sie mich an dieser Stelle nachträglich eines einschalten, obgleich es überflüssig ist, da ich hoffe, daß Sie mich trotz allem, was sich zwischen uns gedrängt hat, noch immer kennen: glauben Sie mir, daß ich unter dieser, jedem Uneingeweihten geradezu wahnwitzig erscheinenden Lebensführung schwer gelitten habe. Und vielleicht nicht einmal so sehr unter dem Leben an und für sich, denn was hätte ich nicht auf mich genommen, in der Überzeugung, daß es für Felix geschah und geschehen mußte, als unter den qualvollen Begleitumständen, die es unfehlbar mit sich brachte. Unter dem, wenn auch nur oberflächlichen Verkehr mit minderwertigen, erbärmlichen Menschen, die lediglich der schwelgerische Aufwand in unserem Hause anlockte, wie lästiges Ungeziefer, und noch mehr unter dem Verhalten einiger, allerdings spärlicher Bekannten, denen der jähe Wandel unserer äußeren Verhältnisse unfaßbar war, und deren versteckte Anspielungen und Mutmaßungen — in unseren Kreisen verbietet ja die sogenannte gute Er-

ziehung jede unverhüllte Frage — viel tiefer und schmerzlicher verletzten, als das offene, ehrliche Wort. Und dabei zu wissen, wie schuldlos wir waren, und schweigen zu müssen, das furchtbare Geheimnis, das außer uns nur Sie und Martiner kannten, nicht verraten zu dürfen! Es war nicht leicht, mein Freund, aber ich habe es ertragen und will mich auch jetzt nicht bei Ihnen beklagen. Ich will Ihnen nur mit einigen Worten erklären, wieso es kam, daß wir die Stadt wieder verließen und daß der Ort, von dem aus ich meinen Brief an Sie richte, den Namen Agathenshöhe trägt.

Erinnern Sie sich noch jenes letzten Frühlingsabends im vergangenen Jahr, den wir, zwar schon unter dem Schatten des drohenden Verhängnisses, aber doch noch nicht in grausamer Erkenntnis der Wahrheit verleben durften? Wir saßen in der geöffneten Balkontür unseres lieben, alten Heims und horchten auf den Gesang der Amseln im gegenüberliegenden Garten, völlig von dem Zauber der wiedererwachenden Landschaft umsponnen. Und als wir dann mit leiser Stimme, wie um einen holden Traum nicht zu verscheuchen, vom Werden und Vergehen sprachen, von der alljährlichen Erneuerung der Natur, da erklärte Felix, daß ihn in diesen Frühlingstagen der Aufenthalt in der Stadt besonders schwer bedrücke und daß er Sehnsucht empfinde nach einer innigeren Vereinigung mit der keimenden Erde. Im Zusammenhang damit kam dann die Rede auf den Wert eines eigenen, kleinen Landbesitzes. Ich weiß heute nicht mehr genau, wer von uns dreien den Gedanken aussprach, aber jedenfalls dürfen Sie darin den Beginn des Weges zu jenem Ort sehen, der Felix zum Trost und mir ein klein wenig zur Ehre Agathenshöhe heißt. Vor etwa drei Monaten, inmitten unseres krampf-

haft geselligen Treibens, an einem solchen Vorfrühlingstag, der, wie ja schließlich alles Unerfüllte, viel tiefer auf einen einwirkt, als später der eigentliche Frühling selbst, wurde Felix wieder von seiner alten Sehnsucht nach dem Leben im Freien erfaßt. In seiner leider nur allzu begreiflichen Ruhelosigkeit förmlich darauf lauernd, jeden Wunsch, jede Laune schon im Entstehen zu entdecken, um auch die geringste Möglichkeit einer Erleichterung oder Befreiung nicht zu versäumen, gab er dieser Regung unbedenklich nach, und so sitzen wir nun schon seit fast sechs Wochen auf eigenem Grund und Boden. Mit einem Bericht über das einigermaßen überstürzte Zustandekommen des Kaufes oder einer Beschreibung unseres kleinen Landgutes und seiner landschaftlichen Umgebung will ich mich jetzt nicht aufhalten. Das eine können wir in mündlicher Auseinandersetzung nachholen, das andere werden Sie hoffentlich recht bald mit eigenen Augen sehen. Auch darüber will ich einstweilen schweigen, ob die Verwirklichung seines letzten Wunsches für Felix' Befinden günstig war oder nicht, und ob die beängstigenden Erscheinungen, die sich, wie ich schon angedeutet habe, seit einiger Zeit zeigen, eine Folge unseres neuen Lebens hier draußen sind oder ohne dasselbe in der gleichen Weise aufgetreten wären. Nur von diesen Erscheinungen selbst will ich sprechen, damit ich Ihnen meine wachsenden Sorgen verständlich machen und meiner Bitte, Sie mögen den Weg zu uns heraus finden, mehr Nachdruck verleihen kann. Schon wenige Tage nach unserer Übersiedlung stellten sich bei Felix Angstzustände ein, die durch ihr plötzliches, unvermitteltes Hervorbrechen etwas geradezu Erschreckendes hatten. Sie mochten ihn ja schon früher manchesmal gequält haben, aber jedenfalls nicht so heftig wie

jetzt, da er noch immer fähig gewesen war, sie nach außenhin zu verbergen. Allein nun geschieht es oft, daß er, unbekümmert um meine Gegenwart, eine Viertel- oder eine halbe Stunde lang in sich zusammengesunken dasitzt, ohne auf meine Fragen, meine Anreden anders zu antworten, als mit einer unwillig abwehrenden Hand- oder Kopfbewegung, bis sein Schweigen allmählich in ein, wie von unerträglichen, körperlichen Schmerzen hervorgerufenes Stöhnen übergeht, oder in ein keuchendes, wie durch schwere, körperliche Anstrengung verursachtes Atmen. Daß er plötzlich in wildes, fassungsloses Schluchzen ausbricht und endlich aus dem Zimmer, aus dem Haus hinausstürzt in den an unseren Garten angrenzenden Wald, während ich, von der furchtbarsten Angst und den gräßlichsten Ahnungen zermartert, zurückbleiben muß. Noch entsetzlicher ist es, wenn diese Anfälle in der Nacht kommen. Wenn ich ihn hinter seiner versperrten Tür — denn er läßt mich nicht zu sich hinein — stundenlang auf- und abgehen und dabei weilenweise jammern und weinen höre, wie ein kleines, hilfloses Kind. Oder wenn er mitten in der Nacht das Haus verläßt und erst beim Morgengrauen, ja oft erst nach Sonnenaufgang zurückkehrt. Julius, ich habe nicht gewußt, wie lang, wie furchtbar lang eine Nacht währen und wie inbrünstig man den Morgen herbeisehnen kann, selbst wenn man die Gewißheit hat, daß einen der neue Tag wieder um einen Schritt dem fürchterlichen, dunkeln Ziele näher bringt! Aber das alles wäre noch zu ertragen, wäre noch nicht das Schrecklichste. Und nun hören Sie. Felix hat schon vor geraumer Zeit mit dem Arzt, der in dem kleinen, benachbarten Marktflecken lebt, Bekanntschaft geschlossen. Bei welcher Gelegenheit dies geschehen ist, weiß ich nicht, ebensowenig, ob

er dem Arzt sein schweres Geheimnis anvertraut und ihn um Rat gefragt hat. Es besteht zwischen uns ein stillschweigendes Übereinkommen, von diesen Dingen nicht mehr zu sprechen. Eines ist sicher, daß Felix mit dem Doktor Schiermayer, so nennt sich der Arzt, ziemlich häufig verkehrt. Er besucht ihn ein- oder zweimal in der Woche, er unternimmt weite Spaziergänge mit ihm, und ein paarmal, allerdings nicht oft, war der Doktor auch bei uns auf Agathenshöhe zu Gast. Dabei hat er auf mich, offen gestanden, einen ungewöhnlich sympathischen, beruhigenden Eindruck gemacht, so daß ich mir von seinem Verkehr den besten Einfluß auf Felix versprach. Zudem soll er sich, wie ich durch unauffällige Erkundigungen erfuhr, bei der Bevölkerung der ganzen Gegend großer Beliebtheit erfreuen und mit seiner Frau in außerordentlich glücklicher, ja geradezu idyllischer Ehe leben. Und doch muß dieser Mann durchaus keine so einfache, harmlose Natur besitzen, denn es ist mir — stellen Sie sich mein Entsetzen vor! — hinterbracht worden, daß er in letzter Zeit, wenn er zu einem Sterbenden geht, Felix jedesmal mit sich nimmt, und daß Felix mit seinem Wissen und Willen noch eine oder zwei Stunden lang allein eine Art Leichenwache hält. Bei der gegen uns Zugereiste ohnehin mißtrauischen ländlichen Bevölkerung sollen sogar schon allerhand häßliche Gerüchte umlaufen, die mich in meiner gewiß übertriebenen Bangigkeit und Einbildung für Felix das Schlimmste befürchten lassen. Ob die ganze Geschichte auf Wahrheit beruht oder wenigstens zum Teil von irgend einer kleinen Tatsache ausgeht, entzieht sich meiner Entscheidung. Mir fehlt der Mut, den Arzt oder Felix selbst zu befragen, da ich seine krankhafte Reizbarkeit nicht noch steigern möchte.

Sollte es sich wirklich um mehr handeln, als um ein böswilliges, vielleicht auch nur unbedachtes Gerede, dann... dann müßte ich freilich annehmen, daß das, was Sie schon vor einem Jahre behauptet haben und was ich jetzt nicht wiederholen will, doch zur furchtbaren Wahrheit wird. Und ich weiß nicht, ob ich stark genug bin, es mit anzusehen, wenn Felix' Geist unter dem Druck des auf ihm lastenden Verhängnisses zerbricht, bevor sein armer Körper verbraucht ist. Ich beschwöre Sie, Julius, verlassen Sie mich nicht! Helfen Sie mir!... Wenn Sie es für gut finden, so gehen Sie vorher noch zu Martiner, um sich mit ihm zu beraten, aber jedenfalls kommen Sie! Kommen Sie bald! Sie können nicht ahnen, wie namenlos bang mir ist, wie sehr ich mich nach einem Menschen sehne, dem ich vertrauen darf.

Es grüßt Sie herzlichst

Ihre schwer geängstigte

Agathe

P. S. Da die Verbindung mit unserer Gegend keine ganz einfache ist, habe ich Ihnen einen Auszug aus dem Fahrplan beigelegt. Benachrichtigen Sie uns rechtzeitig von Ihrem Eintreffen, damit das Auto Sie an der Station erwartet. Agathenshöhe liegt von der Bahnstrecke weit entfernt."

Unter dem ersten Eindruck des empfangenen Schreibens dachte Julius daran, auf Agathens Anregung einzugehen und Martiners Meinung über den Zustand des Freundes einzuholen. Bei längerem Nachdenken gelangte er jedoch zu der Überzeugung, daß Martiner Agathens Befürchtungen keine Bedeutung beimessen und auch diese neue Wendung mit der gewohnten Kühle und

Überlegenheit beurteilen würde. Er verzichtete daher auf einen Besuch bei dem Arzt und weil, wie er voraussetzen zu dürfen glaubte, Agathe den Gatten von der an ihn gerichteten Einladung in irgend einer Weise verständigt haben mochte, ließ er noch einige Tage verstreichen, bevor er seine Ankunft auf Agathenshöhe ankündigte, um den Freund durch ein allzu pünktliches Befolgen des an ihn ergangenen Rufes nicht zu beirren. Diese aus Vernunftgründen geboten erscheinende Verzögerung fiel ihm keineswegs leicht, denn er begann sich nun mit den bittersten Vorwürfen zu quälen, daß er, um verhältnismäßig kleine Unannehmlichkeiten zu vermeiden, dem Verkehr mit Agathe und Felix ausgewichen war und Martiners Aufforderung, sie auf ihrem harten Weg zu begleiten, nicht beachtet hatte. Er fühlte, daß es, wenn auch nicht um Felix' willen, so doch Agathe zuliebe, selbst auf die Gefahr schroffer Zurückweisungen hin, seine Pflicht gewesen wäre, ihr nahe zu sein, sie dem ganz ungewissen Schicksal an der Seite des Gatten nicht wehrlos preiszugeben. Während ihrer Reisen hatte sie seiner allerdings nicht bedurft, ebensowenig während des daran anschließenden, lärmenden Lebens in der Stadt. Das konnte er sich mit gutem Gewissen bezeugen, ohne sich dabei auf ihre Versicherung zu berufen, Felix sei damals von derart beängstigenden Zuständen noch verschont gewesen. Und daß sie nun in völlige Einsamkeit geflohen, daß sie von jedem menschlichen Verkehr so gut wie abgeschnitten waren, hatte er ja erst nachträglich, erst durch dieses Schreiben erfahren. Trotzdem konnte er sich von Schuld nicht freisprechen, von einer Schuld, die ins Ungemessene stieg, wenn er an Agathes Leiden in den letzten Wochen dachte. Mit erbarmungsloser, peinigender Deut-

lichkeit, so als ereigneten sie sich jetzt, in seiner Gegenwart, ein zweites Mal, tauchten alle die Vorfälle vor ihm auf, von denen sie aus ihrer Angst heraus berichtet hatte. Er saß mit ihr in ihrem ländlichen Heim, dessen Stille nicht wohltuend wirkte, sondern beklemmend, wie ein tückisch verborgenes Unheil, er sah den Freund vor sich, mit verfallenem, todähnlichem Gesicht, und keines von ihnen vermochte die furchtbar anwachsende Gefahr des Schweigens zu brechen. Er horchte in banger Nacht hinter verschlossener Tür auf die rastlos umherwandernden Tritte des gequälten Mannes, auf sein Jammern und Stöhnen, das ihm noch von jenem Frühlingstage des vergangenen Jahres her so peinigend in den Ohren klang. er hörte ihn wie ein verfolgtes Tier aus dem Hause jagen und durchlitt alle Stunden bis zum grauenden Morgen in der Ahnung gräßlicher Vorgänge, gegen die es keine Hilfe, keine Abwehr gab. Der Arzt, von dem Agathe schrieb, zeigte sich ihm als boshaft-gespenstisches Wesen, das über Felix geheimnisvolle Macht besaß, ihn trotz seines schwachen Widerstrebens an das Lager Sterbender schleppte, sich an dem Entsetzen weidete, das der dem Tod Geweihte beim Anblick der mit dem Tod Ringenden empfand, und ihn zuletzt in grauenhafter Genossenschaft mit der Leiche zurückließ. Schaudererregende Bilder von dem losbrechenden Wahnsinn des Freundes verfolgten ihn, in immer grelleren Farben, immer widerwärtigeren Verzerrungen sich steigernd bis zu der Vorstellung des Augenblicks, in dem Agathes Leib und Leben bedroht waren. Er sah, wie Felix, einem rasenden Unhold gleich, auf Agathe losstürzte, wie er sie niederwarf, mißhandelte und seine krallenförmigen Finger in ihren schlanken, weißen Hals eingrub. Er sah, wie ihr Körper unter den mörderischen

Griffen des Irrsinnigen zuckte, wie er sich wand und aufbäumte, während ihr Gesicht bei allem Entsetzen und Grauen einen schmerzlich verstehenden, ergebenen, ja beinahe lächelnden Ausdruck nicht verlor, bis endlich alles vorbei war, bis sie mit gebrochenen Augen dalag und Felix, in furchtbarem Erwachen von ihr ablassend, seine Tat erkannte.

Nur indem er sich krampfhaft zu ruhiger Überlegung zwang, gelang es ihm, sich von der Sinnlosigkeit solcher Gedanken zu überzeugen und, so schwer es ihm in seiner Angst auch fiel, den festgesetzten Reisetag einzuhalten. Nachdem die Frist, die er für nötig hielt, um Felix nicht aufzuschrecken, verstrichen war, erreichte er in mehrstündiger, durch zweimaligen Zugwechsel unterbrochener Fahrt gegen abend die von Agathe bezeichnete Haltestelle der kleinen, das Voralpenland durchschneidenden Bahn. Bei der einfachen, braunen Bretterhütte, die weder Schalter noch Dienstraum besaß, da sie wartenden Reisenden lediglich als Wetterschutz dienen sollte, empfing ihn der Chauffeur und führte ihn auf einem schmalen, für das Automobil unbenützbaren Wiesenweg, der an einer Stelle mit einem leichten Holzsteg einen reißenden Gebirgsfluß übersetzte, zu einem etwa eine Viertelstunde entfernten Wirtshaus an der Straße, wo Reisende, die dies nicht erst im Zuge besorgen wollten, auch ihre Karten lösen konnten. Hier bestiegen sie den bereitstehenden Wagen und zweigten in ein enges, von nicht allzu hohen, aber sehr steilen Waldbergen gebildetes Seitental ab. Nach kaum halbstündiger Fahrt öffnete das Tal sich zu einem weiten, wiesenreichen Kessel, in dessen Mitte ein friedliches Dorf die auf einem Hügel gelegene Pfarrkirche umdrängte. Gleich darauf verließ der Wagen die Straße, erklomm in zwei

oder drei Kehren eine mäßige Anhöhe, auf der, weithin sichtbar, ein in ländlicher Bauart gehaltenes Haus stand, und fuhr zuletzt in einen von Wirtschaftsgebäuden umgebenen Hof ein, wo Julius von Agathe und Felix begrüßt wurde.

Das Aussehen Karlhofers enttäuschte ihn beinahe angenehm. Er schien zwar müde und ein wenig gealtert, aber doch keineswegs so verfallen, wie er sich ihn in seinen quälenden Vorstellungen ausgemalt hatte. Agathe sah verhältnismäßig viel schlaffer und hergenommener aus. Sie sprach kaum mehr, als die nötigsten, bewillkommnenden Worte, vielleicht um ihre Freude vor dem Gatten nicht zu verraten, und nur ein herzlicher Blick, ein inniger, längerer Händedruck bewiesen Julius den Dank für seinen Freundesdienst. Felix dagegen bemächtigte sich des Gastes mit außerordentlicher, in ihrer Übertriebenheit an das erste Wiedersehen vor Jahresfrist gemahnender Lebhaftigkeit, hängte sich in ihn ein und zog ihn, während er sich nach dem Verlauf der Reise und den während der Fahrt empfangenen landschaftlichen Eindrücken erkundigte, sogleich ins Haus und über die Stiegen in das für ihn bestimmte Zimmer.

„Hoffentlich gefällt es dir. Dein Gepäck wird sofort gebracht werden, und wenn du dich gewaschen hast, dann komm nur gleich herunter. Wir speisen hier zeitlicher als in der Stadt", er schlug ihm mit lautem Lachen auf die Schulter, „hier sind wir ja Bauern! ... Natürlich darfst du wegen der Kleidung keine Umstände machen, sonst fällst du aus dem Rahmen. Also auf Wiedersehen!"

Sobald Felix gegangen war, trat Julius in die tiefe Fensternische der Dachstube und blickte hinaus. Am

Fuße des Hügels, zur linken Seite, ruhte das Dorf, wohl jene Ortschaft, von der Agathe in ihrem Brief berichtet hatte, das Kirchlein ein wenig erhöht, aber doch um ein gutes Stück niedriger als das Landhaus selbst. Über dem Bergbach, der das Tal mit gleichtönendem Rauschen durchfloß, lagerte eine langhingezogene Nebelwolke, die, obwohl im Emporsteigen immer dünner und schleierhafter werdend, doch dicht genug war, um das junge Grün an den Wiesen der gegenüberliegenden Hänge zu verwischen. Der oberhalb der Wiesen beginnende Buchenwald stand zwar rein und klar da, aber die sinkende Dämmerung löschte den noch sehr zarten Schimmer des sprießenden Laubes, so daß das verschwimmende, bräunliche Grau seiner Kronen mehr an den vergangenen Winter, als an den Frühling oder wohl gar an den nahenden Sommer erinnerte. Fröstelnd schloß Julius das Fenster, denn die nebelige Luft, die, in unzähligen Stäubchen sichtbar, eindrang, war kühl und feucht und drohte das von dem knisternden Ofenfeuer ausstrahlende Behagen zu ersticken. Er mußte daran denken, wie lind die Luft um die gleiche Stunde auf dem Balkon des alten Heimes in der Gartenvorstadt sein mochte und wie grün das Laub der Bäume im Garten auf der anderen Straßenseite, wo die Amseln so schön sangen.

Als er, der Mahnung des Freundes eingedenk, bald darauf die Diele im Erdgeschoß betrat, fand er außer Agathe und Felix noch zwei Gäste vor. Der eine von ihnen war der Oberförster eines in nächster Nachbarschaft begüterten, hochadeligen Grundbesitzers, der den Ankauf von Agathenshöhe vermittelt und sich in freundlichster Weise erboten hatte, Felix in die Bewirtschaftung einzuführen, in dem anderen lernte er den Ge-

meindearzt Doktor Schiermayer kennen. Und der Anblick dieses Mannes bereitete ihm, so wie kurz vorher bei seiner Ankunft das Aussehen des Freundes, wieder eine frohe Enttäuschung, da er in keiner Weise jenem gespenstisch-tückischen Wesen glich, dessen Bild ihn in seinen Vorstellungen geängstigt hatte. Der Arzt war etwa ein Jahrzehnt älter als Felix und er, und von seiner breiten, kräftigen Gestalt, von seinem offenen, freundlichen Gesicht ging eine geradezu beruhigende Wirkung aus, die sich auch bei längerem Beisammensein mit ihm nicht abschwächte, sondern im Gegenteil verstärkte, so daß Julius die Möglichkeit der von Agathe angedeuteten Vorfälle sehr zweifelhaft erschien. Gleichwohl behielt er eine gewisse Zurückhaltung bei, die aber von Agathe falsch verstanden wurde, denn sie flüsterte ihm in einem unbeobachteten Augenblick gleichsam entschuldigend zu: „Sie dürfen sich nicht wundern, daß der Felix den Doktor und den Oberförster geladen hat. Jedenfalls wollte er nicht schon am ersten Abend mit Ihnen allein sein. Aber ich bin sicher, daß er sich nach einer Aussprache sehnt. Er muß sich nur erst wieder an Sie gewöhnen."

Die Mahlzeit verlief ungezwungen und ohne jede Störung. Dadurch, daß Julius die Gegend ganz fremd war, und daß er nachträglich in die Einzelheiten des Gutskaufes eingeweiht werden mußte, ergab sich eine reiche Fülle von Gesprächsstoff, die jede peinigende Stockung, jedes ängstliche Suchen nach Ablenkung verhinderte. Gelegentlich steigerte sich die Stimmung bis zu behaglicher Fröhlichkeit, die durch die von Seiten des Doktors unverhohlen zur Schau getragene Freude an den erlesenen Speisen und den vortrefflichen Getränken wesentlich gefördert wurde.

Wäre sein Blick nicht manchesmal auf Agathes müdes, trauriges Gesicht gefallen, dann hätte Julius vielleicht vergessen, was ihn an diesen Ort geführt hatte und was geschehen war, um die harmlos-heitere, scheinbar nur um ihrer selbst willen stattfindende Zusammenkunft vorzubereiten.

Als Felix knapp vor dem Aufbruch für eine kleine Weile verschwand, um einen besonders edlen Likör — „die letzte Ölung", wie er es scherzend nannte — herbeizuholen, ging Julius rasch entschlossen auf den Arzt zu.

„Herr Doktor, ich werde mir erlauben, Sie in den nächsten Tagen aufzusuchen."

Schiermayer war durch diese Ankündigung keineswegs überrascht. Er schien sie sogar erwartet zu haben, denn er antwortete sogleich mit einer höflichen Verneigung.

„Es wird mir eine Ehre sein."

Eine Fortsetzung des Gespräches wurde durch Felix' Erscheinen abgeschnitten, war aber im übrigen von Julius für diesen Zeitpunkt gar nicht beabsichtigt.

Während der ersten Nacht, die er auf Agathenshöhe zubrachte, fand er nur wenig Schlaf. Nachdem er sein Zimmer aufgesucht und sich zu Bett gelegt hatte, las er noch lange in einem Buch und auch dann, im Finstern, blieb er noch wach, damit er keine Bewegung im Hause überhöre und Agathe in ihrer Bangnis beistehen könne, wenn Felix von einem Anfall heimgesucht würde. Stunde auf Stunde hörte er von der Turmuhr der kleinen Dorfkirche unten im Tal schlagen, und erst gegen den Morgen hin, als nichts sich regte, verfiel er in leichten Schlummer.

An den beiden folgenden Tagen ergab sich für ihn allerdings keine Gelegenheit zu einem Besuch bei dem Arzt, obwohl er fest entschlossen war, sein Vorhaben auszuführen, weil er Agathe um jeden Preis von ihrer Sorge befreien oder ihr wenigstens Gewißheit verschaffen wollte. Felix ahnte offenbar etwas Ähnliches, und der Gedanke an eine Auseinandersetzung des Freundes mit Schiermayer mochte bei der leisen, äußeren Entfremdung, die unleugbar zwischen ihnen bestand, etwas Quälendes für ihn haben, so daß er sich bemühte, sie einstweilen noch zu verhindern oder doch aufzuschieben. Er wich Julius nicht von der Seite, führte ihn in die Stallungen und Wirtschaftsgebäude und zuletzt durch den ganzen nicht unbeträchtlichen, zum Teil bis ins Gebirge hinaufreichenden Grundbesitz, wobei der Eifer, mit dem er alles zeigte und erklärte, dadurch, daß die Dinge für ihn selbst noch den Reiz des Neuen besaßen, nicht allzu lächerlich und erkünstelt wirkte.

Julius ließ ihn gewähren und vermied es, so naheliegend es auch gewesen wäre, ihn durch irgend eine Frage nach seinem Befinden aus dem Gleichgewicht zu bringen. Nur als sie einmal am Nachmittag hoch oben am Berg auf einer sonnigen Waldblöße rasteten und ins Tal hinabblickten, wo das Dorf mit seiner Kirche und darüber das Landhaus, wie aus einer Spielzeugschachtel geholt, dalagen, fragte er nebenhin: „Fühlst du dich in diesen immerhin recht ungewohnten Verhältnissen zufriedener, als in der Stadt?“

Felix sah noch eine Zeitlang ins Tal hinunter, bevor er sich zu einer Antwort entschloß.

„Auf Zufriedenheit kommt es mir wohl nicht an.“

„Ich glaube nur, daß es hier in der Einsamkeit viel schwerer ist, sich den eigenen Gedanken zu entziehen.

als in einer anderen Umgebung... oder unter mehr Menschen."

Felix schickte seinen Worten ein unmerkliches Lächeln voraus.

„Wer sagt dir denn, daß ich mich vor meinen Gedanken fürchte?"

„Ich hab' nicht vom Fürchten gesprochen", suchte Julius vorsichtig abzuschwächen. „Aber man kann es in vielen Fällen doch wohltuend empfinden, von sich selbst abgelenkt zu werden."

Eine Weile schwiegen sie. Endlich sagte Felix, noch immer an dem Freund vorbei ins Tal blickend: „Das war bis vor kurzem auch meine Meinung. Solange ich nicht die Möglichkeit gehabt hab', die Probe darauf zu machen."

„Und jetzt —?"

„Jetzt?... Jetzt bin ich beinahe zu der Überzeugung gekommen, daß es nur ein Mittel gibt, sich selbst zu entfliehen, wenn du es so nennen willst. Nämlich, sich selbst zu finden." — Und mit leiserer Stimme setzte er noch hinzu: „Man fürchtet sich ja immer vor den Dingen am meisten, die man am wenigsten kennt."

Bei diesen stockend vorgebrachten, gleichsam für keinen Zuhörer bestimmten Worten begann sich der dumpfe Druck, der nun schon seit Tagen auf Julius lag, zu lösen, ohne daß er imstande gewesen wäre, sich zu erklären, warum. Er wußte nur mit einem Male, daß er sich um Agathe nicht mehr zu sorgen brauchte, wenigstens nicht so, wie er es auf ihr Schreiben hin getan hatte, und daß der Mann an seiner Seite heute vom Wahnsinn vielleicht entfernter war, als vor Jahresfrist, in seiner wilden Verzweiflung über das Urteil Martiners.

Wie um sich der so unverhofft wiedergewonnenen Ruhe auch körperlich hinzugeben, streckte er sich der Länge nach auf dem grasigen, mild durchwärmten Boden aus, ließ seinen Blick zuerst nach den gegenüberliegenden Waldbergen schweifen, die jetzt, im vollen Sonnenlicht, schon einen deutlich wahrnehmbaren grünen Schleier trugen, und hob ihn dann langsam in die endlose Bläue des Himmels. Und die ganze Gegend, bis zu dieser Stunde noch als etwas Verschlossenes, ja sogar Feindselig-Lauerndes von ihm empfunden, tat sich auf und umfing ihn mit heimlichem Frieden.

Plötzlich unterbrach Felix die freundliche Stille.

„Wie findest du eigentlich Agathes Aussehen?"

„Agathe?" fragte Julius erstaunt und ohne den Zusammenhang zu erraten. — „Sie ist im wesentlichen wohl ziemlich unverändert."

„Ich meine nicht, was ihre Frische anlangt. Daß sie sehr müde und abgespannt aussieht, weiß ich. Aber findest du nicht, daß sie" — er zögerte einen Atemzug lang — „daß sie, in einem gewissen Sinne, schöner geworden ist . . .?"

Julius verschränkte die Hände unter dem Kopf. Er zwang sich gewaltsam, liegen zu bleiben, als könne er so die Ruhe, die wieder aus ihm zu schwinden drohte, festhalten.

„Daraufhin habe ich sie nicht angeschaut."

„Dann tu' es . . . und du wirst mir recht geben."

Mit unabweislicher Sicherheit fühlte Julius etwas näherschleichen, was ihn in das kaum überwundene, dumpfe Unbehagen zurückstoßen wollte. Aber er wußte nicht, wie er dem zuvorkommen, wie er es abwehren konnte.

„Welchen Eindruck Agathe als Frau auf andere Männer wohl macht", meinte Felix nach einer Weile.

Julius zuckte die Achseln. Er fand keine bessere Antwort, und selbst wenn er sie gefunden hätte, wäre er nicht fähig gewesen, sie auszusprechen.

„Du solltest es mir eigentlich sagen können ..."

„Ich? ... wieso —?"

„Du bist doch, außer mir, der einzige Mann, der häufig mit ihr beisammen war und sie näher kennengelernt hat."

„Aber nicht, um solche Betrachtungen anzustellen."

Felix lächelte geringschätzig.

„Warum? ... Weil sie die Frau deines sogenannten Freundes ist?"

„Darüber brauche ich dir keine Auskunft zu geben."

„Verzeih', Julius ... bei aller Hochachtung vor deinem Feingefühl und deiner Anständigkeit — aber das erscheint mir doch unwahrscheinlich. Oder, wenn es sich wirklich so verhält, dann ist es unnatürlich."

Jetzt sprang Julius mit einem Ruck vom Boden auf.

„Ich glaube, es ist Zeit, an den Heimweg zu denken."

Auch Felix erhob sich. Langsam und gleichgültig.

„Wie du willst."

Und ohne ein Wort zu wechseln, gingen sie talwärts.

In der Nacht nach diesem Tage wurde Julius durch ein undeutliches Geräusch aus dem Schlaf geweckt. Erst schlug im unteren Stockwerk, wo Felix' und Agathes Schlafzimmer lagen, eine Tür, dann wurde, zwar behutsam, aber doch hörbar, das schwere Haustor geöffnet und wieder geschlossen, und endlich klangen über den Kiesplatz vor dem Haus Tritte, die sich allmählich

auf dem angrenzenden Wiesenweg in der Stille verloren. Er war sich sogleich darüber klar, daß Felix einen der von Agathe in ihrem Schreiben geschilderten nächtlichen Anfälle erlitten hatte. Rasch stand er auf, kleidete sich flüchtig an und begab sich über die Treppe in den Halbstock hinunter, vor die Schlafzimmertür des Freundes, an die er, um sich zu vergewissern, anklopfte. Als er keine Antwort erhielt, rief er mit leiser Stimme: „Felix!" und weil sich noch immer nichts rührte, trat er kurz entschlossen ein.

Er sah auf den ersten Blick, daß der Raum leer und das Bett unbenützt waren. Während er, die Kerze in der Hand, unschlüssig dastand, was nun zu beginnen sei, erklang aus dem Nebenzimmer zaghaft Agathes Stimme.

„Julius ... sind Sie es ...?"

„Ja, Frau Agathe. Der Felix ist nicht hier."

„Ich weiß" — ein leises Schluchzen drängte sich zwischen ihre Worte — „ich hab' nur geglaubt, er ist vielleicht zurückgekommen ..."

„Hat er wieder einen Anfall gehabt?"

„Ja. Er muß sich heute gar nicht niedergelegt haben."

„Das Bett ist unberührt."

„Er ist die halbe Nacht hin- und hergegangen ... dann hat er zu weinen angefangen, so wie jedesmal ... und zuletzt ist er fort."

„Ich hab' ihn aus dem Haus gehen hören. Wissen Sie nicht, wohin er sich gewendet haben kann?"

Wieder klang ihr unterdrücktes Schluchzen gedämpft durch die Tür.

„Woher soll ich es wissen! ... Er sagt mir ja nichts! Nicht einmal zu ihm hinein darf ich!"

„Ich möchte ihm nach. ... Wenn ich nur eine Ahnung hätte —!"

„Wie wollen Sie ihn denn finden? Jetzt bei Nacht, ... und noch dazu, wo Sie hier ganz fremd sind! ... Gehen Sie wieder zur Ruhe, Julius ... und lassen Sie sich nicht länger stören. Es hilft ja doch alles nichts."

„Frau Agathe!" — Seine Stimme verstärkte sich zu sanftem Vorwurf. — „Können Sie im Ernst glauben, daß ich jetzt imstande wäre, zu schlafen? ... Ich bin doch gekommen, um Ihnen zu helfen! ... Sagen Sie mir nur, was ich tun kann!"

„So gehen Sie voraus in die Diele", antwortete sie nach kurzem Schweigen. „Ich kleide mich an und komme Ihnen nach. Dann wollen wir zusammen warten."

Die Diele, von der Agathe gesprochen hatte, war der größte Raum des Hauses. Sie erhielt durch die dunkle, fast bis an die Decke reichende Vertäfelung und durch eine von einem kunstreich geschnitzten Geländer begrenzte Treppe, die zu dem nächsthöheren Stockwerk emporführte und in eine von dem gleichen Geländer abgeschlossene Galerie einmündete, ein ungewöhnliches, beinahe feierliches Aussehen, das durch die flackernde Kerzenflamme noch in seltsamer Weise verstärkt wurde. Julius brauchte nicht lange zu warten, denn schon nach wenigen Minuten trat Agathe ein. Sie kam nicht denselben Weg, den er gegangen war, sondern erschien zunächst auf der Galerie und stieg dann langsam, die Hand gegen das Geländer stützend, die offene Holztreppe herab. Und wie sie in den zuckenden Lichtkreis der Kerze eintauchte, riß ihn ein tiefer, bebender Schreck von seinem Sitz in die Höhe. Er glaubte einer fremden, noch nie gesehenen Frau gegenüberzustehen, die wie

die Erfüllung eines brennenden, ihm erst in diesem Augenblick bewußt werdenden Wunsches auf ihn zuschritt. Sie trug eines jener kostbaren Gewänder, mit denen Felix sie in seiner verschwenderischen Laune während des letzten Jahres zu schmücken geliebt hatte, ein Morgenkleid von dünnem, schmiegsamem Stoff, mit zarten Spitzen und weichem Rauchwerk verbrämt. Unverhüllt schimmerten der Hals und der Nacken, ein Teil der Schultern und der Brust, unverhüllt die Arme bis über die Ellenbogen, und bei jeder Bewegung zeichnete ihr Körper sich preisgegeben durch das dünne Gewebe ab, unter dessen Saum die nackten Füße in pelzverzierten Hausschuhen bei jedem Tritt hervorglitten. Mühsam preßte er den Atem zurück, der ihm wie ein keuchender Hund aus den Lungen springen wollte. Undeutlich stieg die Erinnerung an die Worte des Freundes in ihm auf, von der neuen, seltsam erhöhten Schönheit Agathes, an die Frage nach ihrem Eindruck auf andere Männer. Wenn das wirklich Agathe war und nicht irgend ein geheimnisvolles Geschöpf, das diese sündhafte Nacht ihm in die Arme trieb, wirklich Agathe, die Frau seines Freundes, die er schon so lange kannte, neben der er schon so viele Jahre durchs Leben ging, — dann war er all die Jahre blind gewesen, blind und betäubt bis auf diesen Augenblick, in dem es ihm zum Bewußtsein kam, daß ein lebendiges Weib neben ihm stand, ein Weib, nach dem man sich in der Sehnsucht einsamer Stunden verzehrte, das einem das Blut wie mit klopfenden Hämmern durch die Adern jagte, das man an sich zu reißen begehrte, nur in dem einen Verlangen, es zu besitzen, seine Augen in Lust brechen zu sehen, seine Zunge sinnlose Laute stammeln zu hören.

Aber als Agathe nun an ihm vorbeischritt, ohne

seine Erregung zu bemerken, ohne die aufreizende Macht zu fühlen, die von ihr ausging, als sie auf einen Sessel niedersank, zerbrochen und hilflos, wie eine Bettlerin des Lebens, die nicht ahnt, daß sie nur die Augen vom Boden zu heben, nur mit der Hand zu winken braucht, um eine Königin zu sein, da verkrochen sich seine Gedanken gleich lichtscheuem, verprügeltem Gesindel in die Schlupfwinkel, aus denen sie hervorgebrochen waren, und nichts blieb zurück als Beschämung und heißes, überquellendes Mitlied mit der leidenden Frau. Nein, sie hatte dieses Kleid nicht seinetwegen angezogen, sie hatte es über sich geworfen, weil ihre Hand es zuerst im Kasten berührte oder weil es an ihrem Bett bereitlag, das Auge des Gatten beim ersten Morgengruß zu erfreuen. Und wäre es eine dürftige, geflickte Kutte gewesen, sie hätte sich unbedenklich darein gehüllt für diese traurig-nächtliche Begegnung.

Behutsam neigte Julius sich vor und streifte ihren Arm mit der Hand.

„Agathe, ... Sie Ärmste! ... Was müssen Sie leiden ..."

Ihr Kopf sank schlaff herab, so daß das Kinn die Brust berührte.

„Es ... es ist furchtbar ... Ich glaube, ... ich kann es nicht mehr ertragen ..."

Und plötzlich flossen ihr, ohne daß ein Schluchzen hörbar wurde, die Tränen aus den Augen.

Julius drückte die Fäuste gegen die Schläfen.

„Meine Schuld! ... Meine Schuld!"

„Ihre Schuld?" ... Sie preßte die zitternden Lippen aufeinander. „... Es hat wohl so kommen müssen ..."

„Nein! Nein! Sagen Sie das nicht!" — Er hatte es beinahe geschrien. — „Es ist ein Frevel, in das Schicksal

anderer Menschen einzugreifen! ... Hätte ich damals geschwiegen und euch in Frieden gelassen, dann wäre es nie so weit gekommen! ... Was war euer kleiner Kummer von damals gegen diese namenlosen Qualen!"

„Er wäre nicht so klein geblieben. Er wäre stärker geworden und über uns hinausgewachsen ... In einer anderen Form vielleicht als jetzt, aber nicht weniger schmerzlich. Oder sogar noch schmerzlicher. Und ich muß es geahnt haben. Schon damals. Hätte ich Ihnen sonst geholfen ... und meine Einwilligung gegeben? ... Es wäre mir doch ein Leichtes gewesen, den Felix abzuhalten. Warum habe ich es nicht getan?"

„Weil ich Sie in meine falsche Hoffnung mit hineingerissen hab'!"

„Ich hab' mich so gern hineinreißen lassen ..."

„Hätte ich Sie wenigstens vorher befragt ... und nicht so tückisch überrumpelt!"

„Was wäre dadurch anders geworden? Sie hätten mich ebensogut überzeugt, wie es dann später geschehen ist. Und vor allem dürfen Sie eines nicht vergessen. Sie haben es in der besten Absicht getan."

Er lachte verächtlich auf.

„Diese verfluchte beste Absicht! Was für Elend hat die schon auf dem Gewissen!"

Sie nickte mit müdem Lächeln.

„Und doch läßt man sich immer wieder von ihr verführen! ... Nein, Julius, Sie bedürfen keiner Rechtfertigung. Wozu über eine Schuld grübeln, die vielleicht gar nicht vorhanden ist?" — Plötzlich schlug sie beide Hände vors Gesicht und stöhnte auf. — „Wenn nur schon alles zu Ende wäre! ... Für ihn ... und auch für mich!"

Er war vor ihr niedergekniet und umklammerte ihre Handgelenke mit unbeherrschtem Griff.

„Frau Agathe! ... Denken Sie noch immer an diesen Wahnsinn?"

Sie schüttelte in die vorgehaltenen Hände hinein den Kopf.

„Das ist kein Wahnsinn. Wenn es etwas gibt, was mir diese kurze Spanne Zeit noch erträglich macht, so ist es der Gedanke daran."

„Aber, mein Gott, ... mein Gott!" — Er gab ihre Arme frei und ließ die Stirn gegen die Seitenlehne des Stuhles sinken. — „Wälzen Sie diese furchtbare Verantwortung nicht auf mich!"

Da richtete sie sich mit einem tiefen Atemzug aus ihrer zusammengesunkenen Stellung auf.

„Fangen Sie doch nicht wieder von vorn an, Julius! ... Seien Sie nicht kindisch und stehen Sie auf. Ich hab' geglaubt, Sie sind gekommen, um mir zu helfen? ... Warum erschweren Sie mir das Ganze noch so? Es ist ohnehin hart genug."

Er stand gehorsam auf und näherte sich der großen Glastür, die zu der an die Vorderseite des Hauses angebauten Terrasse führte.

„Wird es nicht schon Morgen ...?"

Sie hob die Kerze ein wenig vom Tisch und blickte nach der in die Vertäfelung eingelassenen Wanduhr.

„Das kann doch nicht gut möglich sein. Halb drei vorüber ... Aber nun kommt ja bald der längste Tag. Da sind die Nächte hell."

„... Und doch so dunkel ..."

„Kommen Sie, Julius, setzen Sie sich zu mir. Wir wollen von anderen Dingen reden."

Er wandte sich langsam von der Tür ab.

„Warum?... Wissen Sie, was mir der Felix heute, oder richtiger, schon gestern nachmittag gesagt hat?"

„Hat er mit Ihnen gesprochen?"

„Noch nicht offen und ehrlich. Nur mit ein paar versteckten Worten. Aber sie haben mich merkwürdig beruhigt."

„Was waren das für Worte?" fragte sie zaudernd, wie in geheimer Angst.

„Er hat gemeint, wir fürchten uns vor den Dingen am meisten, die wir am wenigsten kennen."

„Die wir am wenigsten kennen...?"

„Ja." — Er hatte sich einen Stuhl in ihre Nähe geschoben. — „Und das sind ja doch die Dinge, von denen Sie jetzt nicht reden wollen, Frau Agathe.... nicht wahr?"

Sie stützte den Arm im Ellbogen gegen die Sessellehne und schmiegte die Wange in die Hand.

„Vielleicht... mögen Sie recht haben..."

„Nicht ich. Er, — der jetzt draußen, von seinem Elend gehetzt, durch die Nacht irrt. Er hat recht... Zu entfliehen vermag man diesen Dingen nicht —"

Ihre kaum beruhigten Züge erschlafften zu der alten, trostlosen Müdigkeit.

„Nein,... das vermag man nicht..."

Und Julius war beinahe froh darüber, so als habe er befürchtet, sie könne, wenn der Kummer ganz von ihr abfiele, wieder jene lockende Gestalt annehmen, in der sie ihn bei ihrem Erscheinen in diesem Raum so heiß erschreckt hatte.

„Es ist vielleicht besser", fuhr er fort, „man stellt sich ihnen Aug' in Aug' gegenüber, als man hört sie hinter sich herjagen und weiß, daß sie einen zuletzt doch einholen."

Sie zog die Stirn nachdenklich in feine Falten.

„Ich habe es oft versucht, aber es hat mir nicht geholfen."

„Nicht —?"

„Nein ... Vielleicht liegt es daran, daß es gar nicht diese Dinge sind, vor denen wir uns fürchten, sondern —"

„Was sonst, Frau Agathe?"

„Irgend etwas Fernes, ... Rätselhaftes ... Etwas, was mit diesem Letzten wohl gar nicht zusammenhängt. Denn davor, vor diesem Letzten, bangt mir nicht. Das weiß ich."

Er schüttelte, während er aufmerksam ihr Gesicht beobachtete, langsam den Kopf.

Endlich, nach längerem Schweigen, fragte er: „Sagen Sie, Frau Agathe, halten Sie den Gedanken, daß der Felix sich hier in diese Einsamkeit verkriecht, für besonders glücklich?"

„Nein. Das heißt, von seinem Standpunkt aus, und soweit ich mich in seine Empfindungen versetzen kann."

„Und was Sie anlangt?"

Sie hob die Schultern.

„Um mich handelt es sich nicht. Aber ich muß gestehen, daß ich mich hier wohler fühle, als in dem Leben, das wir während des letzten Jahres geführt haben. Obgleich das ganze Elend hier viel schärfer zutage tritt, ... oder eigentlich erst so recht zum Ausbruch gekommen ist. Wenigstens wird jetzt mit offenen Karten gespielt."

„Sie glauben also, daß der Felix sich früher verstellt hat?"

„Ja. Es ist übrigens möglich, daß er es nur getan hat, weil er es noch imstande war, ... und daß er es

jetzt auch unter den früheren Verhältnissen nicht mehr könnte. Aber für mich hängt es gewissermaßen mit dieser neuen Umgebung zusammen."

„Sie mögen ja auch sonst unter diesem anderen Leben schwer gelitten haben ..."

„Nicht unter dem anderen Leben, Julius. Wenn ich ganz ehrlich sein soll, dann hat es sogar Stunden gegeben, in denen mir der Gedanke gekommen ist, daß ein solches Leben sehr schön und verlockend sein könnte, wenn ... wenn man nur fähig wäre, es ungehemmt zu genießen. Denken Sie vielleicht noch an das, was der Felix damals, vor einem Jahr, gesagt hat? ... Von dem betörenden Reiz des Bewußtseins, aller Fesseln, aller Rücksichten auf seine Umgebung und auf das eigene Verantwortlichkeitsgefühl ledig zu sein? Sich jedem Wunsch, jeder Regung hingeben zu können?"

Julius verzog den Mund wie in nachträglichem Grauen.

„Erinnern Sie mich nicht an diesen furchtbaren Auftritt!"

„Furchtbar?" — Sie lächelte ungläubig. — „Warum furchtbar? ... Ich habe oft an seine Worte denken müssen und habe mich nicht geschämt, ihm recht zu geben. Freilich", seufzte sie leise, „scheint es einem ja nicht vergönnt zu sein, die eine Kette abzustreifen, ohne sie gegen eine andere, schwerere einzutauschen." — Und indem sie verneinend die Hand bewegte: „Aber das Leben selbst, als solches, hätte mich nicht bedrückt. Nur ... nur die Dinge, die unsichtbar daneben hergegangen sind."

Er neigte sich bittend gegen sie vor.

„Frau Agathe —"

„Was denn, mein Freund?"

„Wollen Sie mir nicht von all dem erzählen?“

„Von unserem Leben im vergangenen Jahr?“

„Nicht davon allein. Darüber haben Sie mir ja manches geschrieben. Von dem, was Ihnen dieses Leben zur Qual gemacht hat ...“

Sie preßte die Hand gegen die Stirn.

„Also, noch einmal, Aug' in Aug'?“

„Mit mir gemeinsam! ... Schau'n Sie, Frau Agathe, heute kommt es mir wie ein Verbrechen vor, daß ich Sie im vorigen Jahr verlassen hab'.“

„Nicht Sie haben uns verlassen, Julius, ... sondern wir Sie.“

Er nickte in ungeduldiger Zustimmung.

„Vielleicht. Aber trotzdem! Es wäre meine Pflicht gewesen, Ihnen zu folgen. Der Martiner hat es ja auch von mir verlangt.“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Der Martiner? ... Warum?“

„Damit Sie in ... in den schwersten Augenblicken nicht allein bleiben.“

Ein bitterer Zug spielte um ihre Lippen.

„Er hat solche Augenblicke also doch vorausgesehen ...“

„Ja. Und dann wollte er auch von Felix' Zustand Nachricht erhalten.“

„Obwohl er gewußt hat, daß er hoffnungslos ist?“ — Der Zug um ihren Mund grub sich härter und tiefer ein. — „Es muß wohl ein sehr interessanter Fall für ihn gewesen sein.“

„Lassen Sie das jetzt, Frau Agathe, ... und sprechen Sie. Ich bitte Sie darum! Mir ist, als könnte ich dadurch Versäumtes nachholen ... und wieder gutmachen.“

Sie lehnte sich weit in den Sessel zurück, und wäh-

rend ihr Kopf bis gegen die Lehne sank, verlor sich ihr Blick in die schattenhafte Dunkelheit des Raumes.

„Wo soll ich beginnen ... und wo aufhören ...?"

„Dort, wo Ihr Leid am schwersten war ..."

„Das war es oft ... so oft ..."

Er wagte, wie er ihr nun wartend gegenübersaß, das tiefe Schweigen, in dem sie verharrte, nicht mehr zu stören. Auch wenn sie stumm geblieben wäre, hätte eine ehrfurchtsvolle Scheu ihn davon abgehalten, noch weiter in sie zu dringen.

Endlich begann sie zu erzählen. Zuerst nur stockend und zaghaft, dann, als die Erinnerung auflebte und Macht über sie gewann, mit einer frohen, fast erlösten Hingegebenheit an ihre Worte. Im Grund sagte sie ihm nichts anderes, als was schon in all ihren Briefen von ihren Fahrten und ihrem Treiben zu lesen stand, aber er fühlte doch den schmerzlichen Unterschied und erkannte manches, was sie ihm früher aus Trotz oder aus Angst vor sich selbst verschwiegen hatte. Wie in einen finsteren Abgrund tauchte sein Blick in die durchlittene Pein dieser beiden armen, gequälten Menschen, und jetzt, da er seine Ahnung zur Wahrheit geworden, seine bangen Zweifel gerechtfertigt sah, vermochte er nicht die Genugtuung des Klügeren darüber zu empfinden, sondern nur Scham, nur nagende, verspätete Reue.

Nichts von dem, was er ersehnte, hatte Felix durch seine sinnlosen, wahnwitzigen Opfer erkauft, kaum hie und da eine Sekunde wirklichen Vergessens im wildesten Taumel. Wie ein böses, heimtückisches Tier war sein Verhängnis hinter ihm hergeschlichen, immer sprungbereit und jeden Versuch, ihm zu entrinnen, verhöhnend.

„Und gerade immer dann", klagte Agathe, „wenn ich geglaubt hab', jetzt, — jetzt darfst du deine Sorgen fahren lassen, jetzt darfst du unbedenklich das genießen, wofür du ohnehin so teuer zahlen mußt, — gerade immer dann hat es mich getroffen wie ein unsichtbarer Fausthieb und in ein neues, noch viel jämmerlicheres Elend zurückgeworfen."

„Und ... auch ihm ist es nicht besser gegangen?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Wir haben nie darüber gesprochen. Aber das war auch nicht nötig. Wir haben es ja gewußt! ... Ein einziges Mal haben wir es uns eingestanden. Nicht mit Worten. Nur mit einem Blick."

„Wann war das, Frau Agathe ...?" fragte Julius, wie in heimlicher Angst, eine der Qualen könne ihm verschwiegen bleiben.

Ein heller Hahnenschrei, vom Wirtschaftshof aufklingend, durchriß die horchende Stille. Vom Tal herauf antwortete ein zweiter und gleich darauf ein dritter, noch leiser, aus noch weiterer Ferne.

„Nun kommt ja doch der Morgen ..." Julius sagte es beinahe mit enttäuschter Stimme.

Agathe lauschte dem Krähen der Hähne, das, bald nah, bald ferner, noch eine Weile andauerte, um plötzlich, so wie es begonnen hatte, wieder zu ersterben.

„Die Hähne rufen oft auch mitten in der Nacht." — Und mit einer Handbewegung gegen die Glastür, deren Holzkreuz schon in klaren Umrissen sichtbar wurde: „Aber Sie haben recht. Es fängt zu dämmern an."

Nur mühevoll zwang Julius sich zu einer freundlichen Mahnung.

„Sie sollten nun zu Bett gehen, Frau Agathe, ... es wird sehr kühl."

Sie zog das leichte Kleid höher um Brust und Schultern.

„Ich könnte nicht schlafen. Und das schlaflose Liegen macht mich so müde ..."

Dann sprach sie weiter, ohne daß er sie darum gebeten hätte.

„Einmal sind wir mit einem Segelboot in das blaue Südmeer hinausgefahren. So wie an jedem Tag, hatte uns der Schiffer, den wir manchmal zu mieten pflegten, auch an diesem Morgen sein lockendes „bel vento" entgegengerufen. Wir haben ihm seinen Willen getan und sein Boot bestiegen. Aber wie wir aus dem Hafen hinausgekommen sind, hat es sich gezeigt, daß der Wind wohl doch zu schön war. Eine eiskalte Bora ist über das Wasser gestrichen und weiter draußen, auf hoher See, haben an den breiten Wellen verdächtige, silberne Schaumkämme aufgeblitzt. Das Ziel unserer Reise war ein kleines, etwa zwei Stunden entferntes Eiland. Der Wind hat uns in kaum eineinhalb Stunden hingetragen. Nur mit Mühe haben wir an dem felsigen Strand landen können, weil uns die Brandung immer wieder zurückgeworfen hat. Endlich ist es uns doch gelungen. Die Insel war nicht größer, als ein mäßiger Garten, und aus dem heideartigen Boden in ihrer Mitte sind unzählige, weiße Narzissen gewachsen. Wir haben beide Arme voll gepflückt, eigentlich ohne zu wissen für wen und warum. Dann hat uns der Schiffer zur Rückfahrt getrieben. Das Wetter mag ihm wohl nicht geheuer vorgekommen sein. Und er hat recht gehabt. Der Wind ist jetzt schon so stark gegangen, daß unser Boot sich ganz auf die Seite gelegt hat und daß uns die entgegen-

springenden Wellen ihr Wasser über die Beine gespritzt haben. Und plötzlich hat es sich ereignet. Auf welche Weise, ist uns, glaube ich, allen dreien nicht zu Bewußtsein gelangt. Vielleicht mag der Schiffer in seiner Unruhe ungeschickt manövriert haben, — jedenfalls hat das Boot mit einem Male einen so furchtbaren Stoß bekommen, daß ihm das Segel, das er gerade umstellen wollte, mit einem Knall aus der Hand gerissen worden ist und daß wir jeden Augenblick umzukippen geglaubt haben. Es ist nicht geschehen. Aber die Gefahr muß sehr groß gewesen sein, denn wie wir, viel später erst, den Mann näher ins Auge gefaßt haben, war er weiß wie eine gekalkte Wand, und seine groben, ungeschlachten Hände haben gezittert wie die eines erschreckten Kindes ... Und sehen Sie, Julius, gerade in diesen wenigen Sekunden, in denen es — ich bin überzeugt davon — um Leben und Tod gegangen ist, haben sich unsere Blicke begegnet, und da hab' ich gewußt: wenn das Boot jetzt umschlägt, wird der Felix keinen Versuch machen, zu schwimmen und sich zu retten. Er wird sich untersinken lassen, wie Blei. Ja, es hat beinahe wie Sehnsucht in seinem Gesichtsausdruck gelegen, daß es geschehen, daß endlich ein Ende kommen möge ..."

„Und Sie, ... Frau Agathe ...?" fragte Julius mit dem Rest eines tiefen Atemzuges.

„Ich —?" Sie sah ihn verwundert an. — „Ich hätte mich noch im letzten Augenblick an ihn geklammert, um mit ihm zugleich unterzugehen ... und nicht vielleicht von dem Schiffer gerettet zu werden."

Er zog in aufsteigendem Grauen die Schultern zusammen und drückte die Hand vor die Augen.

„Gräßlich ..."

„Warum? Das kann ich nicht finden ... Übrigens,

wozu entsetzen Sie sich. Es ist ja nicht geschehen. Und wenn auch! Es wäre vielleicht gar kein übles Bild gewesen. Das umgeschlagene Boot ... und über die Wasserfläche verstreut, gerade dort, wo wir verschwunden sind, die weißen Narzissen ... Wenigstens wären sie nicht vergeblich gepflückt worden."

„Frau Agathe, ... so bittere Scherze waren sonst nicht Ihre Art."

„Ja sonst!" — Und wie um sich gewaltsam von ihrer Stimmung zu befreien, lachte sie laut auf. — „Bei der Rückkehr in den Hafen hat dann unser Schiffer auf ein besonders reiches Trinkgeld angespielt. ‚Die Herrschaften wissen wohl nicht, in was für einer Gefahr wir waren', hat er gleichsam zur Begründung gemeint. Der Felix hat ihm belustigt ins Gesicht gesehen. ‚Nur wir? Ich glaube, du wärst mit uns ersoffen.' Aber das Geld hat er ihm doch gegeben."

Sie war aufgestanden, hatte die auf die Terrasse führende Tür geöffnet und lehnte mit dem Rücken an ihrem Rahmen.

„Sehen Sie, Julius, so wie diese Fahrt, war damals eigentlich unser ganzes Leben. Mit Blüten im Arm, von allen ahnungslosen Menschen beneidet, und dabei nur von dem einen Gedanken erfüllt: das Boot möge umschlagen und uns unter sich begraben."

Er trat langsam an ihre Seite.

„Frau Agathe, ... die Morgenluft ist feucht und kalt ..."

„Ach, lassen Sie doch", wehrte sie ab. „Die Erfahrung hab' ich auch schon gemacht, daß einem gerade dann nichts geschieht, wenn man es sich wünscht." — Sie streckte plötzlich aufhorchend den Kopf vor. — „Ich glaube, jetzt kommt er."

Auch Julius lauschte einen Augenblick.

„Ich höre nichts."

Aber sie schloß die Tür und zog ihn in die Diele zurück.

„Ja, bestimmt."

Und nun klangen auf dem Kiesplatz vor dem Haus müde, schwere Tritte.

„Sehen Sie, daß ich mich nicht getäuscht habe! Kommen Sie, wir wollen in unsere Zimmer gehen. Er soll nicht merken, daß wir gewacht und gewartet haben."

Sogleich nach seiner Heimkehr sperrte Felix sich in sein Schlafzimmer ein, das er während des ganzen Morgens und Vormittags nicht mehr verließ. Auch zum Frühstück erschien er nicht in der Diele, wo Agathe und Julius sich abgespannt und ohne Verlangen nach einer weiteren Aussprache zusammenfanden. Vielleicht wollte er das, was er bei Nacht an Schlaf und Ruhe versäumt hatte, nachholen, vielleicht wünschte er lediglich zu vermeiden, von dem Freunde wegen des Anfalles, der ihm ja sicherlich nicht verborgen geblieben war, befragt zu werden. Aber selbst wenn sich Julius auf diese Weise nicht die ersehnte Gelegenheit zu einem Besuch bei dem Arzt geboten hätte, unter dem lastenden Eindruck des nächtlichen Erlebnisses hätte er sie an diesem Tag ungescheut vor Felix' Augen, ja, sogar gegen seinen Willen erzwungen.

Am späteren Vormittag, zu einer Zeit, zu der er den Doktor daheim anzutreffen hoffte, stieg er ins Tal hinab und fand unschwer das einige Minuten außerhalb des Ortes gelegene, durch eine Tafel gekennzeichnete Haus. Ein kleiner Vorgarten, hinter dessen Umfriedung

zur rechten und linken Seite der Eingangspforte zwei künstlich aus Steinen geformte, mit verschiedenen Alpenblumen bepflanzte Felsgruppen standen, trennte das schmucke Gebäude von der Straße, und wieder erschien es Julius gänzlich unglaubhaft, daß in einem so freundlichen, behaglichen Heim ein von bösen, heimlichen Lüsten gepeinigter Finsterling leben sollte. Im kühlen Stiegenhaus wurde er von einer derben Magd nach seinem Begehren gefragt und dann in das Ordinationszimmer gewiesen, wo ihn der Arzt, der sich von seinem Kommen durchaus nicht überrascht zeigte, auf das liebenswürdigste empfing. Nach den ersten, begrüßenden Worten lud er ihn ein, sich mit ihm in den an die Rückseite des Hauses anschließenden Gras- und Obstgarten zu begeben, da der überaus warme Frühlingstag den Aufenthalt im Freien angenehmer mache, als in den noch ein wenig winterkalten Wohnräumen. Unter einem alten Apfelbaum, der in einigen Tagen zu einem riesigen Strauß rosiger Blüten verwandelt sein mochte, ließen sie sich auf eine Bank nieder und wurden gleich darauf von einem dichten Schwarm von Hühnern umringt, die aus allen Teilen des Gartens flatternd und mit lautem Gegacker herbeigestürmt waren. „Irgend eine Liebhaberei muß man in dieser Einsamkeit wohl haben", meinte der Arzt gleichsam entschuldigend, als das Geflügel furchtlos auf die Bank und von da den Männern auf die Knie, ja, selbst auf die Schultern hüpfte, und begann darauf den Tieren Maiskörner und Semmelbrocken zu streuen, die er in der Rocktasche vorbereitet trug. Allein die meisten warteten nicht erst, bis das Futter zu Boden fiel, sondern rissen es ihm aus der Hand, einzelne zwängten den Kopf sogar in den Spalt der Tasche, und eines, eine über alle Maßen zu-

trauliche Henne, die auf den Namen Schneewittchen hörte, pickte ihm die Semmelstücke zart und behutsam von den Lippen. Eine Weile ergötzten sie sich noch an dem munteren Treiben der Hühner, dann scheuchte der Arzt sie nicht allzu gewaltsam zurück, aber nur zögernd, und erst als sie sahen, daß auf keine Fütterung mehr zu hoffen war, verloren sie sich wieder in die entfernteren Teile des Gartens.

„Herr Doktor, Sie werden über meinen Besuch einigermaßen erstaunt sein", eröffnete Julius nach kurzem Schweigen das Gespräch.

„Ich war durch Sie selbst darauf vorbereitet", entgegnete Schiermayer höflich, „aber auch sonst könnte von einem Erstaunen wohl nicht die Rede sein. Oder höchstens von einem freudigen. Für uns hier draußen ist das Erscheinen eines städtischen Gastes ein seltenes Ereignis."

„Dann dürfte es Ihnen sehr willkommen gewesen sein, daß mein Freund sich hier niedergelassen hat?"

„Ich will es nicht leugnen. Um so mehr, als er ständig hier zu bleiben gedenkt und so gewissermaßen eine dauernde Bereicherung unseres Kreises bildet."

„Es ist also wirklich seine Absicht —?"

Der Arzt hob, um auch die Möglichkeit einer anderen Wendung nicht auszuschließen, die Schultern.

„Wenigstens hat er es mir wiederholt versichert. Sein Vorgänger auf dem Berghof — so hat die Agathenshöhe nämlich früher geheißen — pflegte sich nur während der Sommermonate hier aufzuhalten. Und auch da hat er mit uns Einheimischen so gut wie gar nicht verkehrt."

Julius zeichnete mit der Spitze seines Stockes Figuren in den Sand, deren Entstehen Schiermayer mit

ungeteilter Aufmerksamkeit verfolgte. Endlich sprach er weiter.

„Trotzdem werden Sie meinen Besuch vermutlich nicht lediglich als Höflichkeitsbeweis auffassen."

Der Arzt machte mit dem Oberkörper eine halb zustimmende, halb erwartende Verneigung.

„Bevor ich auf den eigentlichen Grund komme, der mich zu Ihnen führt", fuhr Julius fort, „fühle ich mich verpflichtet, Sie auf eines aufmerksam zu machen. Und zwar darauf, daß ich der älteste und einzige Freund des Doktor Karlhofer und seiner Frau bin. Und in alle seine Verhältnisse eingeweiht."

„Davon bin ich unterrichtet. Auf Agathenshöhe war häufig die Rede von Ihnen."

„Ich habe es ausdrücklich betont, damit Sie mir nicht vielleicht die Berechtigung absprechen, mich um Dinge zu bekümmern, die mich, wenigstens in Ihren Augen, nichts angehen."

Schiermayer hob die nach außen gekehrten Handflächen ein wenig.

„Ich bin allerdings vollständig ahnungslos, um was es sich handeln könnte —"

Und nun richtete Julius den Blick scharf auf ihn.

„Hat mein Freund Ihnen etwas von seinem Schicksal erzählt?"

„Sie scheinen, nach dem Ton Ihrer Frage zu schließen, auf ein besonderes, außergewöhnliches Schicksal anzuspielen. Davon weiß ich nichts."

„Also nicht." — Julius hatte den Blick abgewendet und lehnte sich nun, indem er die Beine kreuzte, mit dem Rücken gegen die Bank. — „Ich bin auch auf Agathenshöhe nicht zu meinem Vergnügen gekommen

oder als zufälliger Gast, sondern weil Frau Doktor Karlhofer mich sozusagen zu Hilfe gerufen hat."

Der Arzt zog in scheinbarem Erstaunen die Augenbrauen hoch.

„Oh —?"

Julius betrachtete angelegentlich seine Fußspitze, die er mit langsamen Knöcheldrehungen hin und her bewegte.

„Sie wird schon seit einiger Zeit von eigentümlichen Gerüchten beunruhigt, die über meinen Freund und auch über Sie, Herr Doktor, im Umlauf sind."

Über das Gesicht des Arztes glitt ein verstehendes Lächeln.

„Was sollen das für Gerüchte sein?"

Und nun kehrte Julius ihm den Blick wieder zu.

„Ist es wahr, daß Sie den Doktor Karlhofer bei Ihren Gängen zu Sterbenden mitgenommen haben?"

Schiermayer nickte, aber es galt mehr sich selbst, so als habe er eine Vermutung bestätigt erhalten.

„Ich konnte mir denken, daß es sich darum handelt."

Julius neigte sich, beinahe erschreckt, gegen ihn vor.

„Es ist also wahr?"

„Ich habe durchaus keine Ursache, es zu leugnen."

„Ja, aber mein Gott, ... Herr Doktor...!"

„Sie scheinen darüber einigermaßen erstaunt zu sein?"

„Ja, verzeihen Sie, das ist doch auch etwas so... so..." da Julius nicht den richtigen Ausdruck fand, unterbrach er sich. — „Und hat mein Freund Sie darum gebeten?"

„Allerdings."

„Und Sie haben seine Bitte erfüllt?... So ohne weiteres?"

„Warum hätte ich es nicht tun sollen?"

Einen Atemzug lang machte die unerschütterliche Ruhe des Arztes Julius sprachlos. Dann streckte er förmlich drohend die Hand aus.

„Aber um Gottes willen, das ... das ist doch keine Bitte wie jede andere!"

„Gewiß nicht."

„Und trotzdem? ... Und obwohl Sie Arzt sind?"

Schiermayer faßte den Arm des Erregten und drückte ihn mit sanfter Gewalt nieder.

„Nicht o b w o h l ich Arzt bin, — w e i l ich es bin." — Und als Julius ihn noch immer verständnislos anstarrte: „Ich habe sehr gut gewußt, daß Ihr Freund mich nicht infolge eines geistigen Defektes darum bittet, wie Sie zu befürchten scheinen, oder, sagen wir es rund heraus, aus Perversität, sondern unter irgend einem tiefen, seelischen Zwang."

Eine Weile sah Julius stumm ins Leere. Endlich schöpfte er mühevoll Atem.

„Alle Achtung vor Ihrem ärztlichen Scharfblick. Ich verstehe aber doch nicht, wie man einem Menschen, den man schließlich nicht näher kennt ... und von dem man nichts weiß, ... ohne weiteres einen derartigen Wunsch erfüllen kann."

„Ich habe mich seinerzeit auch ein wenig mit Psychiatrie beschäftigt", entgegnete der Arzt zögernd, als schäme er sich dieses Geständnisses. — „Es ist freilich schon lange her, aber eine Kleinigkeit wird vielleicht doch hängen geblieben sein."

„Sie geben also die Möglichkeit zu, daß der Zustand meines Freundes kein ganz normaler ist?"

„Es zeigen sich manchmal seelische Verfassungen, die ungewöhnlich sind, aber durchaus nicht krankhaft. Und die man berücksichtigen muß."

„Selbst wenn sie sich in einer solchen Form äußern?"

„Selbst dann."

„Hat mein Freund überhaupt Ihren ärztlichen Rat in Anspruch genommen?"

Schiermayer sah Julius von der Seite her ernst ins Gesicht.

„Ich bin nicht nur Arzt, Herr Schirk, sondern auch Mensch. Oder wenigstens bemühe ich mich, es zu sein."

Julius rückte ungeduldig mit dem Kopf.

„Ich bezweifle die Lauterkeit Ihrer Absichten nicht. Es ist mir nur unbegreiflich, daß —. Und haben Sie denn nicht an die Folgen gedacht?"

„An was für Folgen?"

„Es ist doch klar, daß über so etwas geredet wird, ... und daß es die Leute nach ihrer Weise zu deuten versuchen!"

„Mir ist bis jetzt noch nichts zu Ohren gekommen."

„Die Frau Doktor hat schon manches zu hören bekommen."

„Mein Gott", Schiermayer zuckte lächelnd die Achseln. „Was irgend ein altes Weib oder sonst ein alberner Schwätzer reden, das braucht man nicht gleich ernst zu nehmen. Sie dürfen die gnädige Frau mit gutem Gewissen beruhigen. Auf meine Verantwortung. Ich kenne die Stimmung der Einheimischen ziemlich genau. Wenn sie wirklich etwas argwöhnen sollten, würde es mir sicher nicht verborgen bleiben. Übrigens bin ich in der betreffenden Angelegenheit jedesmal sehr vorsichtig zu Werk gegangen."

„Es war also öfter der Fall?"

„Bis jetzt zweimal. Und in beiden Fällen habe ich darauf Rücksicht genommen, daß kein Anstoß erregt

wird. Obwohl die Leute hier draußen von dem Tod eines Menschen gar nicht so viel Wesens machen."

„Wie war Ihnen das möglich?"

„Das einemal hat es sich um einen alten Kohlenbrenner gehandelt, der mutterseelenallein in seiner Hütte gelegen ist und um den sich kein Hund gekümmert hat. Das zweitemal um einen Pfründner, der ebenso gottverlassen in einer dreckigen Kammer im Versorgungshaus seinen letzten Seufzer ausgestoßen hat."

„Und wie ... wie hat sich mein Freund dabei verhalten?"

„Ich habe nichts Auffälliges an ihm bemerkt."

„Hat er Ihnen seine Bitte, die Sterbenden besuchen zu dürfen, irgendwie begründet?"

„Begründet ... eigentlich nicht."

„Aber er kann doch nicht ganz unvermittelt —?"

Schiermayer zog die Stirn in nachdenkliche Falten.

„Wahrscheinlich wird es sich gesprächsweise ergeben haben. Wir haben uns während unserer gemeinsamen Spaziergänge über manches unterhalten. Genau kann ich mich heute nicht mehr erinnern. Ich glaube, er hat einmal etwas von Studien angedeutet, die er machen will. Wozu, könnte ich freilich nicht mehr sagen."

„Und ist es richtig, daß —" Julius zögerte einen Augenblick, ohne dem Arzt dabei ins Gesicht zu schauen —, „daß er dann allein bei den Toten zurückgeblieben ist, nachdem Sie schon gegangen waren?"

„Ja."

„Und auch das haben Sie zugegeben?"

„Warum nicht? ... Ich habe Ihnen ja schon erklärt, daß mir das Benehmen des Herrn Doktor keinen krankhaften Eindruck gemacht hat."

„Was er während dieser Zeit, ich meine, während er

allein mit den Toten beisammen war, getrieben hat", — Julius' Stimme senkte sich lauernd — „das wissen Sie nicht?"

„Sicherlich nichts Bedenkliches."

Julius erhob sich von der Bank und ging mit locker hinter dem Rücken ineinander gelegten Händen einigemal auf und ab. Dann stellte er sich vor den Arzt hin, der unbeweglich sitzen geblieben war.

„Herr Doktor, ... ich will Ihnen jetzt etwas anvertrauen."

Schiermayer verneigte sich, um seine Bereitheit anzudeuten.

„Aber Sie müssen mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie es keinem Menschen weitersagen. Und vor allem, daß Sie sich meinem Freund gegenüber nie etwas anmerken lassen."

„Wenn es mit meinem ärztlichen Gewissen vereinbar ist —."

„Auf meine Verantwortung."

Erst jetzt schlug Schiermayer in die dargebotene Hand ein.

Und Julius ließ sich wieder an seiner Seite nieder.

„Auf meinem Freund lastet ein schweres Verhängnis. Nach dem Ausspruch eines berühmten Arztes soll er nur mehr ein Jahr zu leben haben."

Eine Weile horchte Schiermayer den eben vernommenen Worten gleichsam nach. Endlich wendete er sich langsam gegen Julius.

„Das ist ... doch wohl nicht Ihr Ernst ...?"

„Es ist das Urteil eines Mannes, der als unfehlbar gilt."

„Und wer ist dieser Mann?"

„Stephan Martiner."

Schiermayer preßte die Lippen hart aufeinander, während er sich wieder an die Banklehne zurückneigte. Nach einem kurzen Schweigen sagte er mit sehr leiser, trauriger Stimme: „Aus seinem Mund erscheint ein Irrtum allerdings so gut wie ausgeschlossen."

Julius hob zweifelnd die Schultern.

„Darüber habe ich nicht zu entscheiden."

„Es scheint" — der Arzt streifte ihn mit einem raschen Blick —, „daß Sie dem Ausspruch des Professors Martiner keinen unbedingten Glauben beimessen?"

Julius gab keine Antwort. Er stemmte nur beide Ellbogen gegen die Schenkel und verschränkte die Hände zwischen den Knien.

„An welcher furchtbaren Krankheit leidet der Doktor Karlhofer?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Es soll ein sehr seltener Fall sein, dessen Erreger man noch nicht genau kennt. Oder eigentlich ein Zusammentreffen mehrerer Erscheinungen. Der Martiner hat sich nicht ganz klar darüber ausgesprochen." — Plötzlich richtete sich Julius, wie von einem hoffenden Gedanken erfaßt, auf. — „Könnten Sie sich übrigens nicht brieflich an ihn wenden? Nachdem Sie so lebhaften Anteil nehmen! ... Ihnen, dem Kollegen gegenüber, würde er sich vielleicht deutlicher erklären."

„Das wäre nicht gut möglich. Wenigstens nicht ohne die ausdrückliche Ermächtigung Ihres Freundes."

Julius bewegte abwehrend die Hand.

„Daran ist nicht zu denken."

„Dann —" Schiermayer zuckte die Achseln. — „Es würde so aussehen, als ob ich meine ärztlichen Dienste aufdrängen wollte. Und diesen Eindruck möchte ich

weder beim Doktor Karlhofer, noch beim Professor Martiner erwecken."

„Es war nur ein plötzlicher Einfall von mir. Und schließlich, — selbst wenn der Martiner Ihnen Bescheid geben würde, was wäre damit erreicht?" — Julius ließ den Kopf wieder sinken. — „Die Hauptsache bleibt ja doch, daß mein Freund sich seinem Ausspruch bedingungslos unterworfen und alle Folgen daraus gezogen hat. Begreifen Sie es übrigens, wie man einem Menschen sein Todesurteil so rücksichtslos ins Gesicht werfen kann?"

Schiermayers Mienen waren undurchdringlich.

„Der Herr Professor wird es nicht ohne zwingende Gründe getan haben."

Sie halten ja doch alle zusammen, dachte Julius.

Nachdem er eine leichte Verdrossenheit überwunden hatte, schilderte er dem Arzt mit knappen Worten die Entwicklung der Dinge seit jenen Frühlingstagen des vergangenen Jahres.

Schiermayer hörte ihm aufmerksam zu, ohne ihn durch eine Frage zu unterbrechen. Erst als Julius, bei den Ereignissen der letzten Nacht angelangt, nichts mehr zu berichten wußte, erhob er sich, ging einige Schritte bis zu dem nächsten Obstbaum und legte die Stirn an den quer gegen den Baumstamm gestützten Unterarm. So blieb er eine Zeitlang stehen, während Julius mit der Spitze seines Stockes wieder allerhand verschnörkelte Linien in den Kies zeichnete. Dann kam er zurück und setzte sich auf die Bank.

„Verzeihen Sie, ... aber Ihre Erzählung hat mich tief erschüttert. Ich habe den Herrn Doktor während der kurzen Dauer unserer Bekanntschaft sehr liebgewonnen ..."

Julius holte tief Atem.

„Sein Schicksal ist traurig genug. Und das seiner armen Frau nicht weniger."

„Wenn ich bedenke, wie oft ich mit ihm beisammen war, und hab' dabei nicht geahnt, was in ihm vorgegangen sein mag . . ."

„Und wie beurteilen Sie die Lage jetzt, nachdem Sie alles wissen?"

„Sie meinen das, wovon wir vorhin gesprochen haben?"

„Ja."

„Ich bin Ihnen für Ihre Aufklärungen unendlich dankbar. Sie bestätigen mir nicht nur meine Vermutungen, sondern bieten mir geradezu einen Schlüssel für manches, was mir sonst wahrscheinlich unverständlich geblieben wäre."

„Würden Sie nicht die Freundlichkeit haben, mir in Ihre Erkenntnis Einblick zu gönnen?"

Da Julius ablehnte, zündete Schiermayer sich selbst eine Zigarette an.

„Haben Sie nie darüber nachgedacht, warum die Menschen den Tod so fürchten?"

„Offen gestanden, nein."

„Wahrscheinlich, weil Sie überhaupt noch nicht viel an den Tod gedacht haben? Oder wenigstens nicht an Ihren eigenen?"

„Möglich." — Julius sah noch keinen Zusammenhang, und seine Stimme klang fast gereizt.

„Aber Sie geben mir zu, daß diese Art von Furcht sehr verbreitet ist?"

„Ohne weiteres."

„Soll ich Ihnen sagen, warum? — Weil uns der Tod doch noch immer etwas ganz Fremdes ist. Obwohl ihn

alle Menschen vor uns gestorben sind und alle nach uns ihn sterben werden."

Da fielen Julius wieder die Worte ein, die der Freund während ihrer Rast auf der sonnigen Waldblöße gesprochen hatte. Von der Angst vor dem Unbekannten.

Er wendete sich hastig gegen den Arzt.

„Und Sie glauben —?"

Schiermayer sah ihm ruhig ins Gesicht.

„Verstehen Sie schon, was ich meine?"

„Ich . . . ich glaube, ja."

„Es ist auch ziemlich naheliegend. Wenn man den Tod so unmittelbar vor Augen hat, wie der Doktor Karlhofer, dann fühlt man jedenfalls in verstärktem Maß das Bedürfnis, sich mit ihm vertraut zu machen. Soweit wenigstens die menschliche Beobachtungsgabe dafür ausreicht."

Julius stützte das Kinn auf den Griff des Stockes.

„Sie mögen vielleicht recht haben."

„Nicht nur vielleicht, sondern sicher. Und jetzt freut es mich doppelt, daß ich dem Herrn Doktor, förmlich aus einer Ahnung heraus, seine Bitte nicht abgeschlagen hab'. Gottlob war ich bisher noch in der Lage, ihm Bilder vom Tode zu zeigen, die nichts Erschreckendes für ihn haben konnten. Die beiden alten Menschen, an deren Sterbebett ich ihn geführt hab', sind in des Wortes bester Bedeutung sanft und friedlich entschlummert."

Julius hob die rechte Hand ein wenig und ließ sie gegen den Schenkel zurückschlagen.

„Leider scheint alles umsonst zu sein. Nach dem, was die Frau Doktor mir geschrieben hat und was ich heute Nacht selbst erlebt hab' —"

„In einem so krassen Fall ist jede gewonnene ruhige Minute wertvoll." — Schiermayer legte ihm die Hand auf die Schulter. — „Sind Sie jetzt zufrieden?"

Julius sah ihn verwundert an.

„Wie meinen Sie das?"

„Ich hoffe, Sie haben sich jetzt überzeugt, daß weder Ihr Freund noch ich Nekrophilen sind."

„Aber mein Gott!" — Julius wußte nicht recht, wie er sein verlegenes Erschrecken verbergen sollte. — „Davon war doch nicht die Rede ..."

„Immerhin dürften Sie an etwas Ähnliches gedacht haben, ... und die gnädige Frau vermutlich auch."

„Sie müssen zugeben, daß die Sache nicht ... nicht ganz alltäglich war."

„Ich verarge Ihnen Ihr Mißtrauen durchaus nicht."

Mittlerweile war Julius aufgestanden.

„Sie haben also von allem Anfang an gewußt, was mich zu Ihnen geführt hat?"

Schiermayer lächelte entschuldigend.

„Es war nicht so schwer zu erraten." — Und während er ebenfalls aufstand und die zum Abschied gebotene Hand nahm: „Im übrigen bitte ich Sie, in jeder Hinsicht über mich zu verfügen. Wir wollen hoffen, daß es nicht notwendig sein wird, aber —."

„Ich habe mich wirklich gefreut, Sie kennenzulernen, Herr Doktor. Mein Aufenthalt in Agathenshöhe wird nicht von allzu langer Dauer sein. Ich werde meine Freunde leichteren Herzens verlassen, wenn ich weiß, daß ein Mann in ihrer Nähe ist, der es ehrlich und aufrichtig mit ihnen meint."

Da Felix bis unmittelbar vor Tisch in seinem Zimmer blieb, gelang es Julius nach seiner Heimkehr, Agathe ungestört zu sprechen und sie von dem Inhalt seiner Unterredung mit dem Arzt in Kenntnis zu setzen.

Er teilte ihr mit, daß die Besuche bei den Sterbenden wohl stattgefunden hätten, daß ihm aber der Eindruck, den er von Schiermayer empfangen habe, die Harmlosigkeit dieser Vorfälle, die einen Fremden allerdings ungewöhnlich berühren mochten, vollkommen verbürge. Alle anderweitigen Gerüchte seien, nach der entschiedenen Versicherung des Arztes, ganz unbegründet. Wahrscheinlich stammten sie von einigen albernen Schwätzern, die der ernstere Teil der Bevölkerung ohnehin nicht beachtete, und brauchten ihr daher nicht die geringsten Sorgen zu verursachen.

Das Mittagsmahl verlief unter gleichgültigen Gesprächen. Weder Julius und Agathe, noch Felix erwähnten die Vorgänge der Nacht, aber das geschah nicht so, als ob sie diesen Dingen ausweichen wollten, sondern so, als seien sie allen dreien zur Genüge bekannt und verdienten keine weitere Erörterung.

Nach dem Essen zog sich Agathe, deren bisher krampfhaft beherrschte Erschlaffung und Müdigkeit sie erst jetzt überwältigte, in ihr Zimmer zurück. Felix und Julius setzten sich mit ihren Zigaretten auf die an die Diele angrenzende, sonnenbestrahlte Terrasse.

„Du warst heute vormittag beim Schiermayer?“ fragte Felix nach langem Schweigen.

Julius hatte keineswegs die Absicht, seinen Besuch bei dem Arzt zu verleugnen. Wäre der Freund ihm nicht zuvorgekommen, dann hätte er bei günstiger Gelegenheit selbst davon zu sprechen begonnen.

„Ja.“

Aber bevor er noch fortfahren konnte, bewegte Felix abweisend die Hand.

„Ich weiß, warum du hingegangen bist. Du brauchst es mir nicht zu sagen.“ — Er schwieg wieder eine

Weile, dann verzog er den Mund zu einem mühseligen Lächeln. — „Eigentlich spielt sich alles genau so ab, wie im vorigen Jahr, bei deiner Rückkehr aus dem Ausland."

„Wieso meinst du —?"

„Damals hab' ich auch geglaubt, ich werde meinen Zustand vor dir verbergen können. Wenigstens eine Zeitlang . . ."

„Ach deshalb!"

„Nur hat es im vorigen Jahr noch einen gewissen Sinn gehabt. Weil du überhaupt noch nichts gewußt hast. Heuer ist es, im Grund genommen, eine Dummheit von mir."

Julius knetete mit der rechten Hand die Finger der linken; als müsse er die Worte, die er sprechen wollte, erst auf irgend eine Weise formen.

„Vielleicht hast du heuer mehr Ursache dazu."

„Warum?"

Er hielt die Augen dem fragend auf sich gerichteten Blick entgegen.

„Weil es ja doch erst durch meine Schuld so weit gekommen ist."

„Hast du denn wissen können, daß es so weit kommen wird?"

„Nein, das nicht. Von einer bewußten Schuld ist nicht die Rede."

Da kehrte Felix den Blick achselzuckend wieder ab.

„Eine andere gibt es nicht. Im übrigen hast du mir ja nur das verschafft, was ich mir gewünscht hab': Gewißheit. Daß sie, in dieser Form, so schwer zu tragen sein wird, dafür kannst du nichts. Das haben wir wohl beide nicht vorausgesehen."

„Es bleibt aber doch ein Unrecht, irgendwie in das Schicksal eines Nebenmenschen einzugreifen."

„Das ist unsere alte Erbsünde. Und die wird begangen werden, solange die Welt besteht. Der frechste Eingriff in das Schicksal eines anderen ist ja doch der, daß wir ihm überhaupt ein Schicksal geben. Oder, kurz gesagt, daß wir ihn ins Leben setzen. Natürlich dürfen wir uns nicht wundern, wenn er diese angenehme Anlage schon mit auf den Weg bekommt und weiterentwickelt."

„Dann sollte einem wenigstens das Verantwortlichkeitsgefühl erspart bleiben, ... und die Erkenntnis! Wenn man wirklich unter einem höheren Gesetz handelt! ... So wie dem lieben Vieh."

„Ja, — wahrscheinlich sind wir nur eine Zwischenstufe. Und die hat immer ihre kleinen Unannehmlichkeiten. Jedenfalls mach' dir keine Sorgen. Alles hängt nur vom Erfolg ab. Hätte die Geschichte im vergangenen Jahr die von dir und der Agathe erwartete Wendung genommen, so würdest du dich heute als Wohltäter der Menschheit fühlen."

„Das nicht. Aber es hätte mich gefreut, dir das Leben wieder etwas zu erleichtern."

Felix zog nachdenklich die Augenbrauen zusammen.

„Vielleicht ist es dir gelungen. Zum mindesten innerhalb gewisser Grenzen." — Allein bevor Julius noch eine hoffende Frage an ihn richten konnte, unterbrach er sich. — „Du hast dem Schiermayer doch nichts davon erzählt, was mir der Martiner —?"

„Woher denn! Ich hab' ja nur von ihm erfahren wollen —"

„Ob ich wirklich mit ihm zu sterbenden Menschen gegangen bin. Deswegen hättest du dich nicht erst zu ihm begeben müssen. Das hätte ich dir ebensogut gesagt ... Es wäre mir nur sehr peinlich, wenn du ihm —"

„Nein, nein! Was fällt dir ein!"

„Nicht wegen der Sache an und für sich." — Felix zerrte verächtlich die Mundwinkel herab. — „Aber er hätte dann seine Unbefangenheit mir gegenüber verloren. Und gerade die hat mir den Verkehr mit ihm so wertvoll gemacht."

„Ich begreife vollkommen."

„Und bist du jetzt wenigstens beruhigt?" fragte Felix mit einem Blick nach den gegenüberliegenden Berglehnen.

„Es hat sich mir wohl weniger um mich gehandelt", entgegnete Julius langsam, „als um Agathe."

„Um die Agathe —?"

„Ja. Ich hab' sie von all dem Häßlichen befreien wollen, was ihr in letzter Zeit über dich und den Doktor Schiermayer zugetragen worden ist."

Felix ließ den Kopf, den er bei seiner Frage dem Freund zugekehrt hatte, sinken.

„Ist es schon so weit gekommen, daß sie mich solcher Dinge für fähig hält?"

Julius rückte seinen Sessel näher an ihn heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Du darfst es ihr nicht verargen. Denk daran, was sie durchgemacht hat. Und alles allein, ... ohne jede fremde Hilfe."

Felix nickte.

„Du hast recht. Ich urteile immer nur von meinem Standpunkt aus." Und nach einer kleinen Weile: „Freilich ist es nicht leicht für mich, mich in die Gedanken eines andern zu versetzen ..."

Julius verstärkte den Druck seiner Hand.

„Ich glaube nicht, daß das jemand von dir verlangt.

Am allerwenigsten die Agathe. Du mußt es nur verstehen, wenn sie sich nach einer Stütze sehnt."

„Also darum ... hat sie an dich geschrieben ..."

„Ist es dir lästig, daß ich gekommen bin?"

Felix schüttelte den noch immer gesenkten Kopf.

„Nein. Wenn sie dich nicht gerufen hätte, dann hätte ich es getan. Vielleicht nicht schon jetzt ... und aus einem anderen Grund, ... aber getan hätte ich es sicher."

Da er nicht weitersprach, vermied es Julius, in ihn zu dringen. Er wollte die Annäherung, die er leise entstehen fühlte, nicht durch einen voreiligen Griff hemmen.

Erst als ein langes Schweigen sich trennend zwischen ihn und den Freund zu schieben drohte, fragte er zögernd: „Also war alles, was du versucht hast, vergebens ...?"

Und nun wandte ihm Felix das Gesicht endlich wieder zu.

„Woher weißt du das? ... Von der Agathe?"

„Nur zum kleinsten Teil. In der Hauptsache glaube ich es selbst gemerkt zu haben."

„Dann irrst du dich. Und auch die Agathe hat sich getäuscht. Oder" — ein heimliches, beinahe zufriedenes Lächeln spielte um seine Lippen — „sie hat dir nicht die Wahrheit gesagt."

Julius hob die Achseln.

„Ich würde es in eurer beider Interesse wünschen."

Felix' Blick schweifte schon wieder über das Tal zu den jenseitigen Wiesenhängen hinüber.

„Nein, Julius, ich darf mit gutem Gewissen behaupten: es hat Stunden gegeben, — vielleicht waren es auch nur Minuten, das weiß ich heute nicht mehr, — aber jedenfalls Zeiten, in denen ich dem Martiner aus

tiefster Seele dafür dankbar war, daß er mir mein Schicksal rücksichtslos enthüllt hat."

Wenn Julius an sein nächtliches Gespräch mit Agathe zurückdachte, wenn er sich ihre müde Haltung, ihren wehrlosen Gesichtsausdruck vergegenwärtigte, dann erschien es ihm unmöglich, daß sie ihn bewußt belogen hatte. Viel eher wollte er es von Felix glauben, der sich wieder an den Auftritt nach seiner Rückkehr aus Martiners Ordination erinnern mochte und sich nun schämte, das Fehlschlagen seiner in der wildesten Verzweiflung gefaßten Pläne zu bekennen. Aber gleichzeitig fiel ihm ein, mit welcher Sicherheit ihm Martiner erklärt hatte, nur durch die deutliche Erkenntnis dessen, was ihm bevorstehe, könne dem Freund sein Schicksal erträglich gemacht, ja sogar noch eine Art von Lebensfreude in ihm wachgerufen werden, — und so wußte er nicht, für wessen Worte er sich entscheiden sollte.

„Warum hast du dann das frühere Leben aufgegeben. wenn es ... deine Erwartungen erfüllt hat?" fragte er vorsichtig tastend.

„Ich habe es nicht aufgegeben."

„Und der Ankauf dieses Besitzes? ... Und deine Übersiedlung hieher?"

„Beides gehört mit zu diesem Leben, von dem du sprichst. Ich bin lediglich meinem Vorsatz treu geblieben, jeder augenblicklichen Regung zu gehorchen. Übrigens könnte man sich versucht fühlen, von einer göttlichen Vorsehung zu sprechen, die sich manchmal auch unserer Launen bedient, um ihre Zwecke zu erreichen."

„Wieso?"

„Wenn ich nicht hiehergekommen wäre, hätte ich den Doktor Schiermayer nicht kennengelernt."

Da neigte sich Julius wieder gegen den Freund vor.

„Sag', Felix, wie bist du eigentlich auf diesen seltsamen Gedanken verfallen?"

Felix sah ihm mit schmerzlichem Erstaunen ins Gesicht.

„Ja, ist er denn wirklich so seltsam . . .?"

„Für uns, die wir dich kennen, wohl nicht —"

„Was gehen die anderen Menschen mich an?"

Julius hatte sich in den Sessel zurückgelehnt.

„Ich verstehe erst jetzt so ganz, was du mir gestern während unseres Spazierganges gesagt hast."

„Was war es?"

„Daß wir uns vor den Dingen am meisten fürchten, die wir am wenigsten kennen."

Felix machte eine nachlässige Gebärde des Erinnerns. Weil er aber schwieg, fragte Julius nach einer kleinen Weile: „Und hast du deine Furcht verloren?"

Eine Zeitlang blieb Felix noch stumm, dann beugte er den Oberkörper vor und stützte den Kopf in beide Hände.

„Es wäre nicht schwer, seine Furcht zu bekämpfen, wenn man wüßte, wovor man sich fürchtet."

Julius beobachtete ihn prüfend von der Seite.

„Ich denke, du —"

„Warum fürchte ich mich eigentlich überhaupt?" unterbrach ihn Felix, ohne seine Stellung zu verändern. — „Es steht mir ja nichts anderes bevor, als was alle Menschen mitmachen müssen. Der eine früher, der andere später. Nur mit dem einen Unterschied, daß ich annähernd weiß, wann es mich treffen wird . . . Es gibt sicher Tausende, die nicht mehr so lange zu leben haben wie ich, und die doch diese Angst nicht kennen, die unbekümmert alles genießen, was sich ihnen bietet, . . .

oder vor irgend welchen lächerlichen Armseligkeiten zittern, die mit diesem Letzten gar nichts zu tun haben ... Vielleicht wird sogar mir selber nicht einmal mehr die ganze Frist vergönnt sein, die mir der Martiner gegeben hat. Vielleicht fällt mir heute oder morgen der berühmte Ziegelstein auf den Kopf ... und alles andere war überflüssig!"

„Du hast selbst Gewißheit verlangt."

Felix stieß ungeduldig den Fuß gegen den Boden.

„Ja! Und wenn ich heute in der gleichen Lage wäre, würde ich es wieder tun. Aber was hilft mir das?!" — Die letzten Worte hatte er beinahe geschrien, dann stand er auf und trat an das steinerne Geländer, das die Terrasse abschloß. — „Wir sind heute noch um keinen Schritt weitergekommen, als der erste Mensch. Es läßt uns keine Ruhe, bevor wir nicht die Hand nach dem Apfel ausstrecken, und wenn wir glücklich hineingebissen haben, —" er bewegte wegwerfend die Hand — „das, was wir wirklich wollen, vermögen wir ja doch nicht zu erkennen!"

„Vielleicht, weil wir nie ganz genau wissen, was wir wollen", sagte Julius leise.

Felix kam langsam zurück und setzte sich wieder.

„Auch möglich. Ich, für mein Teil, habe es wahrscheinlich nicht gewußt. Ich habe geglaubt, ich werde den Tod kennenlernen, aber ich habe nur gesehen, wie Menschen zu leben aufhören. Und noch dazu Menschen, die ohnehin schon stumpf und gleichgültig waren ... Hat dir der Schiermayer erzählt, an was für Sterbelager er mich geführt hat?"

„Ja."

„Die beiden alten Kerle sind dagelegen, als ob sie schlafen würden. Mit geschlossenen Augen, und sogar

geschnarcht haben sie. Agonie hat es der Schiermayer genannt. Meinetwegen. Aber ausgesehen hat es nicht um ein Haar anders, als ganz gewöhnlicher, ehrlich verdienter Schlaf. Bei dem einen hat man überhaupt nicht bemerkt, wann er aufgehört hat zu leben, und angefangen, tot zu sein. Der andere hat wenigstens bei seinem letzten Schnaufer noch einmal die Augen aufgerissen und sich seine Umgebung angeschaut. Allerdings mit einem etwas merkwürdigen Blick. So, als würde er es jetzt, in der letzten Sekunde, nicht begreifen, daß er es solange in dieser Welt hat aushalten können."

Julius lachte kurz auf.

„Du meinst, er hat schon einen Vorgeschmack gehabt von drüben?"

Felix zuckte die Achseln.

„Was weiß ich." — Und während sein Gesicht sich zu einem Ausdruck leichten Ekels verzog: „Häßlich war nur, wie dann die Augen plötzlich so anders geworden sind. So trüb und gläsern. Hast du noch nie auf der Straße einen krepierten Hund mit offenen Augen gefunden? — Genau so hat es ausgesehen. Aas bleibt Aas. Da verschwindet der letzte Unterschied zwischen Mensch und Vieh... Der Schiermayer hat ihm auch gleich die Augen zugedrückt." — Er strich mit der gespreizten Hand, an der er den Daumen und den Mittelfinger ein wenig herausreckte, durch die Luft. — „So, mit der gewissen bühnenmäßigen Bewegung."

„Und sonst hast du keinen Eindruck mit dir genommen?"

Felix schob die Unterlippe vor.

„Eigentlich nicht. Vielleicht wäre es anders gewesen, wenn ich junge Menschen sterben gesehen hätte, Menschen, die noch am Leben gehangen sind und darum

gekämpft hätten bis zum letzten Atemzug. Obzwar, —" er hob zweifelnd den Arm und ließ ihn wieder gegen den Schenkel zurückfallen — „ich habe übrigens bei all dem nicht so sehr an mein eigenes Schicksal denken müssen, sondern —"

„An was?" fragte Julius mit banger Ahnung.

Felix gab nicht gleich eine Antwort. Er stemmte wieder die Ellbogen gegen die Knie und stützte den Kopf in die Hände. Erst nach einer Weile sagte er: „Deswegen hätte ich dich gebeten, uns zu besuchen, wenn die Agathe mir nicht zuvorgekommen wäre." — Eine Zeitlang blieb er vorgeneigt sitzen, dann richtete er sich auf und fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie um ein widerwärtiges Bild zu verwischen. — „Wenn mir etwas den Anblick der Leichen qualvoll gemacht hat, so war es der Gedanke daran, daß" — ein Ausdruck hilflosester Angst kam in sein Gesicht, und er streckte beide Arme flehend gegen den Freund aus. — „Julius! Du mußt die Agathe retten! ... Hörst du? ... Du mußt! Es ist deine Pflicht! ... Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß sie auch so daliegen soll, wie diese zwei alten, verbrauchten Geschöpfe! ... Mit diesen gräßlichen, gebrochenen Tieraugen! ... Und daß ihr dann irgend ein gleichgültiger Mensch berufsmäßig die Lider zudrückt! ... Ich kann nicht! Ich kann nicht! ... Sie ist ja jetzt so schön! Und noch so jung! So namenlos jung! ... Wer weiß, was ihrer alles noch harrt! Was ihr noch winkt! ... Vielleicht ein neues Elend, aber vielleicht auch ein neues, besseres Glück, als sie es an meiner Seite gefunden hat!" — Er hatte Julius am Unterarm gefaßt und rüttelte ihn. — „Du mußt sie retten! Du mußt!"

„Sie denkt also wirklich noch an diesen Wahnsinn? Im Ernst?!"

„Nenne das nicht Wahnsinn!“ brauste Felix auf.

„Von meinem Standpunkt aus kann ich es nicht anders nennen.“

Gleichzeitig beugte Felix ängstlich-beschwichtigend den Oberkörper vor.

„Gut, gut! Du hast recht! Nenne es wie du willst, aber hilf mir! Und rette sie!“

Julius sah ihm beinahe herausfordernd ins Gesicht.

„Und wenn sie auch fest dazu entschlossen ist, wer sagt dir, daß sie in der entscheidenden Minute die Kraft aufbringen wird, es zu tun?“

„Wer mir das sagt?“ — Felix sank in seinen Sessel zurück und wiederholte murmelnd: „Wer mir das sagt? ... Es ist ja wahr. Man soll sich nie einbilden, eine Frau vollständig zu kennen. Selbst wenn man jahrelang mit ihr zusammen gelebt hat. ... Aber nein! Nein!“ — Er riß sich förmlich mit einem körperlichen Ruck aus seiner Unsicherheit heraus. — „Es ist ja lächerlich, auch nur ein Sekunde daran zu zweifeln. Und wenn sie seit jenem Nachmittag im vergangenen Jahr auch nie wieder davon gesprochen hat, ich hab' es ja doch immer wieder in ihren Mienen, in ihren Augen gelesen! Nicht einmal — zehnmal! Hundertmal! ... Sie wird es tun! Ich weiß es bestimmt.“

Da begann sich Julius seines Mißtrauens zu schämen.

„Und wie sollte ich sie retten können? Wenn sie wirklich fest dazu entschlossen ist, ... und wenn der Schmerz ihr den letzten Rest von Besinnung raubt? ... Glaubt du, daß dann irgend jemand auf der Welt imstande sein wird, sie davon abzubringen?“

„Durch Vernunftgründe nicht. Und es dürfte damit auch nicht so lange gewartet werden, bis —“ Felix voll-

endete den begonnenen Satz nicht, er sagte nur: „Das wäre zu spät."

„Auf welche Weise meinst du also —?"

„Erinnerst du dich noch an unser Gespräch im vorigen Jahr? Am ersten Abend nach deiner Rückkehr, wie ich den Anfall bekommen hab' und wie wir allein in meinem Zimmer waren? ... Schon damals, noch bevor vom Martiner und von allem anderen die Rede war, hab' ich es dir angedeutet. Erinnerst du dich?"

Julius ahnte, auf was der Freund anspielte, aber er wollte nicht selbst davon beginnen.

„Ich weiß nicht, ... wir haben damals so vieles gesprochen ..."

Felix streifte ihn mit einem lauernden Blick.

„Ich hab' dich gefragt, ob du dich nicht dazu entschließen könntest, nach meinem Tod für die Agathe mehr zu sein, als ... nur ihr Freund."

Julius runzelte die Stirn, ohne ein Wort zu sagen und ohne den anderen anzusehen.

„Du bist mir damals die Antwort schuldig geblieben", fuhr Felix mit boshafter Beharrlichkeit fort. „Hast du wenigstens über meine Frage nachgedacht? ... Ich meine, im stillen, für dich allein?"

„Nein."

„Warum?"

„Weil ... weil —" Julius sprang auf und ging, die linke Hand gegen das Hinterhaupt pressend, einige Schritte dem Geländer der Terrasse zu. — „Ich bitte dich, fange nicht wieder damit an!"

Felix sah ihm kopfschüttelnd nach.

„Ich verstehe deine Empfindlichkeit in diesem Zusammenhang nicht."

„Dann achte sie wenigstens."

Eine Weile schwiegen beide. Erst als Julius wieder zurückkam und sich setzte, fragte Felix: „Wäre dir überhaupt der Gedanke peinlich, eine Frau zu haben, die vor dir schon ein anderer besessen hat? ... Oder nur, weil es sich um die Frau deines Freundes handelt?"

Julius krampfte die Hände zu Fäusten und bog den Kopf starr ins Genick.

„Felix! ... Ich bitte dich!"

„Oder gehört die Agathe zu den Frauen, die auf dich, als Mann, keinen Reiz ausüben?"

„Du hast mich gestern dasselbe gefragt und ich—"

„Heute muß ich dich zu einer Antwort zwingen!" — Es gelang Felix schwer, seine Stimme zu dämpfen. — „Ich darf meine Zeit nicht verschwenden, sie ist mir zu kostbar."

Julius neigte sich beruhigend zu ihm hinüber, wie zu einem Kranken oder zu einem trotzigen Kind.

„Verlange von mir, was du willst, nur nichts Unmögliches! ... Denk doch darüber nach!"

Aber Felix drängte ihn zurück.

„Es darf nicht unmöglich sein! Es ist der einzige Weg, der zu Agathes Rettung führt!" — Und mit hastiger, beschwörender Bitte: „Julius, ich kann nicht glauben, daß es einen Mann gibt, dem sie nicht begehrenswert erscheint. Ich habe Beweise dafür! Beweise an mir selbst! ... Ich sehe die Agathe jetzt mit ganz anderen Augen, als während unserer sechsjährigen Ehe. Und was noch viel mehr bedeuten will, sogar mit anderen Augen, als während der ersten Zeit unserer Bekanntschaft. Ich hab' es dir ja gestern gesagt, ihre Schönheit hat sich gewandelt, sie ist eine größere geworden, eine neue ... fremde! ... Wie soll ich es dir denn nur erklären ... wie denn nur! Wie denn!" — Er fingerte er-

regt in der Luft herum. — „Ich bin ja früher, auch nachdem ich schon mit der Agathe verheiratet war, manchmal Frauen begegnet, die mich beim ersten Anblick unwiderstehlich angezogen haben... die ich, gleichsam unbewußt, zu besitzen gewünscht habe. Nicht als ob ich nur eine Sekunde lang daran gedacht hätte, die Agathe zu betrügen — verstehst du mich? — es... es waren eben die Frauen, die den Mann in mir geweckt haben! Blitzartig und im Vorübergleiten!.. Dabei hab' ich die Agathe über alles geliebt! Ich hab' mir kein anderes Weib als Lebensgenossin denken können! Gerade weil meine Empfindungen für sie andere waren, gereinigtere gewissermaßen!... Aber jetzt, Julius, in der letzten Zeit" — er hatte seinen Stuhl ganz nahe an den Freund herangerückt und faßte ihn wieder am Arm — „seit ihre Schönheit sich so verändert hat — vielleicht hab' ich selbst viel dazu beigetragen, und der ganze Taumel, in dem wir gelebt haben, — jetzt hab' ich bei ihrem Anblick das gleiche gefühlt, wie bei jenen Frauen! Dieses Zwingende...Roh-hinreißende!... Und darum, Julius... darum weiß ich, daß sie auch andere Männer reizen muß!... Alle! Alle, ohne Ausnahme!"

Julius saß regungslos neben ihm, den Blick starr ins Leere gebohrt.

„Wenn du es ohnehin weißt, warum fragst du mich dann erst?"

„Weil ich es aus deinem eigenen Mund hören muß! Solange du es mir nicht zugibst, komme ich zu keiner Ruhe! Zu keiner Hoffnung!" — Er schüttelte den Arm, den er umspannt hielt, wie um ein Geständnis zu erzwingen. — „Hörst du, Julius?... Hörst du?"

Julius preßte die Zähne aufeinander, daß er meinte,

sie müßten absplittern. Dann riß er seinen Arm aus den umklammernden Fingern und stand auf.

„Nicht eine Silbe wirst du von mir hören."

Felix hob sich nur halb vom Sessel, als sei er zu schwach, sich ganz aufzurichten. Die linke Hand streckte er festhaltend nach dem Freunde aus.

„Du mußt, ... Du mußt! Du weißt nicht, wie schön die Agathe ist! Du siehst ja nur ihr Gesicht! Und du kennst es nur voll Leid und Kummer! ... Soll ich dir sagen, wie schön sie ist? Soll ich sie vor dir enthüllen, ganz ... in ihrer vollen Herrlichkeit ... ?"

„Felix!" — Julius, der mit dem Rücken gegen den Freund gestanden hatte, drehte sich um und hob drohend die Faust.

Aber gleichzeitig schrie es in ihm auf: Du armer, verblendeter Narr! Was brauchst du mir sie erst zu zeigen? Ich hab' sie doch selbst gesehen, heute Nacht, als sie zu mir kam! ... In ihrem leichten, dünnen Gewand, das nichts verhüllte und mir mehr zeigte, als wenn sie nackt über die Treppe herabgestiegen wäre. Ich habe sie gesehen, in ihrer ganzen Herrlichkeit, die mir das Blut durch die Adern gepeitscht hat, nach der ich gelechzt habe, wie ein Tier. Und wenn ihr Gesicht auch voll Leid und Kummer war, ich habe es ja doch so gesehen, wie du es kennst und wie du es mit erbärmlichen Worten vor mir beschwören willst! Ich habe ihre Augen brechen sehen vor Lust ... ihre Stimme sinnlose Liebkosungen stammeln hören ...

Langsam ließ er den erhobenen Arm sinken, kehrte sich ab und schritt quer über die Terrasse.

„Sprich jetzt kein Wort weiter, sonst muß ich noch heute von hier fort, ... so schwer es mir fällt und —"

Einen Atemzug lang folgte Felix ihm mit erschrecktem Blick.

„... Du willst fliehen ...?" — Dann lehnte er sich beruhigt, wie nach gelungener Arbeit, zurück und schloß die Augen, während ein zufriedenes Lächeln seinen Mund umspielte. — „Jetzt brauchst du mir nichts mehr zu sagen. Wenn du vor der Agathe fliehen mußt, dann wird es dich wieder zu ihr zurücktreiben, ... dann darf ich hoffen für sie ..."

Julius stand an dem Geländer der Terrasse. Die Hände preßte er gegen den kalten Stein und der Kopf fiel ihm tief auf die Brust.

Unmittelbar nach dieser Unterredung faßte Julius den festen Vorsatz, am nächsten Tag abzureisen. Das, weswegen er hierher gekommen war, hatte er erreicht, er hatte Agathe die Gewißheit verschafft, daß der schlimmere Teil der Gerüchte, die sie beunruhigten, unbegründet sei. Eine andere Hilfe vermochte er weder ihr selbst noch ihrem Gatten zu bieten, und wenn er länger geblieben wäre, dann hätte er nur seine eigene Ruhe verloren und dadurch die Lage noch schwieriger gestaltet, als sie an sich war. Er fürchtete sich vor neuerlichen, vielleicht qualvolleren und peinlicheren Auseinandersetzungen mit dem Freunde, nicht weniger aber bangte ihm vor weiteren nächtlichen Zusammenkünften mit Agathe, denen er bei einer Wiederholung von Felix' Anfällen nicht ausweichen konnte. Vielleicht hätte schon die besonnene Überlegung während einiger einsam verbrachter Stunden genügt, ihn von der Ausführung seines überstürzten Entschlusses abzubringen. Es trat jedoch auch ein anderer Umstand ein, der ihn förmlich dazu zwang, seinen Aufenthalt in Agathenshöhe noch zu ver-

längern, wenn er seinem Abschied nicht den Schein von etwas Auffälligem, Mißtrauenerweckendem geben wollte. Der Oberförster, den er am ersten Abend nach seiner Ankunft kennengelernt hatte, schickte Felix Botschaft, es seien mehrere größere Wiesen- und Waldstreifen verkäuflich, die, ziemlich hoch im Gebirge an der Grenze seines Besitzes gelegen, sich vortrefflich zu einer Abrundung desselben eigneten. Gleichzeitig fragte er an, ob sie nicht am folgenden oder spätestens am nächstfolgenden Tage die Gründe gemeinsam besichtigen könnten, um den vorteilhaften Kauf so rasch als möglich abzuschließen, bevor die Preise durch das Angebot anderer Grenznachbarn hinaufgetrieben würden. Felix forderte Julius nun dringend auf, an der vorgeschlagenen Begehung teilzunehmen, da der Weg, der zu den Grundstücken führe, von reizvollster Abwechslung und ihre Lage selbst außerordentlich aussichtsreich sei. Diese Einladung durfte er nicht ablehnen, ohne den Freund, der einstweilen auf den Inhalt ihrer letzten Unterredung nicht mehr zurückgekommen war, stutzig zu machen. Zudem hoffte er, Felix werde durch die Gedanken an den bevorstehenden Kauf und an alles, was damit zusammenhing, genügend abgelenkt sein, so daß er eine Wiederholung der nächtlichen Anfälle oder auch nur ihres Gespräches nicht befürchten zu müssen glaubte.

Agathe beabsichtigte anfänglich, die Männer zu begleiten, aber schließlich erklärte sie, der Weg sei ihr doch zu anstrengend, sie wolle daher lieber daheim bleiben.

Am Morgen des verabredeten Tages brachen Felix und Julius auf. Nachdem sie im Dorf mit dem Oberförster zusammengetroffen waren, wanderten sie etwa eine Viertelstunde lang auf der Straße taleinwärts, dann

bogen sie in einen ziemlich engen Seitengraben ein, der zwischen niederen Hügeln einem höheren Gebirgsstock zustrebte. Ein allmählich ansteigender, steiniger Fahrweg führte sie, entgegen dem Lauf eines schmalen Bergbaches, bis zu einem kleinen Kessel, in dessen Mitte zwischen mageren Kartoffel- und Haferäckern ein ärmlicher Bauernhof lag. Während sich der Weg entlang der Talsohle und neben dem immer schmaler werdenden Gewässer dem nahen Hochwald entgegenzog, schlugen die drei Männer knapp hinter dem Gehöft einen Fußsteig ein, der sich in Zickzackwindungen an einer steilen Wiesenlehne hinaufarbeitete, um zuletzt ebenfalls in den Wald einzumünden und nach etwa zweistündiger Gehzeit die Höhe des Gebirges zu gewinnen. Sie traten jetzt zum erstenmal aus den Morgenschatten ins volle Sonnenlicht. Die unvermittelt einsetzende scharfe Hitze, noch mehr aber der laue Wind, der trotz der frühen Stunde über den Abhang herabstrich, und die ungewöhnlich klare Fernsicht ließen für den Nachmittag kein allzu günstiges Wetter erwarten. Gleichwohl fühlte Julius sich sehr frisch, und wieder begann jene Ruhe, jene Zufriedenheit in ihn einzudringen, die er vor wenigen Tagen während der Rast auf der Waldblöße empfunden hatte. Viel mochte dazu die Beobachtung beitragen, mit welchem Eifer Felix von dem geplanten Ankauf sprach und wie aufmerksam er den Ratschlägen und Erörterungen seines erfahrenen Begleiters lauschte. Er schien tatsächlich alles vergessen zu haben, wovon seine Zukunft bedroht war, und jeder Unbeteiligte mußte fraglos den Eindruck empfangen, einen Mann vor sich zu sehen, der in der Bewirtschaftung und Erweiterung seines Besitzes eine ausfüllende, zeitlich sehr weit begrenzte Lebensaufgabe erblickte.

Als sie von der Wiese in den Wald gekommen und noch eine Weile bergan gestiegen waren, wurde der Oberförster aus der Tiefe des Grabens von einer rauhen Stimme angerufen. Sie machten halt und entdeckten nach kurzer Umschau auf dem Weg, der, durch die schütter stehenden Stämme sichtbar, im Tale unten fortlief, zwei Männer, zwischen denen ein aus der Entfernung nicht deutlich erkennbarer Gegenstand der Länge nach auf dem Boden lag. Einer der beiden, jedenfalls derselbe, der auch den Ruf ausgestoßen hatte, vollführte mit dem rechten Arm heftig rudernde Bewegungen.

„Was is?"schrie der Oberförster hinunter, der dem Wink nicht ohne weiteres folgen wollte.

„In Schachner hamr gfundn", tönte es von der gleichen, ein wenig gröhlenden Stimme zurück.

Das eben noch heitere Gesicht des Oberförsters verdüsterte sich mit einem Male.

„Ich glaube, wir werden da eine sehr traurige Begegnung haben", sagte er. „Die Herren entschuldigen schon." — Und indem er seinen Bergstock geschickt als Stütze benützte, sprang er mit langen Sätzen zwischen den Bäumen die Lehne hinunter.

Felix und Julius kletterten ihm langsam nach. Als sie bei ihm anlangten, hatte er mit den zwei Männern — nach ihrer Tracht zu schließen, waren es Holzknechte — schon einige Worte gewechselt und wandte sich jetzt den Freunden entgegen.

„Die Herren könnten sich den Anblick ersparen. Er ist nicht sehr erfreulich." — Auf eine verwunderte Frage Felix' fügte er hinzu: „Mein bravster Forstgehilfe. Er war schon seit ein paar Tagen abgängig. Heute früh haben sie ihn zufällig gefunden."

„Schon tot?"

„Wol, wol", erklärte der eine Holzknecht mit unerschütterlicher Ruhe, „ma hodtn scho hübsch weit gspürt."

„Ist er abgestürzt?"

„Erschossen", entgegnete der Oberförster, die Augenbrauen zusammenziehend, „jedenfalls von Wilderern."

Julius war an die Leiche des Ermordeten herangetreten, die auf einer aus Fichtenzweigen geflochtenen Bahre ruhte. An der Kleidung war noch nichts verdorben, das Gesicht bot dagegen allerdings keinen sehr erfreulichen Anblick. Es war schon von Totenflecken bedeckt, die Augen unter den halbgeschlossenen Lidern glichen mehr einer trüben, gallertigen Masse und aus dem leicht geöffneten Mund stahl sich die Zungenspitze hervor, so als habe der Mann im letzten Augenblick, gerade als der Tod ihn ereilte, noch einmal die Lippen befeuchten wollen. Das Widerlichste aber waren die grün und blau schillernden Schmeißfliegen, die beständig den Kopf umschwirrten, sich bald auf den Mund, bald auf die qualligen Augen niederließen und durch den borstigen Schnurrbart sogar in die Nasenlöcher hineinzukriechen versuchten.

Unwillkürlich erinnerte Julius sich an Felix' Frage vom Vortag, ob er noch niemals einen krepierten Hund mit offenen Augen auf der Straße gefunden habe; gleichzeitig stiegen verschiedene Bilder von Vogel-, Mäuse- und Maulwurfkadavern in ihm auf, die er vor langen, langen Jahren bei seinen Feldspaziergängen manchmal gesehen hatte und die ebenso von Fliegen umschwärmt gewesen waren, wie diese Menschenleiche.

Aus seiner Gedankenaneinanderreihung heraus drehte er sich hastig nach dem Freunde um. Er glaubte ihn um jeden Preis vor dem Anblick des der Verwesung an-

heimgegebenen Leibes bewahren zu müssen. Aber Felix stand schon neben ihm und betrachtete den Leichnam, scheinbar ohne die geringste Spur innerer Anteilnahme und Erregung.

„Das G'sicht hätt's ihr ihm wenigstens zudecken können", meinte der Oberförster vorwurfsvoll.

„Mei", entgegnete der Holzknecht murrend, „wo sollt ma denn so g'schwind wos hernemma."

Da zog der Oberförster das Sacktuch aus der Tasche und breitete es über das Antlitz des Toten.

„Eigentlich hätt 'r liegen bleiben sollen, wie er gelegen is. Bis die Kommission gekommen wär'."

„Mir ham halt denkt —."

„Na ja, is schon recht. Ihr habt's euch doch gemerkt, wo ihr ihn gefunden habt's?"

„A wol! Herunter die Stainamäu'r, in die Staud'n. Wann'r nöd scho so g'stunk'n hät, hät eh koa Mensch nix bemirkt."

„Jetzt schaut's nur, daß ihr ihn in Ort bringt's. Nehmt's euch beim Lindshofer ein Wagerl zu leihen, daß 's g'schwinder geht."

„Wol, wol."

„Und führt's ihn gleich auf'n Friedhof ins Leichenkammerl, nicht erst z' Haus zu sein Weib."

„A belei! Wo'r a do scho halbscheit derfäult is!"

„Und sagt's es der Schachnerin nicht gach ins Gsicht. Daß s' nicht zu viel erschrickt. Sie denkt so nimmer d'rauf, daß sie ihn noch amal als a Lebendiger sieht, aber wenn'r so auf amal daherbracht wird —."

„Wer'n ma scho moch'n. Schö kloaweis."

„Ich muß jetzt noch mit den Herren da in die Reitelwiesen hinauf. Machts derweil beim Postenführer die Anzeig. Nachmittag bin ich zurück und wer schon

schau'n, daß alles in Ordnung kommt. ... So, Leut, und jetzt schaut's, daß weiter kommt's!"

„Atje, Herr Oberförschtner."

Die Knechte hoben die Bahre und schritten bedächtig talwärts. Der Oberförster sah ihnen noch eine Weile nach, dann wendete er sich kurz entschlossen zu seinen beiden Begleitern.

„Die Herren müssen entschuldigen. Mir war dieser unvorhergesehene Zwischenfall keineswegs angenehm. Ich hätte die Sache lieber ein anderes Mal erledigt, wenn ich allein gewesen wäre. Aber was kann man machen."

In Felix' Gesicht veränderte sich keine Miene.

„Das ist doch selbstverständlich."

Julius wurde durch die unerschütterliche Gelassenheit des Freundes mehr in Sorge versetzt, als beruhigt. Sie erschien ihm zu krampfhaft nach außen gerichtet.

Der Oberförster machte jetzt eine gleichsam einladende Armbewegung.

„Wenn es den Herren recht ist, können wir unsere Wanderung fortsetzen."

Er begann ohne Weg, so wie sie hinuntergekommen waren, die Waldlehne hinaufzusteigen. Felix schloß sich ihm an und als letzter folgte Julius. Plötzlich sah er, wie der Freund mit der linken Hand — die rechte führte einen kurzen Stock — nach einer Stütze griff und, weil er keine fand, langsam niedersank. Erst in die Knie, dann, indem er sich mit dem Rücken an einen Baumstamm lehnte, in eine mehr kauernde Stellung.

Mit einigen hastigen Sprüngen war er an seiner Seite.

„Felix! Um Gottes willen, was ist dir?"

Auch der Oberförster, der den Fußsteig fast wieder

erreicht hatte, drehte sich bei dem mit erschreckter Stimme ausgestoßenen Ruf um und kam herbei.

„Ich hab' ja den Herren gleich gesagt, daß es ein unguter Anblick ist. Wenn man da keine sehr starken Nerven hat —."

Er holte eine flache, kleine Flasche aus dem Rucksack und kniete neben Felix nieder, der die Augen geschlossen hielt und dessen ohnehin blasse Gesichtsfarbe beinahe ins Graue spielte.

„Nehmen Sie einen Schluck Kognak, Herr Doktor. Das ist in so einem Fall das beste."

Felix wehrte schwach ab.

„Ich danke sehr, ... es geht schon vorüber ..."

Julius schob ihm die Hand hinter den Kopf, damit er nicht auf der harten, rissigen Baumrinde aufliege.

„Vielleicht solltest du doch —."

Da öffnete Felix die Augen.

„Nein, wirklich, ... es ist nicht notwendig." — Und während er sich mit Hilfe der beiden Männer aufrichtete: „Ich weiß überhaupt nicht, ... ich bin doch sonst nicht—."

„Er war vergangenen Winter sehr leidend", versuchte Julius zu entschuldigen. Warum, wußte er selbst nicht recht. — „Es scheint, daß noch eine leichte Schwäche zurückgeblieben ist ..."

Felix lächelte, ohne ihn dabei anzusehen.

„Es ist lieb von dir, daß du dich meiner so annimmst. ... Damit der Herr Oberförster keine zu schlechte Meinung von mir bekommt, nicht wahr?"

Der Oberförster stieß einen freundlich-brummenden Laut aus.

„Deshalb! ... So was kann jedem passieren. Aber sollten wir die Besichtigung nicht lieber auf ein andermal verschieben?"

Felix holte tief Atem und stand eine Weile schweigend, als wollte er erst seine Kraft erproben.

„Sie haben recht", meinte er endlich. — „Körperlich könnte ich es schon leisten, aber ansonsten wäre ich wahrscheinlich nicht mit der nötigen Aufmerksamkeit bei der Sache."

Der Oberförster legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Wir können es ja jeden Tag nachholen, Herr Doktor. Offen gestanden, ist es mir heute selbst lieber, wenn ich wegen der leidigen Geschichte früher zurückkomme."

Nach einer kurzen Rast, zu der sie weniger Felix' Unwohlsein veranlaßte, als der uneingestandene Wunsch, die beiden Holzknechte mit ihrer traurigen Fracht nicht einzuholen, schlenderten sie durch den Graben hinaus und auf der Straße ins Dorf zurück. Während des Heimweges erzählte der Oberförster allerlei von dem Ermordeten. Von seiner Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, die ihn den Wilddieben und Holzfrevlern verhaßter gemacht habe als seine weniger strengen Berufsgenossen, von den bangen, nun leider Gottes bestätigten Vermutungen über sein Verschwinden und von der bedauernswerten Lage der Witwe und ihrer unmündigen Kinder, für welche die Herrschaft übrigens in ausreichender Weise Sorge tragen werde.

Felix hörte mit dem gleichen starren Gesichtsausdruck zu, der schon früher, beim Anblick der Leiche, sein Gesicht wie eine Maske überdeckt hatte und nur, als der Schwächeanfall ihn übermannte, für einige Augenblicke geschwunden war. Allein gerade diese furchtbare, einem dumpfen Betäubungszustand ähnliche Ruhe machte auf Julius, der den Freund unausgesetzt von der Seite beobachtete, einen quälenden Eindruck.

Knapp vor dem Ort, dort wo die Fahrstraße zur Agathenhöhe abzweigte, trennte sich der Oberförster von ihnen, mit der Aufforderung, Felix möge ihn davon verständigen lassen, wenn er in den nächsten Tagen, jedoch nicht zu spät, Lust habe, die Besichtigung der angebotenen Grundstücke vorzunehmen.

Als sie nach wenigen Minuten die Diele betraten, kam ihnen Agathe, die sie vom Fenster aus gesehen haben mochte, verwundert entgegen.

„Ihr seid schon zurück?" — Und mit einem Blick nach der Wanduhr: „Das ist doch nicht möglich?"

„Wir mußten unterwegs umkehren", antwortete Julius hastig. „Der Oberförster ist durch einen Zwischenfall aufgehalten worden."

Felix, der sich auf einen Sessel gesetzt hatte, lachte mit geschlossenem Mund auf.

Agathe sah zuerst ihn, dann Julius ratlos, mit schon heimlich beginnender Angst an.

„Ja, was ... was ist denn geschehen ...?"

Julius ließ sie kaum zu Ende sprechen. Er wollte dem Freund keine Zeit zu einer Entgegnung geben.

„Ein Forstgehilfe ist von Wilddieben erschossen worden. Wir sind unterwegs den Holzknechten mit der Leiche begegnet."

Sie wendete sich erschreckt nach Felix um. Er saß steif in den Stuhl zurückgelehnt, die Hände lagen mit gespreizten Fingern auf den Oberschenkeln, die Augen waren weit geöffnet, als könnten sie durch die Mauern des Hauses und die vorgelagerten Hügelketten hindurchdringen bis zu jener Stelle, wo der Körper des Ermordeten auf der aus Fichtenzweigen geflochtenen Bahre gelegen hatte.

Und obwohl seine Lippen sich bewegten, klangen die

Worte doch sonderbar hölzern und fern, als kämen sie nicht aus seinem Munde, sondern aus irgend einem dunklen Winkel des Raumes, in dem ein rätselhaftes Wesen sich verbarg.

„Ich habe ... ein Zweites Gesicht gehabt ..."

Agathe trat einen Schritt auf ihn zu.

„Felix!" — Dann blieb sie stehen; sie fürchtete sich vor ihm.

Und er sprach weiter, mit der gleichen, entsetzlich leblosen Stimme.

„Ihr habt einen erschossenen Jäger gesehen, du und der Oberförster. Das ist möglich. Aber ich.... ich habe mich selbst gesehen ..."

Agathe preßte die Hand vor den Mund, wie um sich am Schreien zu hindern. Nur ein ganz kurzer, leise wimmernder Laut drängte sich ihr aus der Brust.

Auch Julius mußte ein plötzlich aufsteigendes Grauen überwinden, bevor er auf den Freund zuging und ihn an der Schulter faßte.

„Felix! ... Nimm dich doch zusammen!"

Er versuchte den Widerstandslosen durch ein leichtes Rütteln aus seiner Betäubung zu wecken. Dabei hatte er das gräßliche Gefühl, eine tote Masse mit der Hand zu berühren, die, wenn er ihr einen heftigen Stoß versetzte, wie eine Holzpuppe vom Sessel zu Boden rollen und dort steif, mit unverändert stierem Gesichtsausdruck liegen bleiben würde.

„Ich habe mich gesehen,... wie ich daliege ..." lallte Felix weiter, „... ein halb verfaultes, stinkendes Aas.... die Fliegen sitzen auf mir herum ... und legen mir ihre Eier in die Nasenlöcher ... und in den Mund ... und in die Augen ... Und dann kommen die Würmer herausgekrochen ... und nagen mir das Fleisch von

den Knochen ...“ Seine Schultern krampften sich, scheinbar von selbst, ohne daß sein Wille dabei beteiligt war, vor Ekel zusammen.

Julius wußte nicht, was er sagen, was er beginnen sollte. Einen Atemzug lang dachte er daran, dem Doktor Schiermayer Botschaft zu schicken, aber er wagte es nicht, Agathe zu fragen, ob sie es für richtig halte. Obwohl er überzeugt war, daß Felix von allem, was um ihn vorging, nichts sah und nichts hörte. So versuchte er, sich wenigstens durch Blicke mit ihr zu verständigen, aber auch das gelang ihm nicht, denn sie starrte ihren Mann unbeweglich, mit entsetzt aufgerissenen Augen an, als erwarte sie das Eintreten eines furchtbaren, unabwendbaren Ereignisses, gegen das es keine Abwehr, keine Hilfe mehr gab.

Und wieder klang Felix' hölzerne Stimme durch den Raum.

„Wer sagt mir denn, daß ich hier im Haus krepieren werde, ... oder gar in meinem Bett?... Der Martiner hat mir ja erklärt, daß es ohne alle Anzeichen kommen wird, ... ohne Ankündigung! ... Vielleicht springt mir der Tod ins Genick, wenn ich gerade draußen bin, im Wald, ... oder sonst irgendwo, wo sich kein Mensch hinverirrt, ... und ich muß liegen bleiben, tagelang, wochenlang, ... bis mir das Fleisch als ekelhafter Brei von den Knochen fließt! ... Wie lange dauert es denn, bis nur mehr das blanke, trockene Gerippe da ist?... Und wenn es mich auch hier erwischt, hier bei euch, ...und ihr könnt mich noch rechtzeitig einscharren, ... unter der Erde muß ich geradeso verfaulen! Unter der Erde fressen mich geradeso die Würmer!“ — Und plötzlich fiel die Lähmung, die ihn bis jetzt gefesselt hatte, von ihm ab. Sein Gesicht verzerrte

sich zu kläglichem Entsetzen, die Arme hoben sich flehend der Frau und dem Freund entgegen. — „Wenn es mir vergönnt ist, hier zu sterben, ... hier, vor euren Augen, ... dann laßt mich nicht erst drei Tage liegen! ... Schleppt mich nicht erst in die Kirche und auf den Friedhof ... und grabt mich nicht ein, wie einen Hund! ... Werft mich vom Totenbett weg auf einen Holzstoß und verbrennt mich! ... Bevor ich noch kalt geworden bin ... bevor ich zu faulen anfange! ... Wenn ich schon sterben muß, dann will ich wenigstens keine Leiche sein! Hört ihr? ... Mich soll niemand so sehen, wie den da ... heute morgen, ... im Wald ...“

So jammervoll sich sein Gesicht auch verzog, so erbärmlich seine Stimme klang, die Veränderung, die mit ihm vorging, berührte die beiden anderen im Vergleich zu seiner früheren, fast blöden Starrheit wie eine Erlösung.

Agathe drängte sich an seine Seite und schmiegte, indem sie sich über ihn neigte, die Wange an sein Haar.

„Hab' keine Angst, Felix, ... hab' nur keine Angst! Wir tun ja alles, was du verlangst. Alles!“

Und Julius nahm die zusammengekrampften Fäuste des Freundes streichelnd zwischen seine Hände.

„Sei jetzt nur ruhig! ... Es war ja wirklich ein schreckliches Bild, aber —“

Felix gab sich ihrer Zärtlichkeit hin, wie ein schmerzgepeinigtes, schutzsuchendes Tier.

„Das, was mir der Schiermayer bis jetzt gezeigt hat, das war ja kein Tod“, murmelte er halblaut und mit gesenkten Augenlidern. — „Das war nicht einmal ein Sterben. Aber das heute morgen“, — sein Blick weitete sich wieder und seine Stimme schwoll in wachsendem Grauen — „das war der Tod! ... Gestank! ... Ein

offener Mund, aus dem die Fäulnis rinnt! ... Fliegen in den Nasenlöchern, ... Fliegen auf der gebleckten Zunge ..."

Agathe schob ihm die Hand vor die Augen.

„Du darfst nicht mehr daran denken, Felix!"

Er riß den Kopf mit einem Ruck zur Seite.

„Ich muß! Ich muß! ... Und wenn ich statt eines Jahres noch hundert zu leben hätte! ... Dieses Bild wird mich verfolgen bis an mein Ende, ... bis ich selbst dazu werde!" Und dann stieß er den ausgestreckten Zeigefinger mehrere Male nacheinander in die Luft, als wolle er auf einen bestimmten Gegenstand hinweisen. — „Ich werde mich immer so daliegen sehen, ... immer! ... Und nicht nur mich!" — Er fuhr sich mit der linken Hand an den Hals, wie um sich den Atem zu erleichtern. — „Dich auch, Agathe! Du wirst gerade so daliegen wie ich, gerade so! ... Und das ist ja das Schrecklichste! Das Unerträglichste!"

Sie prallte einen Schritt zurück und sah Julius fassungslos fragend an.

„Um Gottes willen —?"

Er nickte ihr traurig zu.

„Die Folgen Ihres Wahnsinns, Frau Agathe."

„Deine Schönheit wird ausgelöscht sein", jammerte Felix weiter, „wie eine Flamme, in die eine hämische Bestie hineinspuckt! Die Verwesung wird sich hundertfach aus deinen Augen ringeln ... und aus deinem Mund! ... Statt der Küsse und Worte — Würmer, weiße, ekelhafte Würmer!"

Julius stöhnte gepeinigt auf.

„Felix!" — Dann griff er unsicher tastend nach dem Freund. Vielleicht wollte er ihn würgen, vielleicht nur ins Gesicht schlagen, — er wußte es selbst nicht.

Aber Felix war aufgesprungen und stellte sich mit halb erhobenen Armen und gekrallten Fingern vor Agathe hin.

„Laß mich! ... Sie soll es hören! Sie soll wissen, was auf sie wartet! ... Und alles vergebens! Ohne daß es über sie verhängt ist!" — Er trommelte sich mit beiden Fäusten gegen die Brust. — „Ich bin auch jung, aber in mir sitzt der Satan und kutschiert mich in die Hölle! ... Du bist jung und bist dabei gesund und kannst dem Tod ins Gesicht lachen! ... Wenn du einmal alt bist und dir die Haut um die Knochen schlottert, wenn du verbraucht bist und nur mehr den Jüngeren im Weg stehst, ... dann kannst du meinetwegen zugrunde gehen und verfaulen! ... Aber jetzt nicht! Jetzt noch nicht!" — Mit der linken Hand faßte er ihren Arm, den sie ihm willenlos überließ, die rechte streckte er halbgeöffnet gegen ihr Gesicht aus. — „Ja, graust dir denn nicht davor? Bist du nicht ein Menschenkind, wie ich und wie alle anderen?! ... Ein halbes Leben liegt noch vor dir, ungelebt, ... ungenossen! Mit tausend ungeahnten Freuden! ... Warum willst du es wegwerfen? ... Bloß weil wir Mann und Weib geworden sind? Weil uns vor langer Zeit einmal der blinde Zufall zusammengeführt hat? ... Ebensogut hätte er dich mit einem anderen zusammenbringen können, mit einem Besseren, Stärkeren, ... der heute noch so frisch wäre wie du!" — Und indem er ihren Arm von sich schleuderte: „Mir ekelt für dich, wenn ich daran denke, mit wem du zusammengelebt hast! Seit einem Jahr in vollster Erkenntnis! ... Bin ich denn nicht beinahe dasselbe, wie der stinkende Leichnam, den sie heute in die Totenkammer geschmissen haben, weil er für sein Haus, für sein eigenes Haus schon zu schlecht war?! ... Fressen denn

nicht auch an mir schon, Gott weiß wie lange, irgend welche widerliche Würmer? Wenn es auch gerade noch keine Leichenmaden sind!... Eines Tages werden sie ja doch endlich aus mir herausschwären! Eines Tages wird dich ja doch mit einem Kuß zugleich der Pesthauch meines verwesenden Atems berühren!... Und dir graust nicht vor mir? Du stößt mich nicht mit beiden Fäusten zurück, wenn ich in deine Nähe komme?... Ja bist du denn eine Hyäne?!"

Agathe, die schrittweise vor ihm zurückgewichen war, sank mit einem verwürgten Aufschrei auf einen Sessel nieder und barg das Gesicht in den Händen.

Julius blieb unbeweglich stehen. Er konnte keine Worte finden. Aber er lauerte und fühlte dumpf, wenn Felix in seiner Raserei so weit gehen sollte, sich an seiner Frau zu vergreifen, dann würde er ihm mit dem nächstbesten Gegenstand, den er erreichen konnte, den Schädel einschlagen.

Felix war Agathe nachgeschlichen und beugte sich tief über sie.

„Oder glaubst du noch immer an diesen alten Blödsinn, daß du nach mir keinen zweiten lieben kannst?... Und daß auch dich keiner mehr so lieben wird, wie ich es getan habe?" — Er riß ihr die Hände vom Gesicht, dann drehte er sich halb um und streckte den Arm nach Julius aus. — „Da, schau her! Du brauchst nicht erst lange zu suchen! Da steht einer, der dich ebenso lieb hat wie ich, noch dazu einer, der stark und gesund ist,... mit dem du noch fünfzig Jahre vergnügt leben kannst!"

Das Entsetzen in ihren Zügen wandelte sich in einen neuen, nicht weniger gequälten Ausdruck. Und eine Spur zuckender Ungewißheit kam hinzu.

„Felix! . . .“ Ihre Stimme klang, als wolle sie unter der vergrößerten Last zerbrechen.

„Es hilft dir nichts, Agathe. Versteck dich nicht hinter deinem Zweifel. Er hat es mir selbst gesagt.“

„Es ist nicht wahr, Frau Agathe!“ schrie Julius. „Er weiß nicht, was er spricht!“

„Ich weiß es ganz genau. Er hat es selbst gesagt. Gestern nachmittag, hier draußen auf der Terrasse.“

„Du lügst! Kein Wort hab' ich gesagt!“

Agathe preßte die Hände gegen die Brust.

„Was . . . wovon habt ihr . . . wovon habt ihr gestern gesprochen . . . ?“

„Von dir und von ihm!“

Sie erhob sich langsam, aber sie mußte sich an die Lehne des Stuhles anklammern, um aufrecht stehen zu können.

„. . . Von mir . . . und . . . ?“

„Und von ihm!“ beharrte Felix eigensinnig. „Und er hat mir gestanden —“

„Was?! . . . Was?! . . . Ich habe nichts gestanden! Es ist nicht wahr!“

„Vielleicht nicht mit Worten. Aber mit deinem Schweigen . . . und deinen Blicken.“

Julius verschränkte die Hände bittend gegen Agathe.

„Frau Agathe . . . !“

Da nickte sie ihm mit einem müden Lächeln zu.

„Seien Sie ruhig. Ich kenne Sie ja. Ich glaube Ihnen mehr als ihm.“

„Agathe!“ — Felix stampfte verzweifelt auf. — „Du mußt mir glauben! Du mußt! . . . Er soll es dir selbst sagen! Er soll es dir ins Gesicht sagen, so wie er es gestern mir gesagt hat!“ — Und dann stürzte er auf Julius zu und versuchte, ihn in Agathes Nähe zu zerren.

— „So sag' es ihr doch endlich! Sag' es ihr! ... Du darfst nicht länger schweigen! ... Wenn du jetzt nicht redest, begehst du ein Verbrechen! Einen gemeinen Meuchelmord!"

Julius schüttelte ihn mit einer unbeherrschten Bewegung ab.

„Felix! ... Zu so etwas berechtigt dich nicht einmal eine Lage, wie es die deinige ist!"

„Ja, ... hast du ... sie denn nicht ... lieb ...?" Aus Felix' Blick und aus seiner Stimme sprach ein namenloses, kindliches Erstaunen — „Hast du sie denn wirklich nicht lieb? ... Ich hab' doch geglaubt, du hast ...?" — Langsam ging er auf Agathe zu, schob ihr die Hand unters Kinn und hob so ihren gesenkten Kopf. — „Siehst du denn nicht, wie schön sie ist, ... wie wunderschön? ... Sogar jetzt, in ihrer Angst und in ihrem Schmerz ..." — Und indem er, gleichsam nachgenießend, die Augen schloß: „Oh, wenn du wüßtest, wie schön sie erst ist, wenn man sie küßt, ... und wenn sie an nichts anderes denkt, als nur an den Kuß ..."

Julius stand wie zum Sprung bereit.

„Mensch, wenn du jetzt nicht —" seine Worte erstickten in keuchenden Atemzügen.

Felix hatte die Augen wieder geöffnet und sah ihn beinahe drohend an.

„Du sollst es aber wissen! ... Ich will es! Du sollst deine ganz erkünstelte Besinnung verlieren und ihr ins Gesicht schreien, daß du sie liebst! Daß sie für dich eine Frau ist, wie jede andere, ... die du haben willst, ... nach der du dich verzehrst!" — Seine Finger verkrallten sich plötzlich in den Blusenausschnitt über Agathes Brust. — „Und wenn ich ihr die Kleider stückweise vom Leib

reißen müßte, um sie dir in ihrer ganzen nackten Pracht und Herrlichkeit zu zeigen! ... Und wenn ich —"

Im gleichen Augenblick faßte Julius ihn im Genick.

„Zurück, du Narr!"

Felix taumelte zur Seite und Agathe floh, das aufgesprengte Kleid mit zitternden Händen zusammenraffend, bis an die in das obere Stockwerk führende Holztreppe, an deren unterster Stufe sie, mit dem Rücken gegen das Geländer gelehnt, stehen blieb.

Jetzt gab Julius den Freund frei, und während er sich von ihm abwendete, zog er den Kopf tief zwischen die Schultern ein.

„Verzeih mir, ... aber es mußte sein ..."

Felix verharrte noch eine Weile regungslos, dann schwanden ihm die Kräfte. Mühselig schleppte er sich zum nächsten Sessel, auf dem er zusammenbrach.

„Ja ... warum denn? ... Was hab' ich denn Böses getan ...?" — Sein Blick war ins Leere gerichtet, die Arme hingen ihm schlaff zwischen die gespreizten Schenkel herab. — „Ich hab' dir doch nur zeigen wollen, wie schön sie ist.... damit du sie lieb hast ... und es ihr sagst ..." Und mit leise aufsteigendem Trotz: „Sie ist doch meine Frau, ... ich hab' ein Recht an ihr! ... Und wenn ich jemandem zeigen will, wie schön sie ist, so ist das meine Sache! So geht das keinen anderen Menschen etwas an! ... Ich kann mit ihr machen, was ich will! ... Und wenn ich sie verschenken will, so kann ich es auch tun!"

Julius wollte aufbrausen, aber Agathe winkte ihm, zu schweigen. Mit einer Gebärde, die andeuten sollte, daß Felix nicht Herr seiner Sinne sei.

„Und wenn sie nicht aus freien Stücken Vernunft annehmen will, dann muß ich sie dazu zwingen!" sprach

Felix weiter. — „Warum hängt sie sich an mich, wie ein Bleigewicht? ... Warum macht sie mein Elend noch größer, als es ohnehin schon ist? ... Soll ich mir die letzten, armseligen Monate, die mir noch vergönnt sind, durch den Gedanken verbittern lassen, einen anderen, unschuldigen Menschen in mein Verhängnis mit hineinzureißen? ... Was hab' ich denn so Ungeheuerliches verlangt? ... Nur, daß ihr euch nehmen sollt, was euch bestimmt ist! ... Euch! Nicht mir! ... Wißt ihr denn noch immer nicht, wer ich bin? ... Muß ich es euch noch deutlicher sagen? Soll ich einen Mund voll Würmer auf den Tisch speien, damit ihr es endlich merkt? ... Ich bin der Tod! Der grinsende Tod! ... Und ihr seid das Leben! ... Und das Leben soll lachend über Gräber springen! ... Das ist seine einzige, heiligste Pflicht! Sonst hat es mit dem Tod nichts gemein, ... und sonst hab' auch ich nichts mehr mit euch zu schaffen."

Agathe machte eine Bewegung, als ob sie auf ihn zu wolle.

Er hob abwehrend den Arm gegen sie.

„Komm' mir nicht in die Nähe! ... Geh zu dem anderen hier! Zu ihm gehörst du jetzt! ... Stürzt euch in die Arme, ... nehmt euch bei den Händen und springt lachend über mein Grab! ... Ich werde euch dankbar sein dafür ... und euch segnen ..."

Auf Julius fielen seine Worte, so kraftlos sie gesprochen waren, wie Hammerschläge nieder. Er fühlte, daß er nicht länger bleiben konnte, und weil er wußte, daß Agathe von dem erschöpften Mann keine körperliche Gefahr mehr drohte, näherte er sich der Tür.

„Wo willst du hin?" rief Felix ihm mit versagender Stimme nach. — „Bleib' hier ... Du mußt hier bleiben! An meiner Stelle ... jetzt und immer! ... Ich gehöre

nicht mehr in diese Welt ... ich gehöre nicht mehr in dieses Haus! ... Ich will an deiner Stelle fortgehen ... hinauf in die Fremdenstube. ... Dort will ich mich niederlegen und warten ... warten, bis es endlich Nacht wird! ... Und wenn ich weiß, daß ihr beide hier unten beisammen seid ... so will ich mich freuen ... und werde vielleicht schlafen können ... nach langen, langen Monaten zum erstenmal wieder ruhig schlafen ..."

Julius sah noch, wie Agathe, deren Augen von Tränen überströmten, langsam auf Felix zuschritt.

Dann schloß er leise hinter sich die Tür.

— — — — — — — — — —

Er wußte nicht, wie lange er oben in seinem Zimmer gesessen hatte — ob eine Stunde oder einen halben Tag — als Felix bei ihm eintrat. In einen weiten Mantel gekleidet, auf dem Kopf eine Kappe, deren Ohrenklappen noch locker zu beiden Seiten des Gesichtes herabhingen. Er war sehr bleich und seine Augen lagen tief eingesunken und von bläulichen Ringen umschattet unter der Stirn.

Julius stand von seinem Sitz auf.

„Du ... fährst von hier fort ...?"

Felix nickte stumm.

„Allein —?"

„Die Agathe fährt mit mir."

Einen Augenblick schien es, als wolle Julius etwas entgegnen. Dann kehrte er sich mit aufeinandergepreßten Lippen ab.

„Ich könnte es hier nicht länger ertragen", sprach Felix leise weiter, „und die Agathe auch nicht ... Sie läßt dich grüßen und dich bitten, du mögest ihr nicht böse sein, wenn ... wenn sie dich jetzt nicht mehr sehen kann ..."

„Wo wollt ihr hin?"

„Das weiß ich noch nicht. Wohin immer. Nur fort von hier!"

Eine Weile schwiegen sie. Endlich sagte Felix: „Ich sollte dich jetzt, nach Brauch und Sitte, wohl um Verzeihung bitten, für das, was geschehen ist. Ich tue es nicht. Denn ich weiß, daß ich ein anderes Mal genau so handeln würde."

„Wenn ich dir nichts zu verzeihen habe, dann hast du mir auch nichts zu verzeihen. Die Rechnung geht auf."

„Daraufhin sollten wir gute Freunde bleiben? Wenigstens behauptet es das Sprichwort."

Julius lächelte mühevoll.

„Ich wüßte nicht, was uns daran hindern könnte."

„Es ist mir so sehr lieb", entgegnete Felix mit einem tiefen Atemzug. — „Ich habe im Dorf schon einen Wagen für dich bestellt. Du erreichst noch bequem den Abendzug. Wenn du es aber vorziehst, zu bleiben — mein Haus ist natürlich für dich bereit."

Julius schüttelte den Kopf.

„Ich reise auch."

Da streckte ihm Felix die Hand entgegen.

„Also ... dann leb' wohl ..."

„Leb' wohl ... und grüß' mir die Agathe."

Felix hielt ihn fest.

„Julius ... vielleicht stehen wir uns jetzt zum letztenmal Aug' in Aug' gegenüber ... Wenn ich mein Ende nahen fühle, so werde ich dir sicherlich ein Zeichen geben. Aber auch wenn nicht — erfahren wirst du es doch früher oder später ... Und weil man ja nie ganz genau weiß, wie die Dinge kommen — ich darf mich darauf verlassen, daß du die Agathe nicht vergessen wirst?"

Julius verstärkte den Druck seiner Hand, ohne etwas zu sagen.

Erst jetzt ließ Felix ihn los.

„Ich hätte dich wohl gar nicht daran erinnern müssen . . .“

— — — — — — — — — —

Als das Automobil am Hause vorbei und den Berg hinunter fuhr, stand Julius noch immer regungslos in der Mitte des Zimmers. Erst als ihm das Echo des vielfach gewundenen Tales nur mehr aus weiter Ferne das Geräusch des arbeitenden Motors und einzelne langgezogene Hupensignale ans Ohr trug, trat er ins offene Fenster.

Vor wenigen Tagen, bei seiner Ankunft, war der Wald auf dem gegenüberliegenden Berghang noch winterlich braun gewesen, kaum hier und dort von einem feinen, grünen Schleier überzogen, heute lag er schon in vollem Blätterschmuck da, und auf dem Wipfel einer Fichte in der Nähe des Hauses schlug eine Amsel, so wie vor einem Jahr im Vorstadtgarten.. Vielleicht war es auch nur eine Walddrossel, aber ihr Gesang klang ganz ähnlich und mochte wohl auch den gleichen Sinn haben.

Der vierte Akt

Das Gebäude erhob sich ein wenig unterhalb der Paßhöhe, nach Norden hin geschützt durch einen steil ansteigenden Waldhügel, nach Süden hin mit freiem Ausblick über das Tal auf den gegenüberliegenden Gebirgszug. Es besaß drei Stockwerke und ein sehr geräumiges Dachgeschoß, wirkte aber infolge seiner breiten Front nicht übermäßig hoch, und die Holzbalkons, die,

je einer zu einem Zimmer gehörig, längs aller Stockwerke hinliefen, ließen es auch nicht plump oder massig erscheinen, sondern verliehen ihm trotz seiner unleugbaren Größe ein leichtes, ländliches Aussehen. Die Bezeichnung „Kurhaus", die es führte, war nicht ganz gerechtfertigt, wenigstens nicht in des Wortes wahrster Bedeutung. Denn obgleich ein Arzt als oberster Leiter galt und auf jedem Balkon sowie auf der breiten, fast während des ganzen Tages sonnenbestrahlten Terrasse mit Decken und schmalen Kopfpolstern ausgestattete Liegestühle bereitstanden, zählten zu seinen Gästen meist Menschen, die teils aus übertriebener Sorge um ihr körperliches Wohl, teils aus einer Art von gereiztübersättigtem Empfinden den Aufenthalt in einer derartigen Anstalt dem Leben im Hotel vorzogen. Hier weckten ihre greinenden Klagen willigen, nachsichtigen Widerhall, hier wurde das ihrer Zufriedenheit unentbehrliche Gefühl des Leidendseins respektvoll geachtet und durch verschiedene leicht erträgliche, in ihre sonstigen Gewohnheiten keineswegs störend eingreifende Heilbehelfe gepflegt. Allerdings trafen manchesmal auch wirklich Erholungsbedürftige ein, solche, die eine schwere Krankheit glücklich überwunden hatten, oder Menschen, die an einem einstweilen noch ganz unverdächtigen Husten litten, einem Husten, mit dem sie selbst liebäugelten und die teilnehmende Aufmerksamkeit ihrer Umgebung zu erregen suchten. Auch sie wurden freundlich aufgenommen und geduldet, nur wenn ein Rückfall sie bedrohte oder wenn ihr Zustand sich bedenklich verschlimmerte, dann konnte es geschehen, daß die Hausverwaltung in zartfühlendster, liebenswürdigster Weise bedauerte, über die von ihnen bewohnten Zimmer seit geraumer Zeit schon anderweitig ver-

fügt zu haben, indem sie ihnen zugleich den Besuch einer ähnlichen, dank ihrer klimatischen Bedingungen für ihren Zweck jedoch viel geeigneteren Anstalt empfahl. Und so durfte der leitende Arzt mit voller Berechtigung und gleichsam zum Beweis seiner in hohem Maße gesundheitsfördernden Tätigkeit darauf hinweisen, daß innerhalb des Kurhauses noch kein Kranker gestorben sei, mit Ausnahme eines älteren, sehr beleibten Herrn, den man eines Morgens, wohl nach dem Genusse einer allzu reichlichen Abendmahlzeit, tot im Bett aufgefunden hatte. Sehr viele Gäste kamen aber lediglich darum, weil die landschaftlich schöne Lage der Anstalt neben dem weit verbreiteten Ruf der dort gebotenen Verpflegung sie anlockte; und da auch die Leidenden und jene, die für solche angesehen zu werden wünschten, beinahe ausnahmslos von Angehörigen begleitet waren, denen schon der entfernteste Gedanke an Langeweile Grauen verursachte, so herrschte im Kurhaus stets ein Treiben, das sich durch nichts von dem Leben an anderen Sammelplätzen fröhlich-müßiger, von keinerlei Sorgen bedrückter Menschen unterschied. Während des Tages wechselten bei günstiger Witterung Wagen- oder Automobilfahrten mit kürzeren und weiteren Ausflügen in das umliegende Gebirge ab, an den Abenden wurden, manchmal zu einem beliebigen wohltätigen Zweck, noch öfter ohne jede rechtfertigende Begründung, gesellige Unterhaltungen veranstaltet, die mit allerhand Darbietungen künstlerisch mehr oder weniger veranlagter Gäste begannen und regelmäßig mit einem bis in die Morgenstunden dauernden Tanzvergnügen ihren Abschluß erreichten.

Die Mahlzeiten wurden in zwei Sälen eingenommen. In einem größeren, wo man an drei langen Tafeln

gemeinsam speiste, und in einem kleineren, wo denjenigen, die, entweder aus ehrlichem Bedürfnis oder in dem Bestreben, wenigstens auf diese Weise eine gewisse Sonderstellung zu behaupten, für sich bleiben wollten, an getrennten Tischen und gegen ein höheres Entgelt gedeckt wurde.

An einem regnerischen Herbsttag, der die Hausverwaltung eine um diese Jahreszeit nicht ungewöhnliche Massenflucht ihrer Gäste befürchten ließ, war in der an die Speisesäle angrenzenden Halle eine Gesellschaft von Damen und Herren versammelt, die einander teils schon von früheren Gelegenheiten her kannten, teils sich erst hier angefreundet hatten, in dem angenehmen, gegenseitig kaum verhehlten Bewußtsein, durch diese vorübergehende Begegnung zu keinem künftigen Verkehr verpflichtet zu sein.

Die ungünstige Witterung und der durch sie herbeigeführte Verzicht auf einen für den Nachmittag geplanten Ausflug waren schon zur Genüge erörtert, desgleichen die Möglichkeit einer beschleunigten Abreise nach der Stadt, und nun boten die letzten Nachzügler, die erst jetzt aus den Speisesälen kamen, um sich ebenfalls in der Halle niederzulassen oder mit dem Aufzug in ihre in den oberen Stockwerken gelegenen Zimmer zu begeben, erwünschte Ablenkung. Vor allem war es eine Gruppe von vier Menschen, ein etwa 35jähriger Herr in Begleitung zweier junger Frauen und einer älteren Dame, die in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit auf sich zog. Eine Weile schienen sie unentschlossen, ob sie noch in der Halle bleiben sollten, dann aber, offenbar auf die ablehnende Haltung der einen jüngeren Frau hin, die ein wenig ermüdet und abgespannt aussah, verschwanden sie, nachdem der Mann mit einigen An-

wesenden flüchtige Grüße getauscht hatte, im Liftschacht.

„Wer waren die Herrschaften?" fragte einer, der erst an diesem Morgen im Kurhaus eingetroffen war.

Die Antwort erfolgte von mehreren Seiten.

„Nähere Daten sind noch nicht bekannt."

„Sie sind erst vor drei Tagen aufgetaucht."

„Mehr, als in der Kurliste steht, wissen wir auch nicht."

„Der Herr ist ein gewisser Doktor Karlhofer, und die eine von den beiden jüngeren Damen ist seine Frau."

„Die, die so schlecht ausschaut."

„Aber hübsch ist sie doch."

„No also —"

„Geschmacksache."

„Sogar sehr hübsch! Wenn sie sich besser zur Geltung bringen würde —"

„Und die beiden anderen?"

„Ein Fräulein Lilly Zavodska mit ihrer Mutter."

Irgend jemand räusperte auffällig laut.

„Polinnen?"

Achselzucken und ungläubiges Lachen.

„Und warum wird an den Herrschaften eigentlich so lebhafter Anteil genommen, wenn man fragen darf?"

Zuerst ein kurzes, gleichsam über sich selbst erstauntes Schweigen. Dann einige unbestimmbare, verschiedenen Deutungen zugängliche Laute. Und endlich ein erlösendes Wort.

„Wer weiß etwas?"

„Ja, warum eigentlich?"

„Na, ich denke —"

„Aber was Sie denken, können Sie wahrscheinlich selbst nicht sagen!"

„Der Eindruck war doch geradezu herausfordernd. Von ihrem ersten Erscheinen im Speisesaal angefangen."

„Es liegt da jedenfalls irgend etwas in der Luft."

„Etwas Geheimnisvolles!"

„Wenn das auch schon ein Geheimnis sein soll!"

„Aber Sie können doch nicht bestreiten —"

„Fällt mir gar nicht ein! Ich kann nur nichts Geheimnisvolles daran finden. Daß der Doktor Karlhofer sich mehr für das Fräulein Zavodska interessiert, als für seine Frau, liegt doch auf der Hand."

„Ja, ja, das schon. Aber die Art, in welcher es geschieht! Darum dreht es sich!"

„Na ja, allerdings. Die alltägliche Schablone ist es nicht. Das geb' ich gern zu."

„Und dann, das merkwürdige Benehmen seiner Frau."

„Kommt vor."

„Vielleicht liebt sie ihn sehr heiß und nimmt alles in Kauf. Sogar eine Teilung der Interessen."

„Nein, nein! Danach sieht es nicht aus."

„Woher sonst ihre unheimliche Ruhe?"

„No, er ist doch gerade auch nicht stürmisch. Ich meine, gegen die Zavodska."

„Übrigens muß die Geschichte schon älteren Datums sein."

„Das bemerken Sie erst jetzt? Sie sind doch schon in Eintracht und Gemeinsamkeit hier angekommen."

„Ich bin ihnen gestern mit einem Freund begegnet, der im Berghotel wohnt. Der hat sie vor ein paar Wochen am Lido gesehen."

„Schon zu viert?"

„Ja natürlich!"

Freudiges Gelächter.

„Eigentlich allerliebst!“

„Was für eine Rolle spielt denn dieses Fräulein Za... Za...“

„Zahodska.“

„— vodska! — vodska!“

Neuerliches Lachen.

„Beneidenswerte Naivität.“

„Aber ich meine ja nicht in bezug auf —“

„Ach so!... In der Liste steht sie als Künstlerin eingetragen.“

„Ein sehr dehnbarer Begriff.“

„Nomen est omen.“

„Was heißt das?“

„Nicht übersetzen!“

„Warum denn nicht?“

„Wer's nicht im Originaltext versteht, soll nicht neugierig sein.“

Jetzt erhob sich in nächster Nähe ein älterer Herr von einem Korbstuhl und trat auf die Gesellschaft zu, von der er einige Mitglieder zu kennen schien.

„Wenn die Herrschaften sich für das Fräulein Zavodska interessieren, so kann ich dienen. Wenigstens innerhalb gewisser Grenzen.“

„Aber Herr Kaiserlicher Rat!... Warum spannen Sie uns dann so lange auf die Folter?“

„Ich hab' doch nicht voraussetzen dürfen —“

„Was wissen Sie von ihr?“

„Wer ist sie?“

„Woher kommt sie?“

„Nur langsam, meine Damen! Nur langsam!“

„Die Herren sind gerade so neugierig!“

„Sogar noch viel neugieriger!“

„Ruhe! Ruhe!“

„Also! ... Was ist los? ... Heraus mit der Farbe!"

„Zunächst tun Sie dem Fräulein bitter unrecht, wenn Sie ihren Titel anzweifeln. Sie hat immerhin einige Berechtigung, ihn zu führen."

„Aber nur einige!"

„Ich bin ihr selbst in dieser Eigenschaft draußen im Reich zweimal begegnet. Einmal — ich glaube in Nürnberg — in einem Varieté —"

„Varieté — o je!"

„Wo sie als Nackttänzerin aufgetreten ist."

„Das auch noch!"

„Na ja, danach sieht sie aus!"

„Sieht sie auch! Sie ist famos gewachsen."

„Pfui!"

„Ist das eine Schande?"

„Neid der besitzlosen Klasse!"

„Aber! ... Aber!"

„Und das zweite Mal ... das zweite Mal ..."

„Es scheint ja noch besser zu kommen. Trau'n Sie sich nur heraus damit!"

„Ja also, ... wenn Sie von der erstgenannten Eigenschaft das zweite Wort weglassen, dann wissen Sie's beiläufig."

„Was heißt das, ... das zweite Wort?"

„Tänzerin!"

Und plötzlich eine vorlaute Jünglingsstimme: „Bleibt nackt ..."

Peinliche Stille. Dann eine andere Stimme, ängstlich und Abschwächung erwartend.

„Nackt ...?"

„Ja, allerdings. Oder wie es damals auf dem Programm verzeichnet war: als lebender Marmor."

Und nun ein Aufatmen der Erleichterung und gleichzeitig des heimlichen Bedauerns.

„Ach so ... sozusagen lebende Bilder?"

„Ja. Nach klassischem Muster."

„Aber schon sehr klassisch."

„Könnten wir das Fräulein nicht für unsere nächste Veranstaltung gewinnen?"

„Bob!"

„No ja! Damit Abwechslung hineinkommt. Immer nur das Gesinge und die Deklamiererei, ... und höchstens ein bissel Herumgehops!"

„Das hat man zum Dank für seine Opferwilligkeit."

„Nicht einen Ton sing ich mehr!"

„Die Damen können beruhigt sein. Ich glaube, Fräulein Zavodska hat sich schon seit einiger Zeit von der Ausübung ihres künstlerischen Berufes zurückgezogen."

„Schad'!"

„Hat sie schon soviel verdient, daß sie privatisieren kann?"

Der Kaiserliche Rat zuckte die Achseln.

„Darüber vermag ich beim besten Willen keine Auskunft zu geben."

„Vielleicht spekuliert sie jetzt in kararischem Marmor."

„Wie meinen Sie —?"

„Ach so!"

„Nicht zu gemischt, meine Herren!"

„Ich versteh' nicht —?"

„Ich auch nicht, Lizzi. Der Bob wird's uns dann schon sagen."

„Am End' ist der Doktor Karlhofer ein verkappter Bildhauer."

„Also, jetzt genug!“

„Sonst wird's auch fad.“

„Mit der blöden Witzelei kommt man ganz vom eigentlichen Thema ab. Der Kaiserliche Rat weiß sicherlich noch eine ganze Menge interessante Sachen von der Zavodska.“

„Bedaure! — Höchstens noch das eine, daß sie nämlich gar nicht Zavodska heißt, sondern Boschena Pospischil.“

„Was —?“

„Pospischil?“

„Servus, Bschesina!“

„Nein wirklich?“

„Aber das ist ja Falschmeldung!“

„Den Gebrauch eines Künstlernamens darf man wohl nicht so hart beurteilen, gnädige Frau.“

„Ich finde es sehr nett, daß sie wenigstens ihrer Rass' im weiteren Sinne treu geblieben ist. Sie hätt' sich doch grade so gut romanisieren können, ... oder anglisieren.“

„Jetzt sagen Sie nur, Herr Rat, woher sind Sie denn so genau informiert? Das ist verdächtig!“

„Aber Gnädigste!“

„Sollte die Zavodska in Nürnberg noch unter ihrem ehrlichen Namen aufgetreten sein?“

„Ich war bloß in der Lage, dem Fräulein einmal eine kleine Gefälligkeit zu erweisen.“

„So, so, so ...!“

„Aber ich versichere —“

„Da sieht man, wie man sich täuschen kann. Ich hab' Sie immer für einen soliden, älteren Herrn gehalten —“

„Aber wirklich, Sie tun mir unrecht.“

„Und wenn schon! Laßts den Herrn Rat in Ruh'. Die Geschichte muß ja längst verjährt sein."

„Wie kommt's dann, daß die Zavodska Sie hier so vollständig ignoriert?"

„Mein Gott, ... es war ja, wie gesagt, nur eine Kleinigkeit."

Angestrengtes Hüsteln.

„Und schließlich, — in einem Künstlerleben verdrängt eine Erscheinung die andere."

„Und bei Nacht sind alle Katzen grau."

„Bob!!"

„Was hat er gesagt?"

„Ich weiß nicht."

„Ekelhaft! Immer mit seinen geheimnisvollen Witzen."

„Laß nur, Lizzi, er sagt mir's nachher schon."

„Also ich muß sagen, das find' ich denn doch stark. Bei aller Vorurteilslosigkeit."

„Wem tut sie denn etwas?"

„Na, schließlich eine Annehmlichkeit ist es nicht, mit so einer Person unter einem Dach wohnen und an einem Tisch essen zu müssen. Meiner Meinung nach sollte man der Direktion einen Wink geben —"

„Mit welcher Motivierung?"

„Motivierung her, Motivierung hin —"

„Ich hab' bis jetzt noch nicht entdeckt, daß sie sich etwas vergibt, ... oder sich auch nur irgendwie auffällig benimmt."

„Im Gegenteil", äußerte ein junger Herr, dessen persönliche Note harmlose Aufrichtigkeit war. „Es gibt unter den sogenannten Damen manche, die sich viel auffälliger benehmen."

„Meinen Sie mich?" erkundigte sich ein allerdings etwas herausfordernd gekleidetes Fräulein.

Der junge Herr geriet in eine nicht ganz zu seiner Rolle passende Verlegenheit.

„Die ... die Anwesenden sind immer ausgenommen", stotterte er, weil ihm nichts Gescheiteres einfiel.

„Schade. Ich hab' mich schon so gefreut."

„Warum?"

„Weil ich geglaubt hab', Sie wollen mir ein Kompliment machen."

„Gnädige Frau", wandte sich jetzt der Kaiserliche Rat an die Dame, die ihrem Mißbehagen über die Gegenwart der entlarvten Boschena Pospischil so unverhohlen Ausdruck verliehen hatte, „ich möchte Sie dringendst bitten, von meinen Mitteilungen keinerlei Gebrauch zu machen. Es wäre mir äußerst peinlich, wenn durch meine Indiskretion —"

„Aber Herr Rat, die Mama meint's ja gar nicht so!"

„Ich hab' die Herrschaften nur ein bisserl orientieren wollen, weil ich gemerkt hab', daß Sie sich für das Fräulein Zavodska so interessieren —"

„Aber natürlich! Natürlich! ... Wir sind Ihnen ja auch sehr dankbar."

Die ältere Dame war noch nicht ganz beruhigt.

„Auf alle Fälle ist es gut, daß man's weiß. Vielleicht wird sie sich im Laufe der Zeit irgendwie anbiedern wollen, und dann —"

„Ich glaube nicht. Sie scheint mit dem Doktor vollständig zufrieden zu sein."

„Dem könnte es auch nicht schaden, wenn ihm jemand eine Andeutung machen würde. Hat so eine nette, feine Frau, und —"

„Auch noch!"

„Mama! ... Du bist von einer Rückschrittlichkeit!"

„Weil mir die arme Frau leid tut. Und er schließlich auch. Man soll einen Menschen doch nicht so blind ins Verderben rennen lassen. Wer weiß, was ihm die Person vormacht."

„Was heißt Verderben? — Höchstens eine Geldfrage."

„Wer im eigenen Sechzig-HP von Italien angefahren kommt, kann sich's leisten."

„In Wien soll er ein fabelhaft eingerichtetes Palais haben, ... und einen Riesenbesitz im Gebirge, ... mit einem Schloß."

„Woher wissen Sie denn das?"

„Mein Freund hat mir's gestern erzählt. In Venedig soll er übrigens auch Unsummen für Kunstschätze ausgegeben haben."

„Wieso kommt aber die arme Frau dazu?"

„Recht geschieht ihr. Wenn sie sich's ruhig gefallen läßt."

„Lizzi! ... Du bist manchmal unglaublich!"

„Gott sei Dank!"

„Warum regen sich die Herrschaften eigentlich so auf?" fragte ein Herr, der sich viel auf sein standhaftes Junggesellentum zugute hielt. „Ich finde die Geschichte doch nur sehr unterhaltend."

„Ja, Sie!"

„Wenn sich so etwas vor mir abspielt, dann hab' ich ganz dasselbe Gefühl, wie wenn ich bei einem Mordsgewitter schön geborgen in meinem gemütlichen Zimmer sitze."

„Passen Sie nur auf, daß Sie nicht doch einmal ein Wetter draußen im Freien erwischt!"

„Mich? — Ausgeschlossen."

„Nicht einmal, wenn ich Sie zu einem Spaziergang einlade?“ erkundigte sich das herausfordernde Fräulein.

„Er kann ja auf alle Fälle einen Regenschirm mitnehmen.“

„Bob, ... war das auch ein Witz?“

„Wie man's nimmt, Lizzikind.“

„Aber im Grund genommen sind wir jetzt trotz unserer Kenntnisse über das Fräulein Zavodska nicht gescheiter als früher.“

„Ist auch gar nicht notwendig.“

„Dafür hat es zu regnen aufgehört, verehrte Festteilnehmer.“

„Wirklich?“

„Ja! Er hat recht.“

Der Junggeselle zwinkerte der Herausfordernden listig zu.

„No also, Fräulein, ... dann könnte man ja den bewußten Spaziergang vielleicht wagen?“

Sie maß ihn mit einem hochmütigen Blick.

„Danke. Ich bin keine Freundin von nassen Füßen.“

„Sehen Sie“, flüsterte er einem jungen Menschen zu, als dessen Lebenserzieher er sich manchmal aufspielte, „so ist diese Sorte. Scheinbar immer zum äußersten bereit und dabei feig bis in die Knochen.“

„Lizzi, komm! ... Ich geh' jetzt hinauf.“

„Muß ich mit, Mama?“

„Du weißt, daß du dem Papa schon seit acht Tagen einen Brief schuldig bist.“

„Ach Gott, deswegen!“

„Komm nur, komm! ... Mahlzeit, meine Herrschaften.“

„Mahlzeit.“ „Mahlzeit.“

„Auf Wiedersehen!“

Agathe stand an der Balkontür ihres Zimmers und sah nach dem gegenüberliegenden Gebirge, an dessen Abhängen der Nebel in langen, weißen Schwaden herabhing. Manchmal geriet er durch einen Windstoß in leise wogende Bewegung, und es sah aus, als wolle er sich heben oder teilen, dann sank er noch tiefer, noch dichter herab und zuletzt verhüllte er die Aussicht fast bis an die Talsohle.

Die Verbindungstür zu dem Zimmer ihres Mannes war geöffnet und Felix ging langsam durch beide Räume auf und ab. Und immer, wenn er Agathes Zimmer durchquert hatte und verschwunden war, hörte man seine gleichmäßig wandernden Tritte aus dem anstoßenden Raum, bis er wieder in der offenen Tür auftauchte.

Endlich blieb er in der Mitte des Zimmers stehen.

„Hat es nicht aufgehört zu regnen?"

Agathe wendete sich nicht um.

„Ja, schon seit einer Weile."

„Es ist plötzlich so hell geworden. Kommt nicht die Sonne heraus?"

Sie schüttelte unmerklich den Kopf.

„Ach nein. Ich glaube, es wird bald wieder zu regnen anfangen. Der Nebel sinkt immer tiefer ..."

Da näherte er sich der Balkontür.

„Nun geht der Sommer zu Ende. Wenigstens hier im Gebirge."

„Ja, ... und es sieht beinahe so aus, als sollte der Himmel nie wieder blau werden und die Sonne nie wieder scheinen können."

„Sie wird scheinen! ... Für den, der Zeit hat, sie zu erwarten ..."

Jetzt drehte sie sich nach ihm um, aber er sah sie

nicht an, sondern starrte an ihr vorbei in die weiße Nebelwand hinaus.

„Wir hätten vielleicht im Süden bleiben sollen ...", sagte sie leise.

In seinem Gesicht veränderte sich kein Zug.

„Ich habe zurück müssen. Ich habe unseren deutschen Herbst noch einmal erleben wollen. Zum Abschied ..."

Sie trat erschreckt auf ihn zu.

„Felix! ... Fühlst du dich schlechter?"

Ein flüchtiges Lächeln glitt um seinen Mund.

„Nein, so weit ist es noch nicht ... Aber zum Abschiednehmen wird es langsam Zeit. Wer weiß, ob ich den Kreis noch einmal vollenden darf."

„... Welchen Kreis ...?"

Erst jetzt sah er ihr voll und ernst in die Augen.

„Vergiß nicht, Agathe, ... das zweite Jahr geht zur Neige. Und wie weit mir bestimmt ist, das dritte zu durchmessen —"

Er hob die Schultern, während sie sich wieder abwandte und die Stirn an den gegen das Türkreuz gestützten Arm preßte.

„Das Frühjahr wird mir ja wohl noch einmal gegönnt sein, ... und vielleicht auch noch der Sommer. Und wenn auch nicht, — er bringt ja doch nichts Neues, nichts Verändertes. Nur eine Verstärkung ... Aber den Herbst werde ich wohl nicht mehr kommen sehen. Und die Blätter, die ich noch einmal sprießen sehe, nicht mehr fallen! ... Also jetzt zum letztenmal! ... Und darum Abschied ..."

Sie riß sich von der Tür los und wollte mit ausgestreckten Armen auf ihn zueilen.

Er wehrte sie mit einer schwachen Handbewegung ab.

„Nicht, Agathe, ... bleib' ruhig. Dieser Herbstnachmittag ist kein Frühlingsabend mit zirpenden Grillen und singenden Fröschen! ... Und dieses Zimmer ist nicht unser lieber, alter Balkon!... Es liegt zuviel dazwischen, ... und keine Brücke ist lang genug ..."

Ihre Mundwinkel verzogen sich zuckend, die Arme sanken ihr kraftlos herab.

„Keine ... Brücke mehr ..."

Er hatte sich auf einen Sessel niedergelassen.

„Ich habe sie nicht abgebrochen. So wahr mir Gott helfe!... Oder wenn, dann hat nicht mein Wille meine Hand geführt, sondern ein unerbittliches, schauerliches Schicksal ..."

„Ich mache dir keinen Vorwurf, Felix ..."

„Ich weiß nicht, ob ich dir dafür danken soll. Ob es mir nicht lieber wäre, du würdest dich aufbäumen ... und mir ins Gesicht spucken."

Auch sie setzte sich jetzt in einiger Entfernung von ihm auf ein Ruhebett.

„Ich habe schon so viel Schweres tragen müssen in diesen letzten Jahren ..."

Er hielt den Kopf gesenkt.

„Du weißt es also?"

„Ich weiß nichts. Ich warte. Und was kommt, wird sein."

Eine Weile saß er schweigend, die Hände ineinander gedrückt. Endlich hob er den Kopf.

„Agathe —"

„Was, ... Felix?"

„Ich fühle es deutlich, die Zeit des Abschiednehmens hat für mich begonnen. Es wäre eine unnütze Qual, sie gewaltsam hinauszuschieben."

„Sprichst du noch immer vom Herbst da draußen?"

„Nein. Jetzt nicht mehr. Oder doch. Es gehört mit dazu, ... und vielleicht enger, als wir glauben."

Ihr Blick lag ruhig auf seinem Gesicht. Als könne nun nichts Schlimmeres mehr kommen und als gelte es, dieses Letzte nicht mehr entgleiten zu lassen.

„Du willst von mir gehen, Felix?"

Er saß jetzt wieder ganz in sich zusammengesunken.

„Es ist nicht mein Wille, der mich dazu treibt. Es ist etwas anderes, ... Stärkeres ..."

Einen Atemzug lang schien sie die Absicht zu haben, seine Antwort zurückzuweisen. Aber sie verzichtete darauf und sprach weiter.

„Und du willst mit dieser Frau gehen, die sich schon seit Wochen an unsere Fersen hängt?"

„Das tut sie nicht, Agathe. Wir haben sie selbst —"

Ein Lächeln zog sich um ihren Mund.

„Du brauchst sie nicht zu verteidigen. Ich wünsche nicht, sie in deinen Augen herabzusetzen."

Er hob sich halb von seinem Sessel, um sich ihr zu nähern.

„Agathe, ich —"

Und nun wehrte sie ihn mit der gleichen, leisen Armbewegung ab, mit der kurz zuvor er sie abgewiesen hatte.

„Bleib', Felix. Es ist heute kein Frühlingsabend, und wir sitzen nicht daheim auf unserem Balkon, wie vor langer Zeit. Du hast ganz recht gehabt... Wir haben nur mehr miteinander zu reden. Sonst nichts. Und auch das muß bald vorüber sein."

Da ließ er sich wieder mutlos niedersinken.

„Deine Ruhe... quält mich so..."

„Wäre es dir wirklich lieber, ich würde jammern und weinen... und dir eine Szene machen?"

„Nein, nein ..."

„Was verlangst du also von mir?"

„Ich kann nur nicht verstehen, daß du —"

Sie preßte für eine kurze Weile die Hand gegen die Stirn.

„Ich war nicht immer so ruhig, Felix. Diese Ruhe hab' ich mir schwer erkämpfen müssen!... Du darfst nicht vergessen, daß wir beide vor keiner Überraschung stehen, ... sondern vor etwas, was allmählich an uns herangetreten ist und was wir beide kommen gesehen haben. Du so gut wie ich."

„Du hast dir aber nie etwas anmerken lassen."

„Diese Kunst hab' ich im Laufe der letzten Zeit von dir gelernt, Felix. Nicht gerade in dem einen Fall, von dem wir jetzt sprechen. Aber es hat genügend andere Gelegenheiten gegeben. Soll ich dich an die vielen Nächte erinnern, in denen du hinter verschlossenen Türen stundenlang auf und ab gegangen bist und gelitten hast?"

„Das ist doch damit nicht zu vergleichen."

„In einem gewissen Sinne schon. Wie hab' ich mich damals gesehnt, bei dir zu sein und dir irgendwie zu helfen! Im Anfang hab' ich auch immer an die Tür geklopft und dich gebeten, du sollst mich hineinlassen. Aber wie du mir nie aufgemacht hast — meistens hast du mir ja überhaupt keine Antwort gegeben — da hab' ich schließlich darauf verzichtet und mich damit abgefunden, so gut es eben gegangen ist."

„Ich hab' es doch nur getan, weil ich gewußt hab', daß du mir nicht helfen kannst. Und weil ich nicht wollen hab', daß du dich unnütz quälst!"

„Glaubst du, allein war mir leichter?... Aber ich hab' es ja von deinem Standpunkt aus begriffen. Und heute muß ich dir dafür dankbar sein. Ich weiß nicht,

ob ich sonst fähig gewesen wäre, das Schwerste mit mir allein auszumachen."

Er streifte sie mit einem scheuen Blick.

„Du warst also schon seit langem vorbereitet?"

Sie sah an ihm vorbei an die Zimmerwand.

„Jedenfalls lange genug, um wieder ruhig zu werden. Wenigstens bis zu einem bestimmten Grad. Gemerkt hab' ich es freilich schon viel länger. Ich habe nur nicht geahnt, daß es einmal ein solches Ende nehmen wird."

„Ich habe mir ja keine besondere Mühe gegeben, es zu verbergen ... oder mich zu beherrschen."

Sie schüttelte den Kopf.

„Das war es nicht. Du hast dich nie auffällig benommen. Ohne daß du dich dabei verstellt hättest. Es liegt überhaupt nicht in deinem Wesen, unbeherrscht zu sein, Felix."

„Ich kann mich aber doch an Augenblicke erinnern, wo du anderer Meinung warst. Nicht gerade in diesem Zusammenhang, sondern früher ..."

„Ich weiß, worauf du anspielst. Das waren Sekunden schrankenlosester Verzweiflung, in denen du unzurechnungsfähig warst ... und für dein Benehmen nicht verantwortlich gemacht werden konntest. Aber sonst bist du ein ruhiger, durchaus beherrschter Mensch. Und darin hat dich selbst diese Frau nicht zu ändern vermocht."

„Und trotzdem hast du bemerkt —?"

Sie nickte.

„Im Anfang war ja auch gar nichts zu verbergen. Daß sie dir gefallen hat, und daß du dein Gefallen an ihr gezeigt hast, war doch nichts Schlimmes. Sie ist ja wirklich sehr hübsch. Viel hübscher, als ich."

„Agathe —!"

Sie warf den Kopf ungeduldig zur Seite.

„Laß das, Felix! Ich weiß ganz gut, daß ich nicht häßlich bin. Ich weiß aber auch, daß es schönere Frauen gibt ... oder eine andere Art von Schönheit."

Er preßte die Lippen aufeinander und krampfte die Hände zu Fäusten.

Und sie sprach weiter, ohne seine Bewegung zu beachten.

„Sie ist auch nicht dumm, und es läßt sich ganz gut mit ihr plaudern. Ob sie tiefer veranlagt ist, kann ich nicht beurteilen. Ich habe keine Gelegenheit gehabt, oder besser gesagt, keine Gelegenheit gesucht, mich davon zu überzeugen. Aber das bleibt ja am Ende gleichgültig."

„Danach habe ich, weiß Gott, auch nicht gefragt!" — Das Verächtliche in seiner Stimme klang vollkommen ehrlich.

„Jedenfalls hast du dich gerne mit ihr unterhalten, und ich hab' mich aufrichtig darüber gefreut. Ich war ja so namenlos glücklich über alles, wovon ich geglaubt hab', daß es dich auf andere Gedanken bringt ... und ablenkt."

Er neigte den Oberkörper vor und barg das Gesicht in den Händen.

„Ich habe ja nicht voraussehen können —"

„Das haben wir beide nicht", unterbrach sie ihn, „wenigstens nicht von Anbeginn an. Aber vielleicht war es besser. Ich hätte sonst kaum die Selbstverleugnung aufgebracht, sie immer und immer wieder in unserer Nähe zu dulden und sogar noch enger an uns zu fesseln. Du hast vorhin gar nicht so unrecht daran getan, sie in Schutz zu nehmen. Sie hat sich wirklich nicht an uns gehängt. Wenigstens nicht, ohne förmlich von mir dazu ermutigt worden zu sein."

Er ließ die Hände vom Gesicht gleiten und verschränkte sie bittend vor dem Mund.

„Mein Gott ... Du wirst dich doch nicht entschuldigen wollen ..."

„Nein. Aber ich will auch nicht voreingenommen sein. Übrigens war es, wie gesagt, besser, daß es so gekommen ist. Und wahrscheinlich hat es so kommen müssen. Deinetwegen."

Er hatte, wie von körperlichem Schmerz gepeinigt, die Schultern zusammengezogen.

„Agathe!"

„Denn siehst du, Felix", fuhr sie freundlich fort, „nach und nach hab' ich entdeckt, daß mehr daraus werden sollte, als eine flüchtige Zerstreuung für dich. Und hab' es entdeckt, ohne daß du dich äußerlich irgendwie verändert hättest. Es war ja für mich nicht so schwer. Ich hab' dein Gesicht doch so gut gekannt. Kein Zug, kein Ausdruck darin ist mir entgangen. Früher einmal ... viel früher ... hab' ich es nur" — sie stockte einen Atemzug lang, dann sprach sie es entschlossen aus — „nur lieb gehabt —."

Es riß ihn wieder zu ihr hin, aber sie wehrte ihn wieder ab.

„Nicht, Felix! Du sollst mich nicht falsch verstehen ... Wenn man das, was jetzt ist, nicht verleugnet, dann braucht man auch das, was früher war, nicht zu verleugnen. Deswegen muß man aber nicht weich werden ... und nicht nachgiebig. Du mußt es mit der gleichen Ruhe anhören, mit der ich es ausspreche." — Und nach einem kurzen Schweigen, als habe sie erst jetzt zu ihren ursprünglichen Gedanken zurückgefunden: „Später, wie dann diese furchtbare Heimsuchung über uns hereingebrochen ist, da hab' ich dein Gesicht auch beobachtet

und hab' in ihm lesen gelernt, wie in einem offenen Buch. Und ich war verzweifelt, wenn ich nur Qualen und Bangigkeit darin gefunden hab', und glückselig, wenn Ruhe und Frieden sich darüber ausgebreitet haben. Leider ist das nur selten geschehen und hat auch nie lange gedauert."

Seine Lippen zitterten leise, bevor er die Worte zu formen vermochte.

„Was mußt du ... gelitten haben ..."

„Nicht mehr als du. ... Und weil ich dein Gesicht so genau gekannt hab', Felix, weil mir jede Veränderung darin, auch die geringste, sogleich aufgefallen ist, ... darum hab' ich auch bemerkt, daß dir der Verkehr mit dieser Frau mehr bedeutet als ein Spiel. Oder richtiger, daß aus dem Spiel Ernst werden soll. Wahrscheinlich früher, bevor du selbst dir dessen bewußt geworden bist. Für so lange Zeit hatte bisher nichts die qualvolle Angst aus deinem Gesicht vertreiben können. Und es hätte nicht noch des anderen bedurft, um es mir zu beweisen."

„ ...Wessen ...?"

„Daß du seither ... nicht mehr nach mir verlangt hast ..."

Er stöhnte auf, indem er sich im Genick faßte.

„Agathe ..."

„Deswegen brauchst du dich aber nicht schuldig zu fühlen. Ich erhebe keine Anklage gegen dich."

Er bewegte gepeinigt den Oberkörper hin und her.

„Nein, nein! ... Du sollst nur nicht glauben —"

„Was?"

„Du irrst dich, Agathe! ... Es soll kein Ernst werden! ... Nicht so, wie du meinst! ... Es soll ein Spiel bleiben! Ein gemeines, erbärmliches Spiel meinetwegen ... aber —"

Sie hielt die Augen mit stillem Vorwurf auf ihn gerichtet.

„Felix! Sei jetzt nicht feig! Ich war es ja auch nicht! Ich hab' mich ja auch nicht ängstlich vor der Wahrheit verschlossen. Und mich hat sie wohl härter getroffen, als dich. Damals hab' ich freilich meine ganze Fassung eingebüßt. Heute darf ich es dir gestehen. Alles andere, was uns gedroht hat, hab' ich vollständig vergessen! Alles! Wie wenn es mit einem Schlag in mir ausgelöscht gewesen wäre! ... Und hab' immer nur an das eine denken müssen, an das eine": — ihre Stimme sank zum leisen Geflüster herab — „daß ich dich ... verloren hab' ..."

Jetzt sprang er auf, warf sich vor ihr nieder und barg den Kopf in ihrem Schoß.

Sie drängte ihn nicht mehr zurück und strich ihm sanft übers Haar.

„Ja, Felix ... das waren damals die Nächte, in denen ich mich so eingeschlossen hab', wie du es mich gelehrt hast. Die Nächte, in denen ich mich durchgekämpft hab' zur Ruhe ... und endlich sogar zu der Erkenntnis, daß es wohl so kommen mußte ... und am besten war."

Er umklammerte mit beiden Armen ihre Beine, während er das Gesicht fester gegen ihre Schenkel preßte.

„Und ich hab' nichts davon gewußt! ... Ich hab' nichts gewußt!"

Sie lächelte über ihn hinweg, ohne die Hand von seinem Haar zu nehmen.

„Ich bin nicht so ruhelos auf und ab gegangen, wie du es immer getan hast. Ich bin in meinem Bett gelegen. Geweint hab' ich wohl auch. Aber wenn ich gemerkt hab', daß mir die Tränen kommen, dann hab' ich mir die Decke über den Kopf gezogen und mich in das Polster verbissen, damit du nur ja nichts hörst."

„Es ist doch Wahnsinn von mir ... der blanke Wahnsinn!"

Sie wurde wieder ganz ernst.

„Sag' das nicht, Felix. Jetzt im Augenblick kommt es dir so vor. Aber wenn diese Regung vorübergegangen ist ..."

Er hob den Kopf ein wenig.

„Halte mich, Agathe ... halte mich!"

„Das darf ich nicht. Du würdest es mir später nicht danken." — Sie schob ihn in Güte von sich weg. — „Und jetzt steh auf, Felix. Wir haben uns ohnehin schon zu sehr gehen lassen."

Eine Weile kauerte er noch zu ihren Füßen. Endlich richtete er sich langsam auf.

„Du hast recht. Es führt zu nichts. Und es kann zu nichts führen ... Wenn alles andere von mir genommen wäre — dann vielleicht. Aber dann wäre es ja nie so weit gekommen."

Er trat von ihr weg an die Balkontür.

Sie war ihm mit den Blicken gefolgt.

„Sag', Felix —"

„Was?"

„Ich habe jetzt manches Mal daran denken müssen ..."

„Woran?"

„Aber du darfst nicht zornig werden."

Er drehte sich um und seine Stimme klang ein wenig gereizt.

„Nein, nein ...?"

„Würdest du dein Leben jetzt lieber haben können, wenn ... wenn der Martiner sich doch getäuscht hätte, und du würdest —" ihre Frage setzte sich in einem forschenden Blick fort.

Er lachte mit geschlossenem Mund auf, während er die Achseln zuckte.

„Komischer Einfall!"

„Du hast doch eben selbst gesagt: wenn alles andere von mir genommen wäre...? Oder hab' ich es falsch verstanden?"

Er kühlte die Stirn an der Glasscheibe.

„Als ob ich fähig wäre, bei dieser grauenvollen Hetzjagd auch nur einen folgerichtigen Gedanken zu fassen!" — Und mit einem plötzlichen Aufschrei: „Ich darf ja nicht denken! Ich darf nicht!... Nicht eine Sekunde lang! ... Was ich seit Jahr und Tag begonnen und gesprochen hab', war sinnlos! War viehisch! ... Alles, alles ohne Ausnahme! ... Das war ja schon längst nicht mehr mein Leben! Ich hab' es ja nicht mehr in der Hand gehabt! ... Für die andern mag es so ausgesehen haben, als ob ich ein Narr gewesen wäre! Oder manchmal auch ein Lump! Ein leichtsinniger Tagedieb! ... Ich war kein Narr! Kein Lump! ... Ich war kein Tagedieb!"

„Felix!... Ich hab' doch gewußt —"

„Nichts hast du gewußt! Du hast nichts wissen können! ... Das hätte nur ich können. Aber nicht einmal das war ich imstande! ... Es hat mich auf die höchsten Höhen gehoben — und es war nicht mein Verdienst! Und wenn es mich jetzt in die tiefsten Abgründe schleudert, so ist es nicht meine Schuld!" — Er kam mit ausgestreckten Händen wieder auf sie zu. — „Agathe, ich will mich nicht reinigen vor dir. Ob ich mich selbst mit Schmutz bespritze oder ob ihn jemand anderer auf mich wirft — Schmutz bleibt es. Und du hast ein Recht, dich mit Ekel von mir abzuwenden —"

„Nein, Felix, das tu ich nicht."

„Aber wenn ich dich jetzt verlasse ... wenn ich mich an diese elende Dirne hänge —"

„Beschimpf' dich nicht in ihr. Und mache sie nicht schlechter, als sie ist."

„Du brauchst keinen Mantel darüber zu decken, Agathe. Ich bin mir über ihr Wesen vollkommen klar. Ich weiß, daß ich in ihr nichts anderes finde, als Ware, die ich mir für mein Geld kaufe."

Sie zog die Augenbrauen hoch und hielt den Mund eine Weile fest geschlossen, bevor sie sprach.

„Wenn du vorhin nicht selbst gesagt hättest, daß du nicht denken kannst ... und daß alles, was du tust und redest, sinnlos ist — dann könnte ich irr an dir werden."

„In diesem einen Punkt denke ich vielleicht doch. Und ich muß es als Glück betrachten, daß ich nicht schon bis in die letzten, tiefsten Wurzeln vergiftet bin."

Sie wiegte zweifelnd den Kopf.

„Das kann ich nicht begreifen."

„Gerade darum, weil ich überzeugt bin, daß sie nichts Besseres ist und nichts Besseres verlangt — gerade darum klammere ich mich an sie! Ich will ja selbst nichts anderes!" — Er ließ sich Agathe gegenüber wieder auf einen Stuhl nieder. — „Du mußt mir zugeben, daß ich nichts unversucht gelassen habe, um mir auf anständige Weise über mein Elend hinwegzuhelfen. Daß ich dabei manchmal auf unsinnige Dinge verfallen bin, leugne ich nicht. Ich hab' von Anfang an gewußt, daß mir nur äußere Mittel zu Gebote stehen. Erinnerst du dich noch daran, was ich vor bald zwei Jahren gesagt habe? Damals, wie ich mit meinem Todesurteil vom Martiner zurückgekommen bin?"

Sie nickte.

Und er sprach weiter.

„Ich hab' die ganze Stufenleiter durchlaufen. Hand in Hand mit dir. Und ich danke dir dafür, daß du mich so treu begleitet hast. Vielleicht hast du hie und da einen Schimmer von Lohn empfangen. Ich für meine Person habe wenigstens ab und zu das Gefühl gehabt, etwas sehr Schönes und Beglückendes zu erleben. Wenn es auch nicht oft der Fall war und mir meistens wieder rasch entglitten ist. Ich weiß ja nicht, ob du etwas Ähnliches empfunden hast —"

„O ja, Felix. Und wäre es auch nichts anderes gewesen, als die Gewißheit, dich für kurze Augenblicke von deiner Qual befreit zu sehen. Manchmal war es aber auch mehr. Manchmal habe ich es auch als etwas Eigenes empfunden."

„Dann will ich zufrieden sein ... und muß mir keinen allzu bitteren Vorwurf daraus machen, dich in mein Schicksal mit hineingerissen zu haben."

„Es war ja mein freier Wille. Ich hätte mich doch in jeder Stunde von dir trennen können."

„Damals noch nicht, Agathe. Damals war unser Beisammenbleiben eine stillschweigende Voraussetzung. Und wenn wir von gegenseitiger Freiheit gesprochen haben, so waren das nur Redensarten ... wie sie einem eben schon zur Gewohnheit geworden sind. Aber heute liegen die Dinge anders. Das fühlst du ja selbst."

Sie schwieg und atmete nur tief auf.

„Heute ist für mich jener Zeitpunkt erschienen, an den ich nie recht glauben wollte ... und vor dem mir doch schon immer so entsetzlich gebangt hat. Ich habe mich gegen ihn gewehrt, solange es möglich war und solange ich die Kraft dazu besessen hab' — jetzt geht es nicht weiter. Jetzt muß ich die Waffen strecken."

„Ich kann dir nur das eine wiederholen, das, worum

ich dich vom ersten Tag an gebeten hab': tu alles, wozu es dich treibt... und wovon du dir Hilfe erhoffst. Ohne dabei an jemanden anderen zu denken, als an dich."

Er starrte regungslos vor sich zu Boden.

„Es gibt jetzt nur mehr einen Weg für mich. Den Weg nach unten. Den Weg durch den Schmutz. Das Licht oben auf der Höhe hat meinen Verfolger nicht zu blenden vermocht ... vielleicht schlägt ihn die Finsternis mit Blindheit ... vielleicht erstickt er im Schlamm."

„Mein Wunsch geht mit dir ... auf allen deinen Wegen, Felix..."

„Agathe" — er hatte jetzt die Augen zu ihr erhoben — „warum bist du so gut... und so rein!... Wenn du es weniger wärst —"

„Was dann?"

„Dann müßten wir jetzt nicht voneinander scheiden. Dann dürftest du jetzt mit mir weitergehen."

„Bin ich denn wirklich so gut? Überschätzt du mich nicht, Felix?"

„Nein, du kannst das selbst nicht so ermessen. Und gerade darin liegt die Bürgschaft für deine Güte." — Er warf trotzig den Kopf zurück. — „Wer von jetzt ab mein Begleiter sein will, der muß so sein, wie diese Frau. Sonst kann er mir nichts nützen, oder ich lade eine schwerere Verantwortung auf mich, als ich zu tragen imstande bin."

„Vor wem?"

„Vor mir! ... Liebe und Hingebung genügen mir jetzt nicht mehr. Was ich jetzt brauche, ist der nackte Taumel, die nackte Leidenschaft. In ihrer niedrigsten, zügellosesten Form! Und die darf ich nur von jemandem verlangen, der selbst nichts mehr zu verlieren hat. Der

mit mir auf der gleichen Stufe steht. Wenigstens in dieser Hinsicht."

Sie lächelte mühselig.

„Also doch nur, weil ich dir nicht mehr genüge ..."

„Nein, Agathe, nein! ... Glaub' nicht, daß ich es nur zur Beschönigung sage! Ich meine es wirklich so! Aus bestem, tiefstem Herzensgrund. Einzig und allein deshalb habe ich dich in den letzten Wochen nicht mehr berühren wollen und können! ... Solange mein Gefühl noch mit einer Spur ehrlicher Liebe vermischt war, habe ich keine andere Frau angesehen. Nur dich! Nur dich! So wie in den allerersten Tagen unseres Beisammenseins ... Aber jetzt darf ich es nicht mehr! Ich darf nicht! Sonst würde ich dich in der gemeinsten, schmutzigsten Weise mißbrauchen! ... Wer weiß, hab' ich es in meinem Wahnsinn nicht schon getan. Sicher sogar! ... Verzeih es mir, Agathe. Ich war ja nicht Herr meiner Sinne und meines Handelns ... und die Grenze war so schwer zu erkennen. Aber jetzt liegt sie klar vor mir. Seit Wochen schon. Und jetzt darf ich dir nicht mehr in die Nähe kommen, ohne ein elender Schuft zu werden!"

Sie hob die Schultern und ließ sie langsam wieder sinken.

„Du mußt es wissen ... Felix ..."

„Gott sei Dank, weiß ich es! Für uns beide! Sonst hätte ich dich noch weiter mit mir durch den Kot gezerrt und nichts anderes damit erreicht, als dich schmutzig zu machen. Denn selbst wenn du dich entschlossen hättest, mir dieses Opfer zu bringen — und du hättest es getan! — und ich wäre verblendet genug gewesen, es anzunehmen — ich hätte nichts damit gewonnen."

„Warum?"

„Weil zwischen dir und mir immer eine Schranke aufgerichtet geblieben wäre. Eine Schranke gegen den letzten, wildesten Rausch, dessen ich bedarf.“ — Er begegnete drohend ihrem fragenden Blick. — „Seitdem mein Schicksal kein Geheimnis für dich ist, Agathe, seit dieser Stunde war jede Hingabe von dir doch nur ein mitleidiges Geschenk!“

Sie zuckte, wie von einem Peitschenhieb getroffen, halb vom Sessel auf.

„Felix —!“

Und er streckte den Arm gegen sie aus, als ob er sie festhalten wollte.

„Nur ein Geschenk! Und was du selbst dabei empfunden hast, war nichts als Grauen, Grauen vor mir, der an deiner Brust gelegen hat und von dem du gewußt hast, daß er eine wandelnde, atmende Leiche ist! ... Leugne es, wenn du kannst! Leugne es, daß das nicht jedesmal dein letzter, heimlichster Gedanke war und daß du damit mir und dir die höchste Lust vergällt hast! ... Es mußte ja auch so sein. Sonst wärst du kein gesunder, normaler Mensch!“

Eine Zeitlang sah sie ihm, die Hände gegen die Seitenlehnen ihres Stuhles gestützt, fassungslos ins Gesicht. Dann neigte sie sich wieder zurück.

„Jetzt fange ich erst an, ganz zu verstehen, warum unsere Wege sich trennen müssen ...“ — Und nach kurzem Schweigen: „Und von ihr erhoffst du, daß sie dir das geben wird, wonach du verlangst? ... Du hast sie selbst eine Dirne genannt, die du dir kaufst. Läßt sich dieses äußerste, heißeste Mitempfinden, von dem du sprichst, mit dem Leib zugleich erkaufen?“

„Ich widerrufe nichts von dem, was ich gesagt habe. Aber es gibt verschiedene Sorten von Dirnen. Sie ver-

kauft sich, aber sie verkauft sich nicht um jeden Preis. Sie verkauft sich nur, wenn es ihr Freude bereitet."

„So genau kennst du sie schon? ... Ihr seid wohl auch schon handelseins?"

„Ich will diese Frage der Stunde zugute halten, in der sie gestellt wird."

Agathe senkte den Kopf.

„Verzeih ..."

„Vor allem", fuhr Felix fort, als seien die letzten Worte zwischen ihnen nicht gewechselt worden, „habe ich ihr gegenüber die Sicherheit, daß keine hemmende Schranke zwischen uns besteht. Sie wird nicht wissen, an wen sie ihre Gunst verschenkt. Ich werde für sie ein Mann sein, wie jeder andere. Einer, der ihr ein paar Monate oder auch nur ein paar Wochen lang gefällt. Höchstens, daß ihre Befriedigung durch den Gedanken gesteigert wird, mich dir gestohlen zu haben."

„Diesen Triumph gönne ich ihr gerne."

„Du weißt, daß er ein falscher ist. Wenigstens in dem Sinne, wie sie es auffassen dürfte."

Eine Weile saßen sie einander stumm gegenüber.

Endlich preßte Agathe die Hand vor die Augen.

„Mir kommt es manchmal so vor, als wäre alles, unser ganzes Leben während der vergangenen Monate, nur ein wüster Traum ..."

Er zuckte die Achseln, ohne etwas zu entgegnen.

„Man träumt ja öfter etwas Entsetzliches und weiß dabei recht gut, daß man träumt, ... daß man schließlich erwachen muß! ... Genau so ist mir jetzt zu Mute. Ich möchte mich am liebsten selbst bei den Schultern fassen und rütteln ... und mir in die Ohren schreien: Wach auf! Wach auf!"

„Ja, diese Art von Träumen kenne ich auch", nickte er, „und dann die Freude über das Erwachen."

Sie gab die Augen frei und richtete sie hilfesuchend auf ihn.

„Hättest du diese Stunde zwischen uns jemals für möglich gehalten?"

„Nein. Aber gerade darum ist sie erschienen. Die Dinge, die wir für unmöglich halten und an die wir nicht denken, geschehen ja fast immer. Oder doch häufiger als die, vor denen wir uns beständig fürchten. Vielleicht, weil wir darum auch nichts gegen sie vorbereiten."

Er war aufgestanden und näherte sich der Tür, wie um jede überflüssige Fortsetzung des Gesprächs abzuschneiden.

Sie wartete, bis er nach der Klinke griff, bevor sie es über sich brachte, ihn mit leiser Stimme anzurufen.

„Felix ... möchtest du nicht noch ein wenig bleiben ...?"

Er kam sogleich wieder zurück.

„Aber gern ...?"

„Ich ... ich habe dir noch etwas zu sagen. Etwas, das zu dem, was wir jetzt besprochen haben, dazugehört."

Er hatte sich gesetzt und versuchte, ihr ins Gesicht zu schauen, das sie halb von ihm abwandte.

„Was willst du, Agathe?"

Sie hielt die Hände krampfhaft verschlungen und mußte die Lippen förmlich gewaltsam voneinander heben.

„Es wird mir so unendlich schwer, ... und du darfst auch nicht glauben, daß es mir erst jetzt eingefallen ist. Ich habe oft darüber nachgedacht, seitdem mir klar ge-

worden ist, daß ... daß wir nicht beisammen bleiben können."

Er neigte sich gegen sie vor.

„Agathe, ... wenn du irgend einen Wunsch hättest, dann würdest du mich sehr glücklich machen. Ich bin mir zwar bewußt, daß ich nie und durch nichts imstande sein werde, meine Schuld an dich abzutragen —."

„Es ist eigentlich kein Wunsch ..."

„Sei es, was immer! Ich bin zu allem bereit. Zu allem! ... Wenn ich dir nur irgendwie beweisen kann —"

Ihre Finger verschränkten sich noch ein paarmal, dann lösten sie sich, und die Hände glitten schlaff in den Schoß.

„Wie du damals, vor nun bald zwei Jahren, vom Martiner heimgekommen bist, ... erinnerst du dich ...?"

„An alles, Agathe. An jede Kleinigkeit."

„Und wie du uns nach unserer ersten Verzweiflung gesagt hast, was du tun mußt, um ... um den Rest deines Lebens ertragen zu können —."

Er hing an ihrem Mund.

„Ja, Agathe ... !"

„Da hab' ich dir versprochen, daß ich —"

Er griff hastig nach ihrem Arm, um ihr die nächsten Worte zu ersparen.

„Ich weiß es!"

Aber sie ließ sich nicht beirren.

„— Da hab' ich dir versprochen, daß ich auch nicht länger leben wollte." — Sie atmete auf, wie nach einer gelungenen, schweren Arbeit. Dann setzte sie in gleichgültigem Ton hinzu: „Ich weiß nicht, ob du mein Versprechen damals ernst genommen hast. Wir sind nie wieder darauf zurückgekommen."

Er dachte eine Zeitlang nach. Nicht über das, was er antworten, sondern darüber, wie er es tun sollte.

„Manchmal hab' ich daran gezweifelt", entschied er sich endlich, „öfter aber hab' ich daran geglaubt."

„Deine Zweifel waren ganz ungerechtfertigt. Wenigstens noch bis vor kurzem. Ich habe mein Versprechen allerdings in der ersten Aufwallung gegeben — deshalb habe ich es doch nie bereut und hätte es auch unbedingt gehalten. Nur wie sich die Dinge jetzt gestaltet haben, muß ich dich wohl bitten, mich davon zu entbinden."

„Aber Agathe! ... Um Gottes willen!"

Sie entzog ihm den Arm, den er noch immer umfaßt hielt.

„Es ist nicht nur darum, weil du jetzt zu dieser Frau gehst. Die Entfremdung zwischen uns wird dadurch nicht so groß, daß sie mich derart beeinflussen könnte. Es sind noch andere Gründe vorhanden, über die ich dir keine Rechenschaft mehr schulde."

„Wenn du ahnen könntest, welche Last du von mir nimmst!"

„Bilde dir nicht ein, daß ich es deshalb tue."

Er bewegte ungeduldig den Kopf.

„Warum, ist mir ganz gleich! Wenn ich nur nicht mehr diese furchtbare Verantwortung tragen muß. Du weißt ja nicht, wie namenlos sie mich gedrückt, wie sie mich oft geradezu gegen dich aufgereizt hat!"

„Dann ist es ja um so besser. Aber wenn ich entschlossen bin, weiterzuleben, muß ich auch" — nachdem sie eine Sekunde lang gezögert hatte, richtete sie sich stolz auf — „die Mittel dazu haben."

Er hob, um seine Verständnislosigkeit anzudeuten, ein wenig die Unterarme.

„Ja natürlich, Agathe —!"

„Später einmal würde ich wohl fähig sein, mir meinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Ich müßte mich eben nach und nach hineinfinden. Bis jetzt habe ich leider ein vollkommen zweckloses Dasein geführt."

„Ich denke, was das anlangt, war mein Leben gerade auch nicht sehr inhaltsreich."

„Du hast doch deinen Beruf gehabt."

Er lachte verächtlich auf.

„Mein Beruf!... Das liegt schon in so aschgrauer Ferne! Wenn man es überhaupt Beruf nennen will. Aber ich begreife nicht, wieso du es für nötig erachtest, darüber zu sprechen?... Du besitzt doch dein eigenes Vermögen, und wenn —"

„Vergiß unsere Abmachung nicht."

„Was für eine Abmachung?"

„Wir haben doch von Anfang an alles, was uns gehört hat, zusammengelegt."

„No und —?" Er sah sie verwundert an. — „Selbst wenn diese Vereinbarung noch gelten würde, hättest du nicht gerade auf Grund von ihr die gleichen Ansprüche wie ich?"

„Ich habe dir meinen Anteil ausdrücklich zur Verfügung gestellt. Du erinnerst dich wahrscheinlich noch daran."

„Glaubst du, ich habe auch nur eine Minute lang im Ernst daran gedacht, von deinem Anerbieten Gebrauch zu machen?"

In ihrem Gesicht erschien ein Ausdruck leichter Angst.

„Ja, hat denn dein Teil für dieses Leben, wie wir es geführt haben, genügt?"

„Mein liebes Kind, wenn man sein Geld nicht buchstäblich zum Fenster hinauswirft oder sich jede Ziga-

rette mit einem Tausendguldenschein anzündet, dann ist ein Vermögen nicht so schnell klein zu kriegen."

„Es steht dir aber auch noch ein Stück Zukunft bevor. Und noch dazu in Gesellschaft einer Frau, die vermutlich höhere Anforderungen stellen wird als ich."

„Du kannst ganz unbesorgt sein. Ich werde nicht in Verlegenheit geraten. Im Gegenteil. Es dürfte mir genug übrig bleiben, um mich durch irgend welche wohlgefällige Stiftungen von allen Sünden, die ich begangen habe und noch begehen werde, loszukaufen... Nein, nein, Agathe, dein Vermögen ist heute ebenso unberührt, wie es vor einem Jahr war."

„Ich verlange nicht mehr, als ich unbedingt zum Leben brauche."

Er lehnte sich jetzt zurück, um eine gewisse Entfernung zwischen sich und ihr zu betonen.

„Verzeih', Agathe, eine solche Trennung, wie sie bei uns stattfindet, schließt jede Gemeinschaft aus. Jede. Das wirst du doch verstehen."

Sie neigte den Kopf.

„Du hast recht, Felix. Ich muß mich erst an das neue Verhältnis gewöhnen."

„Erlaube mir nur, daß ich dir einen freundschaftlichen Rat gebe. Du hast dich ja nie mit Geldangelegenheiten befaßt —."

„Nein, ... allerdings ..."

„Über das Notwendigste werde ich dich noch selbst aufklären. Was aber sonst etwa übrig bleibt und zu erledigen ist, wird alles der Julius für dich besorgen. Er ist vollständig eingeweiht. Ich habe unseren Rechtsanwalt absichtlich aus dem Spiel gelassen, weil ich annehme, daß es dir, schon mit Rücksicht auf die veränderte Lage, lieber sein wird, dich mit einem alten,

ehrlichen Freund zu beraten, als mit einem mehr oder weniger fremden Menschen. Hab' ich recht daran getan?"

„Ich hätte dich selbst darum gebeten, wenn du mir nicht zuvorgekommen wärst."

„Und daß du dem Julius unbedingtes Vertrauen schenken darfst, brauche ich dir ja nicht erst zu sagen."

„Nein. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, ihn kennenzulernen ... und zu schätzen."

„Das ist mir lieb zu hören, Agathe. Ich bin überzeugt, es gibt kaum einen anderen Menschen in der Welt, auf den du dich so unbedenklich verlassen kannst. Ich will dir jetzt, in diesem Augenblick, nichts weiter zumuten, aber was ich vor einem halben Jahr in meiner Narrheit angedeutet hab', das war nicht nur so ins Blaue hineingeredet. Es hat einen tieferen Grund gehabt."

Sie nickte, scheinbar ohne auf seine letzten Worte zu hören.

„Ich hätte noch eine Bitte an dich", sagte sie endlich leise.

„Verlange von mir, was du willst. Du weißt —"

„Unser altes, kleines Heim in der Vorstadt draußen ... steht noch immer leer ..."

„Ja —?"

„Ich glaube nicht, daß du jetzt dorthin zurückkehren wirst ..."

„Ich denke nicht daran."

Sie kreuzte die Beine und schlang die Hände ums Knie.

„Würdest du mir das Haus überlassen? ... Ich meine natürlich, gegen die entsprechende Ablösung ..."

Er sprang auf und trat knapp vor sie.

„Agathe! ... Willst du mir um jeden Preis weh tun?"

Sie wich seinem Blick aus.

„Du hast selbst gesagt, daß von jetzt an jede Gemeinsamkeit zwischen uns aufhören muß."

„Von jetzt an! Aber nicht bei den Dingen, die früher einmal waren. Dieses Haus war so gut dein Eigentum wie meines. Wenn wir anfangen wollten, uns über die Vergangenheit Rechnung zu legen, dann kämen wir zu keinem Ende."

„Und die einzelnen Möbel, die wir daraus in unsere neue, große Wohnung übersiedelt haben, ... darf ich mir die auch nehmen?"

Er schüttelte lachend den Kopf.

„Nein, auf gar keinen Fall!" — Und indem er sich zu ihr niederbeugte und die Hand auf ihre Schulter legte: „Schämst du dich nicht, so kindisch zu fragen?"

„Also ... dann dank' ich dir, Felix. Es ist nur, damit alles wieder so wird, wie es einmal war."

Eine Zeitlang stand er noch regungslos, dann nahm er die Hand von ihrer Schulter.

„Es mag ja etwas sehr Verlockendes für dich haben, in deine alte Umgebung zurückzukehren. Ich kann es mir recht gut vorstellen. In diese Umgebung, in der wir unsere besten, glücklichsten Stunden verlebt haben. Aber ich weiß nicht, ob es klug von dir ist."

Sie hielt die Augen zu Boden geschlagen.

„Warum?"

„Warum? ... Weil du dir Mühe geben solltest, deine Vergangenheit mit allem, was daran hängt, zu vergessen. An erster Stelle mich."

Sie holte tief Atem.

„Die Vergangenheit, die sich dort abgespielt hat ... und an die mich die alte Umgebung erinnern wird — die war nicht so, daß ich sie vergessen möchte."

„Aber sie wird dich daran hindern, ein neues Leben zu beginnen. Oder zum mindesten wird sie es hinausschieben."

„Wer sagt dir denn, daß ich mich nach einem neuen Leben sehne?"

„Das kannst du heute noch nicht so beurteilen, Agathe. Laß ein paar Jahre vergehen oder auch nur ein paar Monate — und du wirst vielleicht anders sprechen."

Sie hatte den Blick gehoben und sah ihm ruhig ins Gesicht.

„Darauf will ich es gern ankommen lassen."

Er trat, indem er ihren Blick gleichsam prüfend erwiderte, einen Schritt zurück.

„Es ist sonderbar ..."

Sie wurde ein wenig unsicher.

„Warum schaust du mich so an?"

Er legte die Arme hinter den Rücken, ohne sich sonst zu bewegen.

„Es ist mir noch nie in so starkem Maß aufgefallen, wie heute ..."

Ihre Unsicherheit begann sich in heimliche Angst zu verwandeln.

„Ja, was denn ...?"

„Du warst für mich bis jetzt — bis auf den heutigen Tag! — noch immer dieselbe, wie bei unserer ersten Begegnung. Ich hab' in dir noch immer das ganz junge Mädel gesehen, in das ich mich damals verliebt hab' ... ohne die mir ein Weiterleben unmöglich erschienen wäre ..."

„Ja, Felix ...!?"

„Daß deine Schönheit sich in der letzten Zeit gewandelt hat, das hab' ich wohl bemerkt. Aber dein Wesen ist bis jetzt das gleiche geblieben! ... Und heute

— heute sehe ich auf einmal, daß du eine Frau geworden bist ..."

Eine dunkle Röte stieg ihr vom Hals herauf in die Wangen und bis in die Stirn.

„Was du zu guter Letzt nicht noch an mir entdeckst!"

Sie stand auf und ging ein wenig tiefer ins Zimmer hinein. Und als sie an den Kleiderkasten kam, in dessen Türflügel ein bis an den Boden reichender Spiegel eingefügt war, blieb sie davor stehen und strich sich mit den flachen Händen von der Brust her den Rock über den Leib glatt.

Dann kehrte sie mit leisem, beruhigtem Lächeln wieder zurück, während die Röte in ihrem Gesicht verblaßte.

„Ich kann von einer Veränderung beim besten Willen nichts bemerken."

„Ich schon. Und ich bin sehr froh darüber. Denn jetzt hoffe ich, daß du auch ohne mich deinen Weg finden wirst. Solange du noch immer das ganz junge Mädel für mich warst, hat mir davor gebangt, dich allein zu lassen."

Sie waren nebeneinander an die Balkontür getreten und er legte den Arm um ihre Schultern, ohne daß sie es ihm wehrte. So blickten sie in den Nebel hinaus, aus dem der Regen wieder in unendlich feinen, sprühenden Tropfen zu stäuben begann.

„Du wirst also ... in unser altes Heim zurückgehen ... und wirst so wie früher mit dem Julius in unserem Wohnzimmer sitzen ... oder im Frühling und im Sommer auf dem Balkon, wo man am Abend die Amseln so schön singen hört ... und die Frösche quarren ..."

Sein Arm sank plötzlich herab und seine Stirn schlug leise an die Glasscheibe an.

„Wo werde ich dann sein...? Wohin wird mich mein Elend noch hetzen?... Werde ich überhaupt noch leben... oder werde ich schon verreckt sein...?!"

Sie umfing in jähem Schreck von hinten seinen Kopf und versuchte ihn zu sich herüberzudrehen.

„Felix...!"

Er stierte mit weit geöffneten Augen in das trostlose, öde Grau.

„Wann und wo... wird mir die Bestie ins Genick springen?... In einem fremden Land ... unter fremden, gleichgültigen Menschen?... Im Bett in den Armen einer bezahlten Dirne?... Oder irgendwo in einem Straßengraben?"

Er riß sich von ihr los und machte einige Schritte in den Hintergrund des Zimmers. Dabei drückte er wild aufstöhnend die Fäuste gegen die Augen.

Sie wagte nicht, ihm zu folgen. Sie verschränkte nur die Hände vor dem Mund und ihr Rücken krümmte sich, wie unter einer furchtbaren Last.

„Felix!... Und ich soll nicht bei dir sein!"

Da kehrte er sich mit einem Ruck nach ihr um und sah sie drohend an.

„Nein! Das sollst du nicht!... Und weh dir, wenn du es versuchst, mir nachzugehen! ... Ich will niemanden in der Nähe haben, der bei meinem Anblick leidet! Niemanden, dem das, was ich tun muß, zur Qual und zum Ekel wird!" — Er krallte beide Hände gegen die Schläfen. — „Ich darf nicht denken! Nicht eine Sekunde lang! Sonst kann ich es nicht ertragen! Sonst muß ich mir den Schädel an der Wand einrennen!... Ich werde vor nichts zurückschrecken, was meine Ge-

danken tötet! Vor nichts! ... Wenn es mir Hilfe bringt, wenn es mich vergessen läßt — ich werde es tun! So wahr Gott mein Zeuge ist! ... Und wenn ich einem Menschen bei lebendigem Leib den Hals aufreißen müßte, um sein rauchendes Blut zu trinken! ... Wer kann mich daran hindern? Wer? ... Keine Drohung! Kein Gesetz! ... Für mich gilt kein Gesetz! Für mich hat der Galgen kein Grauen! ... Ich bin ausgestoßen aus dem Kreis der Menschen! Ausgestoßen, wie kein anderer vor mir! ... Frei! Vogelfrei! ... Ich darf Städte niederbrennen! Ich darf Weiber und Kinder schänden! ... Kein Verbrechen, keine Gemeinheit fällt auf mich zurück!"

Sie brachte kein Wort aus sich heraus. Mühselig schleppte sie sich an das Ruhebett und hielt unausgesetzt und voll Angst die Augen auf ihn gerichtet.

Er nickte ihr mit höhnisch-zufriedenem Lächeln zu.

„Weißt du jetzt endlich, wer ich bin? ... Fühlst du endlich, daß wir beide nichts mehr miteinander zu schaffen haben? ... Ich gehöre nur mehr zu meinesgleichen! Zu Dirnen und Kupplern! Zu Mördern und Totschlägern! .... Ich habe nichts mehr zu verlieren! Der Strick ist mir so sicher, wie ihnen! Oder noch sicherer! ... Alle Mörder werden ja nicht erwischt. Aber ich,— ich kann nicht entkommen! Mein Scharfrichter ist hinter mir her auf Schritt und Tritt! Seit Jahr und Tag läßt er mich nicht aus den Augen! Seit Jahr und Tag hör' ich ihn hinter mir herschleichen! ... Seit Jahr und Tag keine Minute Ruhe und Frieden! ... Keine Minute!"

Seine Stimme war zuletzt fast erstorben. Eine Zeitlang stand er unbeweglich, den Blick ins Leere gebohrt. Endlich holte er, beide Fäuste gegen die Brust pressend, tief Atem und verließ das Zimmer.

Agathes Augen hingen noch eine Weile an der Stelle, wo er gestanden hatte, dann warf sie mit ungehemmt hervorbrechendem Aufschluchzen den Oberkörper über das Ruhebett.

In ihrem ein Stockwerk höher gelegenen Zimmer saß das Fräulein Zavodska mit ihrer Mutter, und beide Frauen starrten verdrossen aneinander vorbei in den Regen hinaus. Aber das trostlose Wetter schien weniger die Ursache ihrer üblen Laune zu sein, als ihr Gespräch, das wie ein abziehendes Gewitter noch ein paarmal aufgrollte.

„Hättest du in Venedig den alten slowenischen Schnapsbrenner nicht abfallen lassen, dann könntest du jetzt in Paris sitzen und ich könnte endlich wieder einmal nach Haus fahren und mich ein paar Monate von dieser Hetzerei ausruhen."

Fräulein Lilly gab mit der Zunge einen verächtlich schnalzenden Laut von sich.

„Als ob ich nur mehr auf solche alte Kracher angewiesen wäre!"

„Die alten Herren sind nobler und verläßlicher, wie die jungen."

„Immer auch nicht."

„No, im allgemeinen schon. Ich glaub', die Erfahrung hast du oft genug gemacht. Aber wie dieser Doktor aufgetaucht ist, hab' ich gleich gewußt, wieviel es geschlagen hat."

Fräulein Lilly kreuzte die Beine und trommelte mit der Sohle des rechten Fußes gegen den Boden.

„Also bitte, laß wieder einmal deine Predigt los. Früher hast du ja doch keine Ruhe."

„Weil es wahr ist. So oft du dir noch aus Liebe etwas

angefangen hast, hat's immer ein Unglück gegeben. Denk an den Schriftsteller, oder was er war, in Frankfurt —."

„Wenn du erst das ganze Register aufzählen willst, so geh' ich!"

„Daß du's nicht gern hörst, glaub' ich. Aber wahr bleibt's doch." — Frau Zavodska wurde eindringlicher, weil ihre Tochter nichts mehr erwiderte. — „Schau, Boschenko —"

Jetzt fuhr Lilly auf wie eine gereizte Katze.

„Wie oft muß ich dir noch sagen, daß du mich nicht Boschenko nennen sollst!"

„Aber, aber! ... Es ist mir ja nur so ausgerutscht."

„Dann paß besser auf! Sonst passiert's dir einmal vor den Leuten und die Blamage ist fertig."

Frau Zavodska verzog gekränkt das Gesicht.

„Wo werd' ich denn vor den andern —!" Und wieder auf ihre früheren Gedanken zurückkommend: „Schau, ich hab' ja nur gemeint, du sollst endlich einmal vernünftig sein."

„Ich war jetzt zwei Jahre lang vernünftig und bin mit einem steinalten Juden herumgezogen —"

„No, dein Schaden war's nicht."

„Du hast schon auch dein Teil davon gehabt. Beinah die ganze Zeit bist du in Humpoletz auf der faulen Haut gelegen. Und weil ich mich jetzt ein paar Wochen erholen will, ist dir's schon zu viel."

„Ich hab' gearbeitet genug in meinem Leben."

„Geh, geh, geh, geh, tu dir nichts an!"

Frau Zavodska verschanzte sich für eine Weile hinter beleidigtes Schweigen, während Fräulein Lilly, die an ihrem Toilettetisch saß, die Manikurekassette aufklappte und ihre Fingernägel zu feilen begann.

Endlich seufzte die alte Frau bekümmert auf.

„Und wie stellst du dir die Geschichte eigentlich vor?“

Lilly spielte die Ahnungslose.

„Welche Geschichte?“

„No, mit dem Doktor!“

Die Tochter zuckte die Achseln, ohne eine Antwort zu geben.

„Ich begreif' nicht, was du an ihm hast“, bohrte die Mutter weiter. „Er ist doch gar kein schöner Mensch. So blaß und mager ... und immer so ruhig ...“

„Möchtest du das nicht gefälligst mir überlassen?“

Frau Zavodska wiegte zweifelnd den Kopf.

„No ja, die Geschmäcker sind verschieden. Aber ich versteh auch sonst nicht. Wo er doch noch eine junge und hübsche Frau hat. Sie ist doch wirklich hübsch ... nicht?“

Fräulein Lilly ließ die Nagelfeile sinken und sah nachdenklich vor sich hin.

„Freilich ist sie hübsch ...“

„Und da bildest du dir ein, er wird so dumm sein —“

„Das ist meine letzte Sorge. Die Männer sind, Gott sei Dank, so dumm. Wenn sie's nicht wären, könnten wir uns alle zusammen aufhängen. Alle! Die anständigen Frauen auch!“

Auf dem Gesicht der Alten erschien ein zufriedenes, erinnerungssattes Grinsen.

„No ja, das is' schon wahr.“ — Dann wurde sie plötzlich ernst. — „Ich weiß nur nicht, ich bin zwar schon eine alte Frau, aber ein bissel kenn' ich mich vielleicht doch noch aus —“

„Was denn schon wieder —?“ Lillys Stimme klang mehr beunruhigt als gereizt.

Frau Zavodska erhob warnend den Zeigefinger.

„Daß du dich nur nicht irrst mit dem Doktor!"

„Wieso irren —?"

„Ich bin gar nicht so sicher, ob er dich auch wirklich mag. Manchmal hat's ja freilich danach ausgeschaut, aber manchmal ist es mir wieder so vorgekommen, wie wenn er seine Frau noch immer sehr gern hätt'."

Fräulein Lilly stemmte den rechten Arm im Ellbogen gegen das Knie und stützte das Kinn in die Hand. Dabei nagte sie unschlüssig an der Unterlippe.

„Ich möchte mich an deiner Stelle nicht so auf ihn verlassen", mahnte, durch die schweigsame Nachdenklichkeit der Tochter ermutigt, Frau Zavodska weiter. — „Der Mensch kommt mir überhaupt sonderbar vor."

Das Mädchen schien für die Besorgnisse der Mutter nicht ganz unempfänglich zu sein.

„Manchmal weiß ich selber nicht, wie ich mit ihm dran bin ..."

„Siehst du!" frohlockte die Alte. — „Was hab' ich gesagt? Wenn du nur ein bissel gescheit wärst —"

„Eigentlich hab' ich zuerst an gar nichts gedacht. Im Gegenteil, es hat mich gefreut, einmal mit ein paar netten, feinen Leuten beisammen sein zu können, ohne daß gleich —"

„No ja, das is' ja ganz schön. Wenn man sich's erlauben kann!"

„Aber du mußt doch zugeben, daß der Doktor sehr bald angefangen hat, mir den Hof zu machen."

Frau Zavodska zog die Augenbrauen fast bis in die halbe Stirn.

„Ja, ja, das schon. Mir hat's nur gleich nicht gefallen wollen, daß die Frau so ruhig zugeschaut hat. Rein, wie wenn sie ihre Freude daran haben möcht'." — Und

mit heftigem Kopfschütteln: „Ich laß mir's nicht ausreden, da is' was nicht in der Ordnung! Da stimmt was nicht!"

„Was soll denn nicht in Ordnung sein?"

„Ich weiß nicht. Vielleicht is' der Mensch ein Narr. Ich hab' schon oft drauf denken müssen."

Fräulein Lilly lachte förmlich erleichtert auf.

„Aber Mutter!"

„No natürlich kein gefährlicher! Halt so ein unschuldiger, den man frei herumlaufen laßt, solang er nichts anstellt."

„Also hörst du! Auf was für Ideen du kommst!"

„Ich brauch auf gar keine Ideen kommen. Ich hab' nur meine Augen und Ohren aufgemacht. Du warst ja für alles andere blind und taub, wenn du mit dem Menschen zusammengesteckt bist."

Fräulein Lilly zeigte sich noch immer belustigt.

„Und was hast du eigentlich entdeckt?"

„Was ich gesagt hab'. Daß die Frau ihn so behandelt, wie einen Narren. Einen Verrückten läßt man ja auch alles machen, was er will. Damit er nicht bös wird. Natürlich, solang er keinen Schaden anrichtet."

Einmal lachte Fräulein Lilly noch herzlich auf.

„Wenn das der Doktor wüßte!" — Dann warf sie den Kopf mit einem ärgerlichen Ruck zur Seite. — „Was du für einen Unsinn daherredest!"

„Du hörst ja nie auf mich. Oder erst, wenn's zu spät ist."

Fräulein Zavodska, deren Geduld erschöpft war, wollte eben heftig erwidern, als ziemlich kräftig an die Tür geklopft wurde.

„Herein —?" Und während sie sich mit einem ihr augenblicklich verfügbaren, unendlich liebenswürdigen

Lächeln erhob, um dem Eintretenden entgegenzugehen: „Oh — der Herr Doktor! Das ist aber nett!“

Felix ergriff flüchtig ihre Hand.

„Störe ich vielleicht?“

Sie zog ihn weiter ins Zimmer hinein.

„Aber woher denn! Im Gegenteil. Das Wetter ist ja rein zum Auswachsen.“

Auch die alte Frau hatte sich von ihrem Sessel erhoben.

„Guten Tag . . .“

Er nickte ihr nachlässig zu und wandte sich mit einem nicht mißzuverstehenden Blick an Fräulein Lilly.

„Dürfte ich Sie um eine kurze Unterredung bitten?“

Sie wußte sofort, was sein Wink zu bedeuten hatte, aber sie stutzte doch einen Atemzug lang, bevor sie sich entschloß.

„Aber gern. Mama“ — sie betonte auf der ersten Silbe — „sei so lieb und schau nach, ob das Mädel meine kurze Schoß gebügelt hat und ob meine Sportschuhe in Ordnung sind. Vielleicht hört es doch zu regnen auf und wir können einen kleinen Spaziergang machen.“

Frau Zavodska gehorchte mit einer Geläufigkeit, die häufige Übung verriet.

„Herr Doktor —“

Felix verneigte sich stumm. An der Tür ins Nebenzimmer überzeugte die Alte sich mit einem raschen Blick, daß sie nicht beobachtet wurde, und erst nachdem sie nach Art abergläubischer Menschen gegen die Tochter und Felix eine geheimnisvolle, gleichsam segnende Handbewegung gemacht und dazu eine beschwörende Formel gemurmelt hatte, verschwand sie in den benachbarten Raum.

Einstweilen lud Fräulein Zavodska Felix ein, Platz zu nehmen.

„Was verschafft mir das Vergnügen Ihres Besuches?"

Er setzte sich ihr gegenüber, mehr um nicht unhöflich zu sein, als um seine Bereitwilligkeit zu längerem Bleiben zu beweisen.

„Ich werde Sie nicht lange aufhalten."

„Je länger, je lieber. Ich habe" — sie breitete entschuldigend die Arme aus — „leider genügend Zeit."

Er faßte sie scharf ins Auge.

„Nur heute — oder auch sonst?"

„Eigentlich immer", bekannte sie, den Kopf ein wenig zur Seite legend. — „Und besonders für Sie, Herr Doktor. Aber Sie dürfen kein so strenges Gesicht machen, wie jetzt."

Der neckische Ton, in dem sie sprechen zu müssen glaubte, paßte nicht sehr glücklich zu ihrem ganzen Wesen.

Über Felix' Gesicht lief ein nervöses Zucken.

„Sie kommen mir durch Ihr Geständnis entgegen", sagte er mit erzwungener Liebenswürdigkeit. Und indem er alle einleitenden Redensarten gleichsam aus dem Wege schob: „Ich will Sie nämlich fragen, ob Sie Lust hätten, für einige Zeit mit mir auf Reisen zu gehen?"

Die Zavodska mußte die Verblüffte nicht spielen. Sie war es tatsächlich.

„Wie ... meinen Sie ...?"

„Ich gedenke in der nächsten Zeit ausgedehnte Reisen zu unternehmen", wiederholte er Wort für Wort mit erhobener Stimme, wie zu einem Schwerhörigen. — „Nach Südfrankreich ... vielleicht sogar bis Nordafrika. Und es würde mich sehr freuen, wenn Sie mich begleiten wollten."

Eine Weile starrte sie ihn noch an, dann hatte sie sich zurechtgefunden. Sie stand auf und trat, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, ans Fenster.

„Wodurch glauben Sie sich eigentlich zu dieser Frage berechtigt, Herr Doktor?"

Er wollte ärgerlich auffahren, aber nachträglich meinte er, einen leisen Klang von Enttäuschung oder Traurigkeit aus ihrer Stimme herauszufühlen.

„Verzeihen Sie, wenn ich so unvermittelt —"

„Aber schon sehr unvermittelt."

„Mir liegt viel daran, so rasch als möglich zu einer Entscheidung zu gelangen. Übrigens dürften Sie ja oft genug Gelegenheit gehabt haben, zu bemerken, daß ich mich lebhaft für Sie interessiere."

„Das allerdings."

„Und nachdem vielleicht auch ich mir schmeicheln darf, Ihnen nicht ganz gleichgültig geblieben zu sein —"

Jetzt drehte sie sich langsam um.

„Ich bin mir nicht bewußt, es Ihnen gezeigt zu haben, Herr Doktor."

„So etwas läßt sich nicht verbergen, Fräulein Lilly."

Sie kam zurück und setzte sich.

„Das ist auch wieder richtig."

„Sie können mir also, wenn Sie ehrlich sein wollen, ruhig zugeben, daß Sie meine Frage nicht so ganz unvorbereitet getroffen hat. Wahrscheinlich haben Sie sie sogar erwartet."

Die Zavodska lehnte bequem in ihrem Sessel und tupfte die Fingerspitzen leise gegeneinander.

„Manchmal ist es mir wirklich so vorgekommen ... aber manchmal auch wieder nicht."

„So etwas hängt von Stimmungen ab. Und Stimmungen wechseln."

Sie mußte gegen ihren Willen auflachen.

„Wem sagen Sie das?“

„No, sehen Sie. Die Sache an und für sich hat Sie auf keinen Fall überraschen können. Höchstens die Form. Und die darf hier keine Rolle spielen. Die Angelegenheit ist für mich wichtiger, als Sie ahnen.“

Eine Zeitlang schwiegen sie beide. Fräulein Lilly tändelte mit dem Zipfel ihres seidenen Wickeljäckchens und Felix sah ihr geduldig zu. Er wußte, daß sie sich seinen Vorschlag zu überlegen begann und wollte sie nicht voreilig unterbrechen.

Endlich hatte sie sich zu einem Entschluß durchgearbeitet.

„Auf Äußerlichkeiten kann man ja zwischen so alten Bekannten, wie wir es sind, verzichten ...“

Er nickte gutmütig.

„Das glaub' ich auch.“

„Aber es gibt noch ein Hindernis“, fuhr sie mit merklicher Überwindung fort.

„Was für eins?“

Sie stockte wieder. Wahrscheinlich fürchtete sie durch das Aussprechen dessen, was ihr auf der Zunge schwebte, einen Fehler zu begehen. Aber irgend eine ihr selbst nicht recht verständliche Regung zwang sie, es zu sagen.

„... Ihre ... Frau ...“

Sein Gesicht erstarrte sofort zu rücksichtsloser Abweisung.

„Nicht weil Sie verheiratet sind“, erklärte sie hastig und mit einer verächtlichen Handbewegung. — „Gott, deshalb! ... Nur ... weil ich mit Ihrer Frau bekannt bin ... und sie so gut leiden mag! ... Und weil wir uns immer so gut verstanden haben.“

Er verneigte sich mit eisiger Höflichkeit.

„Wenn das tatsächlich ein Hindernis für Sie bilden sollte, über das Sie nicht hinwegkommen können —"

Seine förmliche Zurückhaltung machte sie ängstlich.

„Mit ein bissel gutem Willen würde es schon gehen", versuchte sie scherzend einzulenken.

„Es täte mir aufrichtig leid, mich nach einem anderen Reisekameraden umsehen zu müssen, der zufällig nicht mit meiner Frau bekannt ist."

„Aber Doktor!" — Sie neigte sich vor und legte ihm erschreckt die Hand auf den Arm. — „Wer wird denn gleich so empfindlich sein!"

Er schüttelte ruhig den Kopf.

„Ich bin nicht empfindlich, Fräulein Lilly. Ich bin nur immer für eine reinliche Trennung der Dinge."

„Ich weiß ja, daß ich es nicht hätte sagen sollen", entschuldigte sie sich. — „Aber ich hab' mir nicht helfen können."

„Ihr Zartgefühl ist mir durchaus sympathisch. Bloß — in diesem besonderen Fall kann ich es nicht recht brauchen."

„Ich bin schon still, Herr Doktor."

„Übrigens, wenn es Ihr Gewissen erleichtert: — meine Frau weiß alles und ist damit einverstanden."

Die Zavodska riß die Augen auf und auch ihr Mund öffnete sich ein klein wenig.

„Ihre Frau ... weiß ...?"

„Ja, glauben Sie, ich werde diese Reise hinter ihrem Rücken machen?... Wie ein alter Theateronkel?"

„Und sie ist damit einverstanden?"

Felix schien über ihre Fassungslosigkeit verwundert.

„Wir haben uns heute gründlich ausgesprochen und damit ist die Geschichte erledigt. Ich bitte Sie nur um

eines, Lilly, daß Sie von jetzt an meine Frau aus dem Spiel lassen und ihren Namen zwischen uns nicht mehr erwähnen. Darauf muß ich bestehen, sonst —"

„Ja, ja... natürlich!" versprach sie in ihrer Ratlosigkeit. Und plötzlich lachte sie leise auf.

„Warum lachen Sie?" fragte Felix.

„Weil mir gerade etwas eingefallen ist, was meine Mutter vorhin über Sie gesagt hat."

„Über mich? Sie haben also von mir gesprochen?"

„No ja... wie man sich halt über alles mögliche unterhält."

„Und darf man erfahren, was die Frau Mutter gesagt hat?"

„Aber nicht bös sein, Doktor!"

„Ich halte schon einen Puff aus, Lilly, wenn's darauf ankommt."

„Die Mutter hat gemeint", — sie lachte noch einmal und jetzt schon ganz laut — „ob Sie nicht ein ungefährlicher Narr sind. Wissen Sie, so einer, den man frei herumlaufen lassen kann und den man alles machen läßt, damit er nicht —"

„Damit er nicht zu toben anfängt". ergänzte Felix, selbst lächelnd. — „Und daran haben Sie sich jetzt erinnert?"

„Ja", platzte sie offenherzig heraus.

Sein Lächeln erlosch wieder.

„Wer weiß. Vielleicht hat die alte Frau nicht so unrecht."

„Aber Doktor!" — Sie warf ihm einen mißbilligenden Blick zu. — „Man könnte sich ja beinahe vor Ihnen fürchten."

Er streckte ihr die Hand entgegen.

„Nein, Lilly, das brauchen Sie nicht. Ich bin wirk-

lich ganz ungefährlich. Wenigstens in diesem Sinn. — Also — reisen wir zusammen?"

Eine Sekunde sah sie ihn noch prüfend an, bevor sie einschlug.

„In Gottes Namen."

Er stieß einen dumpfen Schrei aus und riß sie mit jäh hervorbrechender, wilder Leidenschaft an sich.

Eine Weile überließ sie sich ihm mit geschlossenen Augen. Dann drängte sie ihn von sich zurück.

„Ich habe ja gar nicht gewußt, daß Sie so temperamentvoll sein können, Herr Doktor?"

Seine Augen glühten sie an.

„Nicht?! ... Und bedauerst du vielleicht, daß ich es bin?"

„Nein. Im Gegenteil."

Sie nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und gab ihm einen schallenden Kuß.

Er hielt sie schon wieder eng an sich gepreßt.

„Mädel ... du ahnst ja nicht, wie ich darauf gewartet hab', daß ich dich endlich —" er unterbrach sich und gab sie mit einem tiefen Atemzug frei. — „Auf später, Lilly!"

Sie war vor den Spiegel getreten und ordnete ihr Haar.

„Wann willst du reisen?"

„Sag' einmal" — er rieb sich das Kinn mit der Hand — „wird es unbedingt notwendig sein, daß deine Mutter uns begleitet?"

Sie drehte sich entsetzt um.

„Um Gottes willen, nein!" — Und als wolle sie ihren Ausruf irgendwie abschwächen: „Das heißt ... sie ist schon ziemlich bequem und die Herumfahrerei

hat ihr nie viel Spaß gemacht. Am liebsten sitzt sie zu Haus in unserer Heimat. Nur —"

„No, was —?" ermunterte Felix.

„Es geht so schwer, weil sie unseren Verwandten nicht gern zur Last fällt."

„Wenn es sich um nichts anderes handelt. Das ist das wenigste."

Sie kam langsam auf ihn zu.

„Ich will aber nicht, daß du glaubst —"

Er winkte heftig ab.

„Das ist doch lächerlich, Lilly! Also das wäre glücklich erledigt. Und jetzt paß einmal auf."

Einen Augenblick dachte er nach, während sie erwartungsvoll vor ihm stand.

„Ich werde das Kurhaus heute abend mit meiner Frau verlassen."

„Schon?"

„Ja. Ich weiß genau, was ich zu tun hab'. Du und deine Mutter, ihr werdet noch ein oder zwei Tage hier bleiben."

„Muß das sein?"

„Unbedingt. Die Leute haben sich jedenfalls schon genug die Mäuler darüber zerrissen, daß wir gemeinsam gekommen sind. Wenn wir jetzt auch noch zusammen wegfahren —"

„Also dann bleiben wir vielleicht bis übermorgen?"

„Gut. Das wird genügen. Unterdessen bestelle ich in Wien für euch Zimmer und dann werden wir weiter sehen. Du wirst ja vor unserer Abreise wahrscheinlich noch Vorbereitungen zu treffen und verschiedene Besorgungen zu erledigen haben —"

Sie nickte.

„Ja, freilich."

„No, siehst du. Diese Vorbereitungen sind ja bei allem das Schönste. Die wollen wir doch mit Behagen auskosten, nicht?"

Sie blinzelte ihm listig zu.

„Der Herr Doktor verstehen das Leben zu genießen."

Er fing ihre Hand mit beinahe hartem Griff.

„Ja, Kind, das versteh ich! Lange genug hat es ohnehin gedauert, eh ich es erlernt hab'. Und zahlen hab' ich dafür auch müssen. Mehr als jeder andere." — Wie er sie so festhielt, schien es, als ob er sie wieder an sich reißen wollte. Aber er beherrschte sich gewaltsam und ließ sie los. — „Also auf übermorgen. Wenn du im Hotel ankommst, dann ruf mich gleich an. Am besten nach Tisch." — Er zog eine Visitenkarte aus der Brieftasche und reichte sie ihr. — „Hier hast du meine Telephonnummer." — Dann faßte er noch einmal ihre Hand. — „Lilly, ich bin dir sehr" — und mit verstärktem Druck — „sehr dankbar, daß du meine Einladung angenommen hast."

Sie schüttelte ungläubig den Kopf.

„Wer mir das vor acht Tagen in Venedig gesagt hätte!"

„Dem hättest du ins Gesicht gelacht, was?"

„Nein, das nicht. Wenn ich gewußt hätte, daß er die Wahrheit spricht, hätte ich ihm entweder einen Kuß gegeben oder —"

„Oder —?"

„Oder zehn Lire. Je nachdem, wer's gewesen wär'."

„Hoffentlich das letztere! ... Also, leb' wohl, Lilly, und auf Wiedersehen."

Es regte sich ein leises Verstehen in ihr, warum er sie jetzt nicht küssen und auch nicht mehr in die Arme nehmen wollte.

Als er gegangen war, stand sie noch eine Zeit nachdenklich, mit gesenktem Blick, dann verschlang sie die Hände hinter dem Kopf und reckte und dehnte in wohliger, sehnsüchtiger Zufriedenheit ihre schlanke Gestalt.

„Maminko[1]!" rief sie plötzlich, ohne ihre Stellung zu verändern, mit eigentümlich singendem Tonfall.

Frau Zavodska erschien sogleich in der Tür des Nebenzimmers. Ihr Gesicht strahlte, denn daß die Tochter sich der sonst so verachteten Muttersprache bediente, ließ sie das Höchste erhoffen.

„Co pak, muj drahoušku[2]?"

„Už uvas[3]!"

Da faltete sie die Hände in verklärter Andacht über dem Leib und schlug die Augen fromm zum Himmel auf.

„No, zaplať Pan Buh[4]!"

Etwa eine Woche nach diesen Vorgängen erhielt Julius von Agathe ein Schreiben, in dem sie ihn mit wenigen Worten bat, er möge sie besuchen, da sie seines Rates bedürfe und auch sonst mancherlei mit ihm zu besprechen habe. Der Inhalt des Briefes selbst überraschte ihn nicht. Seit seiner Fahrt nach Agathenshöhe und seinen Erlebnissen an jenem Ort hatte er eine ähnliche Botschaft täglich erwartet. Es befremdete ihn nur, daß er in das alte Heim in der Gartenvorstadt beschieden wurde, von dem er wußte, daß es seit eineinhalb Jahren leer stand, da Felix während der ununterbrochenen Hetzjagd, in der er sich verbrauchte, niemals auf den Gedanken verfallen war, es zu verkaufen oder auf irgend eine andere Weise nutzbar zu machen. Aber

[1] Mütterchen! [2] Was denn, mein Liebling? [3] Er hängt schon! [4] Na, Gott sei Dank!

schließlich sagte er sich, daß den Freund, so wie er zuerst in die Fremde geflohen war, um dann in das neue, prächtige Heim zurückzukehren und dieses wieder gegen das Landhaus einzutauschen, das unermüdliche Verlangen nach einem Wechsel seiner Umgebung zuletzt in die alte Wohnung getrieben haben mochte.

Als Agathe ihn in dem wohlvertrauten Balkonzimmer empfing, erschrak er bis ins Innerste, denn sie trug ein tiefschwarzes Kleid, von dem sich ihr Gesicht noch viel bleicher und leidvoller abhob, als es in Wirklichkeit war.

Eine Weile starrte er sie regungslos an, bevor er die gebotene Hand ergriff. Ihren leisen Gruß vermochte er mit keinem Wort zu erwidern.

„Um Gottes willen, Frau Agathe", stammelte er endlich, „... es ist doch nicht ...?"

Sie sah ihm lange in die angstvoll aufgerissenen Augen. Dann schüttelte sie den Kopf.

„Nein. Das noch nicht."

Sein Entsetzen löste sich bis auf einen Rest banger Unsicherheit.

„Ja, aber ... Sie haben doch ...?" — eine kaum bemerkbare, hinweisende Armbewegung ergänzte seine Frage.

Ihr Blick ging jetzt an ihm vorbei ins Leere.

„Für mich ist er tot. Ich habe von ihm Abschied genommen, ohne seinen letzten Atemzug zu belauschen, ohne ihm die Augen zuzudrücken."

„Was ist geschehen, Frau Agathe?!" — Die Worte drängten sich hastig, fast wie ein Schrei aus seinem Mund.

„Eben darüber will ich mit Ihnen reden." — Sie

winkte ihm, ihr zu folgen, und ließ sich in der Nähe der Balkontür auf einem Sessel nieder.

Er war ihr, ohne sich dessen recht bewußt zu werden, nachgegangen und hatte sich ihr gegenüber gesetzt.

„Wo ist denn der Felix? ... Geht es ihm schlechter ...?"

„Wo er ist, darüber kann ich Ihnen beim besten Willen keine Auskunft geben. Daß es ihm nicht schlechter geht, als während der ganzen letzten Monate, glaube ich ruhig behaupten zu dürfen."

„Ja, ist er denn nicht hier ... bei Ihnen?"

„Nein."

Er saß zurückgeneigt, hielt aber die Seitenlehnen des Sessels mit den Händen umspannt, um jeden Augenblick aufspringen zu können.

„Aber, mein Gott ... ich ..."

Sie lächelte ihm freundlich zu.

„Ihre Fassungslosigkeit überrascht mich nicht. Ich habe ja alles werden sehen, ich war darauf vorbereitet — und wie es dann eines Tages vor mir gestanden hat, fertig, als unabänderliche Tatsache — ist es mir doch auch so ungeheuerlich erschienen, so unbegreiflich! ... Und dabei war es im Grunde genommen gar nicht furchtbarer, als alles andere. Und gar nicht unverständlicher."

„Ja, was denn? ... Was? ... Was ist denn mit dem Felix geschehen?"

Ihre Hände lagen schlaff im Schoß und der Kopf sank ihr auf die Brust, während sie langsam die Schultern hob.

„Nichts. Er ist nur von mir fortgegangen."

„Fort ...?" — Julius hatte sich halb aufgerichtet. — „Von Ihnen ... fort ...?"

Sie nickte, ohne zu ihm aufzusehen.

„Ja. Vor einer Woche."

„Aber wieso denn? ... Warum? ... So reden Sie doch, Frau Agathe! ... Ich ... ich bin ja ganz ahnungslos!"

„Warum ...?" wiederholte sie leise. — „Warum sind wir aus diesem Heim geflohen? ... Warum wurde die Agathenshöhe gekauft?... Warum diese Reisen... und dazwischen dieses wahnsinnige, sich selbst überschlagende Leben?... Es ist immer das gleiche..."

Er schüttelte die ausgebreiteten Arme gegen sie.

„Aber sie müssen doch wissen! ... Er kann doch nicht ohneweiters ...? Oder ist er nach einem Anfall verschwunden, ohne vorher —?"

„Nein. Wir haben darüber gesprochen. Sogar sehr ausführlich. Obwohl es ja nicht erst nötig gewesen wäre."

„Ja, also —?"

Jetzt sah sie ihm voll ins Gesicht.

„Er ist mit einer anderen Frau gegangen."

Eine Weile konnte er nichts entgegnen, sich nicht bewegen. Dann rückte er sich, indem er die Hände gegen die Seitenlehnen des Stuhles stützte, langsam in die Höhe.

„Was... was haben Sie gesagt?"

Sie hielt seinen entsetzten Blick ruhig aus.

„Daß er mit einer anderen Frau gegangen ist. Vor einer Woche. Mit einer Frau, die beinahe den halben Sommer mit uns verbracht hat."

„Frau Agathe, das ... das kann doch nicht ..."

Sie deutete mit einer kraftlosen Armbewegung an, daß nichts mehr zu ändern, nichts mehr zu helfen sei.

Julius griff sich an die Schläfen.

„Das ... das muß ein Irrtum sein ...!"

„Es ist die Wahrheit."

„Um Himmels willen! ... Der Felix und eine andere Frau! Bedenken Sie doch!"

Sie wiederholte die preisgebende Armbewegung, die sie früher gemacht hatte.

„Warum sollte ich Sie belügen."

„Aber das ... das ist doch nicht möglich!"

„Julius, welches von all den Dingen, die in der letzten Zeit bei uns geschehen sind, hätten Sie noch vor zwei, nein, vor anderthalb Jahren für möglich gehalten? ... Noch an dem Tag, an dem der Felix den Martiner aufgesucht hat!"

Er begann im Zimmer auf und ab zu rennen, während er sich aufgeregt über die Stirn und das Haar strich.

„Wenn Sie mir gesagt hätten, daß der Felix einen Diebstahl, einen Mord begangen hat ... oder jedes beliebige andere Verbrechen — ich hätte es Ihnen eher geglaubt, als —"

„Es ist gar nicht so unglaublich. Man muß nur ruhig darüber nachdenken ... Kommen Sie, setzen Sie sich wieder zu mir und lassen Sie sich alles erzählen."

Bevor er ihrer Aufforderung Folge leistete, blieb er noch einen Augenblick vor ihr stehen.

„Und irren Sie sich nicht, Frau Agathe?"

Sie lachte mit geschlossenem Mund auf.

„Hier gibt es keinen Irrtum."

„Vielleicht ... vielleicht hat er Sie täuschen wollen!"

„Zu welchem Zweck?"

Julius berührte, von einem Einfall überrascht, ihre Schulter.

„Er hat vielleicht schon irgend welche Anzeichen zu spüren geglaubt. Der Martiner hat ja etwas Ähnliches angedeutet. Und um Sie von sich zu entfernen, um Ihnen das Letzte zu ersparen —"

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Was fällt Ihnen ein!"

Aber er wollte den kaum betretenen Weg nicht schon wieder verlassen.

„Ich kann mich genau erinnern, daß er mir im vergangenen Frühjahr gesagt hat ... noch bevor er zum Martiner gegangen ist ... damals am Abend nach seinem Anfall, wie er sie fortgeschickt hat und wie wir beide allein geblieben sind ... ich höre noch jedes seiner Worte, wie wenn es gestern gewesen wäre ..."

„Was hat er damals gesagt?"

„Daß er es Ihnen ersparen zu können hofft, das Allerletzte mitansehen zu müssen."

Eine kleine Weile dachte sie über seine Worte nach, dann schob sie sie gleichsam mit der Hand zur Seite.

„Wozu eine Erklärung zusammenklügeln wollen, die überflüssig ist."

„Wer weiß!"

„Nein, nein! Geben Sie sich keine Mühe. Wenn Sie die schrittweise Entwicklung so miterlebt hätten, wie ich, würden Sie nach keinen anderen Ursachen suchen."

Er hatte sich wieder gesetzt und sah sie erwartend an.

„Ja, wie ist es denn eigentlich gekommen?"

Und nun erzählte sie, wie sie im Sommer während ihres Aufenthaltes auf dem Lido das Fräulein Lilly Zavodska und ihre Mutter kennengelernt und welchen Eindruck das auffallend hübsche, durchaus nicht dumme Mädchen auf Felix gemacht hätte. Es sei wohl aus manchem zu merken gewesen, daß sie auf keine. im

geläufigen Sinne, bürgerliche Vergangenheit zurückblicken könne, allein da sich ihr Benehmen nie über die Grenzen des guten Geschmacks und gültigen Anstands hinaus verirrte, hätten sie keine Ursache gehabt, ihr auszuweichen oder durch ein häufigeres Beisammensein mit ihr eine Schädigung des eigenen Ansehens zu befürchten. Die alte Frau sei freilich etwas weniger einwandfrei gewesen, weil sie sich jedoch, zumal bei geselligen Anlässen, meist im Hintergrunde hielt, habe auch sie für den Verkehr kein wesentliches Hindernis gebildet. Anfänglich habe sie, Agathe nämlich, gemeint, für Felix bedeuteten die gelegentlich mit dem jungen Mädchen angeknüpften Beziehungen gleich so vielen anderen mehr oder weniger glücklichen Zufällen, die ihr stetig wechselndes Leben mit sich brachte, eine willkommene, vorübergehende Ablenkung und Zerstreuung. Mit der Zeit habe sie allerdings die Überzeugung gewonnen, daß es sich nicht nur um einen oberflächlichen Eindruck handle, sondern um eine herzlichere Empfindung, aber noch immer ohne irgend welche ernstere Folgen zu argwöhnen. Erst als das Verhalten des Gatten gegen sie kälter und verschlossener wurde, als er ihr förmlich aus dem Weg zu gehen begann und sie nicht mehr zur Vertrauten seiner Sorgen und Qualen machte, wie es bis dahin in den Augenblicken seiner wildesten Verzweiflung doch jedesmal geschehen war, habe sie Verdacht geschöpft und sich endlich in bitteren, einsamen Kämpfen zur Erkenntnis der Wahrheit durchgerungen, noch bevor die einzige Unterredung über den sonst nie von ihnen berührten Gegenstand ihr die entscheidende Gewißheit brachte.

Julius hörte ihr zu, ohne sie durch Fragen oder Zwischenrufe zu unterbrechen. Nur manchmal schüttelte

er den Kopf oder er gab, wenn eine Mitteilung in besonderem Maße sein Mißfallen erregte, mit der Zunge einen kurzen, ärgerlich schnalzenden Laut von sich.

„Glauben Sie jetzt noch immer, daß der Felix bloß versucht hat, mich irrezuführen?" fragte Agathe, nachdem sie ihren Bericht geendet und beide eine Zeitlang geschwiegen hatten.

Er zog die Augenbrauen zusammen, so daß sich über der Nasenwurzel eine drohende Falte in die Stirn eingrub.

„Nein. Jetzt allerdings nicht mehr. Aber deshalb bleibt mir das Ganze nicht weniger unverständlich."

Sein beinahe feindlich gewordener Gesichtsausdruck war ihr nicht entgangen.

„Ich lese aus Ihren Mienen, daß Sie bereit sind, den Felix zu verurteilen."

Er wollte irgend etwas entgegnen, aber sie ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Umschreiben Sie es nicht mit anderen Redensarten. Der Inhalt bleibt derselbe. Wenn man sagt, daß man die Handlungsweise eines Menschen nicht versteht, so heißt das ja doch nur, daß man sie verwirft."

„Und können Sie mir das verübeln?"

„Nein. Sie tun es aus Rücksicht auf mich und ich muß Ihnen dafür dankbar sein. Aber Sie würden mir einen größeren Gefallen erweisen, wenn Sie versuchen wollten, das Vorgehen des Felix zu verstehen und zu entschuldigen. So wie ich es getan habe."

„Womit? ... Womit haben S i e es erklärt und entschuldigt? Alles immer nur mit dem einen?"

„Genügt es denn nicht?"

Er hob langsam die Schultern.

„Ich kann mir nicht helfen, Frau Agathe, mir war

seit jeher kein Sprichwort verhaßter, als jenes, daß man einem Toten nichts Böses nachsagen soll. Wenn ein Mensch wirklich ein Lump war, so wird seine Gemeinheit dadurch, daß er stirbt, nicht ausgelöscht!"

„Diese Folgerung dürfen Sie doch nicht auf den Felix anwenden!"

„Warum nicht? Sein Fall hat eine verdammte Ähnlichkeit damit."

Agathe neigte sich erschreckt gegen ihn vor.

„Julius!... Um Gottes willen!"

„Ich habe alles, was er bis jetzt getrieben hat, ebenso gut entschuldigt wie Sie. Jeder Wahnsinn war mir letzten Endes von seinem Standpunkt aus begreiflich. Aber daß er an Ihnen eine derartige Gemeinheit begeht —"

„Nicht!... Nicht!... So dürfen Sie es nicht nennen!" — Sie hatte abwehrend die Hände ausgestreckt.

„Dafür gibt es keinen anderen Namen."

„Ich habe Ihnen ja erzählt, womit er es mir begründet hat."

Julius warf den Kopf verächtlich zur Seite.

„Daß er sich Mühe gibt, es irgendwie zu beschönigen, ist klar. Von so etwas lasse ich mich nicht übertölpeln."

„Ich kann Ihnen immer nur das eine wiederholen: bedenken Sie seine Lage!"

Er schlug mit der geballten Faust gegen die Sessellehne.

„Ja, ja!... Ich weiß!... Sie ist furchtbar! Sie ist entsetzlich!... Aber trotzdem —!"

„Ich zweifle, ob wir beide — ich auch! — uns nur annähernd vorzustellen vermögen, wie furchtbar, wie entsetzlich sie in Wahrheit ist."

„Ich habe es oft getan. Glauben Sie mir."

„Sie haben es sich eingebildet. So wie ich. In Wirklichkeit sind wir es gar nicht imstande. Und darum haben wir kein Recht, ihn auch nur zu beurteilen. Geschweige, zu verurteilen."

Er sah ihr ernst ins Gesicht.

„Wir haben das Recht, Frau Agathe. Das Recht der Weiterlebenden. Oder wenigstens ich."

Eine flüchtige Röte stieg in ihre Wangen auf.

„Ich habe Ihnen eben gesagt", meinte sie ablenkend, „daß er von meinem Vermögen nicht einen Heller berührt hat. Trotz meiner ausdrücklichen Ermächtigung. Beweist das nicht, daß er auch in den Stunden ärgster Verzweiflung immer an mich gedacht hat? ... Wie wollen Sie das mit Ihrer Behauptung in Einklang bringen, daß er fähig wäre, an mir eine Schlechtigkeit zu begehen?"

„Und wenn er Ihr ganzes Geld vergeudet hätte, so würde ich ihm keinen Vorwurf daraus machen. Sie haben ja, weiß Gott, nichts unterlassen, um ihn in seinem Irrsinn zu bestärken. Aber das, was er Ihnen zu guter Letzt angetan hat, war eine Niedertracht, die mit nichts zu entschuldigen ist. Mit nichts!"

Sie wiegte bekümmert den Kopf.

„Ich war darauf gefaßt, daß Sie im ersten Augenblick empört sein würden. Aber daß Sie jetzt, nachdem Sie alles wissen, so unerbittlich auf Ihrer Meinung beharren —"

„Ich hätte ihn, als Menschen, nie achten dürfen, wenn ich anders darüber dächte."

„Sie können ihn nicht mehr geachtet haben als ich. Von meinen anderen Gefühlen für ihn will ich gar nicht reden."

„Vielleicht sind es gerade diese Gefühle, die Sie an einer richtigen Beurteilung hindern."

„Nein, nein, gewiß nicht!"

Eine Weile schwiegen sie beide. Endlich holte Agathe tief Atem.

„Rufen Sie sich noch einmal alles ins Gedächtnis zurück, Julius. Von jenem Frühlingstag angefangen, an dem der Felix zum Martiner gegangen ist."

„Dieser Tag bleibt wie mit glühendem Eisen in mein Hirn eingebrannt."

„Machen Sie sich noch immer für alles, was darauf gefolgt ist, verantwortlich?"

„Mehr denn je."

„Schon aus diesem Grund allein sollten Sie es für Ihre Pflicht halten, ein milder, nachsichtiger Richter zu sein."

Er bewegte gequält den Oberkörper.

„Ja, ja! ... Aber —."

„Erinnern Sie sich auch an das, was Sie auf Agathenshöhe miterlebt haben?" mahnte sie unerbittlich weiter.

„Ich gäbe viel darum, wenn ich es jemals vergessen könnte!"

„Im Gegenteil. Es soll um so lebendiger vor Ihnen werden. Und nun bedenken Sie, daß das, was sich vor Ihren Augen abgespielt hat, wovon Sie Zeuge geworden sind, nur ein kleiner Teil des Ganzen war. Von dem, was ich habe mit ansehen müssen."

Er griff begütigend nach ihrem Arm.

„Ich weiß es ja, Frau Agathe. Warum sagen Sie es mir erst!"

„Es hat Tage, ja sogar Wochen gegeben, wo ihm nichts anzumerken war. Wo er sich über irgend welche

beliebige Dinge gefreut oder geärgert hat wie jeder andere Mensch. Und ich habe mich verleiten lassen, zu glauben, daß jetzt alles gut ist. Wenigstens für eine kurze Frist. Daß er Ruhe gefunden und vergessen hat. Aber dann ist plötzlich wieder ein Aufschrei gekommen oder ein armseliges Wort — und ich hab' erkennen müssen, daß alle scheinbare Ruhe nur eine Maske war ... nur krampfhafte Rücksicht! ... Für mich, vielleicht auch für ihn selbst, ... ich weiß nicht. Und daß es darunter immer weiter gefressen und gebohrt hat. Ohne Unterbrechung! Ohne Gnade!" — Sie schlug beide Hände vors Gesicht und schluchzte auf. — „Mein Scharfrichter ist hinter mir her auf Schritt und Tritt! Seit Jahr und Tag höre ich ihn hinter mir herschleichen! ..." Das sind seine eigenen Worte, Julius. Sie klingen mir in den Ohren wie eine Anklage gegen jede Härte, jede Unbarmherzigkeit! .... Was können wir denn wissen! Was können wir davon ahnen, was in ihm vorgegangen ist! .. Wir haben ihn manchmal für einen Wahnsinnigen gehalten, uns hat vor ihm gegraut, ... wir waren verzweifelt, wir haben namenloses Mitleid mit ihm gehabt! Alles, alles hätten wir dafür hingegeben, ihm zu helfen! — Aber was haben wir wissen können? ... Nichts! Gar nichts!"

„Seien Sie ruhig, Agathe. Ich werfe keinen Stein auf ihn."

Sie ließ die Hände vom Gesicht herabgleiten und neigte den Kopf zurück.

„Das sagen Sie ja nur mir zulieb."

Er schien erst ein schweres, inneres Hindernis beseitigen zu müssen, bevor er sich zu sprechen entschloß.

„Man darf wegen eines vereinzelten Falles nicht alle gültigen Gesetze umstoßen. Mag er auch noch so un-

gewöhnlich sein und einen noch so hart treffen." — Die Worte hatten sich nur sehr langsam und leise von seinen Lippen gelöst.

Sie sah ihn mit vorwurfsvollem Erstaunen an.

„Ja, will ich denn das?"

„Doch, Frau Agathe. Sie wollen es."

„Wieso denn?"

„Dadurch, daß Sie sich zwingen, sich ganz in die Lage eines anderen zu versetzen. Und daß Sie es auch von mir verlangen. Nur zu dem Zweck, um die Handlungsweise dieses anderen zu erklären und zu entschuldigen."

„Das ist doch nichts Unrechtes . . .?"

„Nein. Gewiß nicht. Aber die Welt und das Leben dürfen nur vom Standpunkt der Gesamtheit aus betrachtet werden."

Sie breitete beschwörend die Arme gegen ihn aus.

„Die Gesamtheit wird doch von lauter einzelnen gebildet?!"

Er verneigte sich zustimmend, während ein unmerkliches, gleichsam verzeihendes Lächeln seinen Mund umspielte.

„Ja. Auch das ist richtig. Nur — daß der einzelne für sich allein keine übermäßige Geltung besitzen darf . . . und auch gar nicht besitzt. Selbst der Stärkste und Mächtigste, Frau Agathe, ist in irgend einer, ihm natürlich meist unbewußten Weise mit dem Schwächsten und Ärmsten verknüpft. Und umgekehrt. Glauben Sie mir."

Eine Zeitlang überlegte sie seine Worte, dann erhob sie sich und trat an die Balkontür.

„Das mag ganz richtig sein dort, wo es sich um einen Schaden oder Nutzen für die Allgemeinheit handelt.

Aber hier geht es nur um Dinge zwischen einzelnen Menschen. Zwischen mir und ihm."

Er blickte ihr von seinem Sessel aus nach.

„Sind Sie dessen so sicher?"

Sie nickte, ohne sich nach ihm umzukehren und ohne etwas zu sagen.

Er hielt den Blick auf die von ihm abgewendete Gestalt gerichtet, als könne er sie durchdringen und ihr Innerstes prüfen.

„Und reicht Ihre Selbstverleugnung so weit", fragte er endlich, „daß Sie noch immer an Ihrem Vorhaben festhalten?"

Da drehte sie sich langsam um.

„An welchem Vorhaben?"

„Denken Sie nicht mehr an das, was Sie einmal gelobt haben? ... Damals, als der Felix vom Martiner zurückgekommen ist ... und uns seinen Lebensplan für diese beiden letzten Jahre entwickelt hat?"

Sie sah jetzt wieder durch die Balkontür ins Freie hinaus.

„Es hat die ganze Zeit über wohl kaum einen Tag gegeben, an dem ich nicht daran gedacht hätte. Mit der gleichen Entschlossenheit wie in der Stunde, in der ich das erstemal davon gesprochen hab'."

„Auch in der allerletzten Zeit noch?"

Sie nickte.

Er preßte die Lippen aufeinander und stieß mit geschlossenem Mund einen halb lachenden, halb ärgerlichen Laut aus.

„Es hat immer einen unnatürlichen, beinahe erkünstelten Eindruck auf mich gemacht", sagte er nach kurzem Schweigen. — „Schon in den Augenblicken Ihrer ersten Aufwallung und Verzweiflung, wo es doch eini-

germaßen zu entschuldigen gewesen wäre. Aber jetzt erscheint es mir völlig widersinnig und — ich kann mir nicht helfen — förmlich wie kindischer, unwürdiger Trotz."

Agathe seufzte leise auf.

„Zerbrechen Sie sich nicht weiter den Kopf darüber."

Irgend etwas in dem Klang ihrer Stimme rückte ihm die Worte über die Bedeutung einer gleichgültigen Redensart hinaus.

„Warum?"

Sie preßte die Stirn an die Glasscheibe.

„ . . . Es wird ja jetzt doch nicht mehr geschehen . . ."

Einen Atemzug lang saß er noch wie von einer plötzlichen Lähmung gebannt. Dann sprang er mit einem Ruck auf und trat an ihre Seite.

„Agathe . . . ?!"

Sie wurde durch seinen unbeherrschten Ausruf und die Heftigkeit seiner Bewegung betroffen.

„Was . . . haben Sie denn?" — Und während sie sich ihm zukehrte, entdeckte sie, daß seine mit schrankenloser Hingebung an ihr hängenden Augen von aufquellenden Tränen schimmerten. — „Ja, aber Julius! . . . Um Gottes willen, was fällt Ihnen ein?"

Er beugte sich tief über ihre Hand und küßte sie.

„Vergeben Sie mir, Agathe, . . . ich . . ."

Sie sah verwundert auf ihn herab, indem sie ihn gewähren ließ.

„Ja, haben Sie also doch geglaubt, ich würde es tun?" fragte sie mit heimlichem Spott.

„Nein . . . oder ja, . . . ich weiß es nicht. Mir war nur manchmal so namenlos bange."

„So wie der Felix", meinte sie, über den noch immer Herabgeneigten wieder zur Balkontür hinausblickend.

Er richtete sich auf und ging schrittweise in den Hintergrund des Zimmers. Dort setzte er sich nieder und stützte den Kopf in beide Hände.

Eine kleine Weile blieb sie noch an der Türe stehen, bevor sie ihm nachkam.

„Ich habe nicht gewußt, daß es Sie so hart treffen würde ..."

„Woher hätten Sie es auch wissen sollen."

„Daß Sie mir gut sind, schon seit je, ... das hab' ich wohl gefühlt", sprach sie mit gedämpfter Stimme weiter. „Aber daß Sie mir so zugetan sind, ... das habe ich nicht annehmen können."

Er lachte gepeinigt auf und warf sich mit dem Oberkörper in den Sessel zurück.

„Julius", — sie streckte ihm die Hand entgegen — „es macht mich sehr glücklich, einen so treuen Freund zu besitzen." — Und weil er sie drohend anstarrte, ohne sonst ihre Annäherung zu beachten: „Warum wollen Sie mir nicht die Hand geben?"

„Weil Sie diesen Händedruck vielleicht sehr bald bereuen würden. Und weil ich Ihnen das als treuer Freund" — er betonte die beiden letzten Worte mit unverkennbarem Hohn — „ersparen muß".

Ihre verschmähte Hand sank langsam herab.

„Das verstehe ich nicht ..."

Er schöpfte Luft, wie vor einer endgültigen, schweren Entscheidung.

„Frau Agathe, ... ich begehe wahrscheinlich eine große Torheit, wenn ich Ihnen jetzt etwas sage, was ich Ihnen für immer oder wenigstens noch für lange Zeit verschweigen sollte."

Sie griff sich erschreckt an die Brust.

„Sie könnten einem wirklich Angst einjagen."

„Ich bin mir vollkommen klar darüber, daß ich mir in dieser Minute eine ferne Möglichkeit, aber immerhin eine Möglichkeit zerschlage. Vielleicht ist es so für uns beide besser."

Sie sah ihm mit wachsender Befangenheit ins Gesicht.

„Ich bitte Sie, Julius, ... reden Sie endlich ..."

Seine bis zur Härte beherrschten Züge wurden weicher.

„Agathe, ich schwöre Ihnen bei allem, was mir heilig ist, daß ich in Ihnen immer nur die Frau meines Freundes gesehen habe. Früher einmal, bevor wir einander begegnet sind, hab' ich, offen gestanden, an die sogenannte Freundschaft zwischen Mann und Frau nie geglaubt. Erst unsere Bekanntschaft hat mich eines Besseren belehrt. Zum mindesten habe ich es mir jahrelang eingebildet. Denn sehen Sie, Agathe, wie mich der Felix das erstemal zu Ihnen gebracht hat, hab' ich überhaupt nicht die Empfindung gehabt, einer Frau gegenüberzustehen. Ich weiß nicht, war ich von allem Anfang an so gänzlich von dem Gedanken beeinflußt, daß Sie meinem Freunde angehörten, ... oder ist diese Empfindung durch ihr Wesen oder irgendwie durch Ihre Erscheinung hervorgerufen worden — jedenfalls sind Sie als Weib für mich durchaus nicht in Betracht gekommen. Obwohl ich Sie schon damals von Herzen lieb gewonnen hab' und obwohl die Stunden, die ich bei Ihnen verbringen durfte, zu meinen glücklichsten gezählt haben. Ich habe ja nie eine Schwester besessen, aber ich kann mir die reinste, schönste Bruderliebe nicht anders vorstellen, als es damals mein Gefühl für Sie war."

Agathe vermochte ein leichtes Unbehagen nicht zu unterdrücken.

„Mich hat es in ähnlicher Weise zu Ihnen hingezogen. Von Anbeginn an. Aber warum erzählen wir uns das jetzt? Es ist doch schon eine alte Geschichte."

„Ja, Frau Agathe. Nur war die Geschichte damals noch nicht zu Ende. Ich bitte Sie inständigst, unterbrechen Sie mich nicht mehr. Sie wissen nicht, wie furchtbar schwer mir das Reden fällt. Es könnte sonst geschehen, daß ich die Kraft verliere ... und das darf nicht sein. Zwischen uns beiden muß volle Klarheit herrschen, wenn ... ich Ihr Freund bleiben soll. Und das wollen Sie ja doch ... oder nicht?"

„Nicht nur ich, Julius. Auch der Felix hat es gewünscht."

„Na, sehen Sie! ... Helfen Sie mir also lieber und hören Sie mir ruhig zu. Auch auf die Gefahr hin, daß meine Worte Sie ängstigen ... oder sogar verletzen."

Eine kurze Spanne Zeit betrachtete sie ihn forschend. Dann neigte sie ein wenig den Kopf, so daß er ihr nicht voll ins Gesicht sehen konnte.

„Ich werde Sie jetzt nicht mehr stören. Sprechen Sie weiter."

Er mußte nachdenken, bevor er sich wieder in den Zusammenhang hineinfand.

„Ich habe Ihnen noch etwas zu erzählen, damit Sie das, was ich von Anfang an für Sie empfunden habe, so recht verstehen. Möglicherweise werden Sie es für überflüssig und aufdringlich halten — ich darf es aber doch nicht verschweigen. Schon darum nicht, weil es für das Verständnis des Nachfolgenden notwendig ist. — Ich war niemals ein Frauenfeind, Agathe."

Ein schwaches Lächeln huschte über ihre Züge.

„Diesen Verdacht hab' ich auch nie gegen Sie gehegt."

Er warf ihr einen überraschten Blick zu.

„War mir denn etwas anzumerken?"

„Ich meine nichts Bestimmtes. Nur im allgemeinen."

Da nickte er gleichsam beruhigt.

„Ja, ja ... das mag wohl sein." — Und fuhr fort: „Damals, wie wir einander kennengelernt haben, Frau Agathe, war ich auch mit einem sehr netten, lieben Mädel bekannt. Sie dürfen den Ausdruck mit aller Nachsicht und in seinem weitesten Sinn nehmen. Ich wähle ihn nur, weil mir die meisten anderen Bezeichnungen widerwärtig sind. Und sehen Sie — diese Bekanntschaft habe ich neben meinem Verkehr mit Ihnen ohne jede Bedenken und ohne die Spur einer inneren Hemmung weiter gepflegt."

Sie zog die Augenbrauen verwundert hoch.

„Warum hätten Sie es nicht tun sollen?"

„Warten Sie nur. Sie werden sehr bald imstande sein, Ihre Frage selbst zu beantworten. Damals ist ja eben noch alles beim Alten geblieben. Auch zwischen mir und Ihnen. Das Mädel hat mich übrigens während meiner fünfjährigen Abwesenheit bei den meisten Reisen begleitet. Wenigstens in Europa. Und ich habe es für selbstverständlich gehalten, nach meiner Rückkehr die Beziehungen zu ihr fortzusetzen." — Er lehnte sich bequemer in den Stuhl zurück und während er die Beine übereinanderschlug, zündete er sich eine Zigarette an, deren Rauch er angelegentlich beobachtete. — „Im vergangenen Frühjahr, wie ich wieder zurückgekommen bin und wie wir das erste Mal beisammen waren, Frau Agathe ... Sie erinnern sich doch?" — Sie schloß zustimmend die Augenlider — „da haben wir, sobald die leichte, durch die lange Trennung herbeigeführte Entfremdung überwunden war, beide die Überzeugung ge-

habt, daß sich zwischen uns nicht das Geringste verändert hat, nicht wahr?"

„Ich für meine Person sicher."

„Ich auch, Frau Agathe, ich auch!" — Er hob beteuernd die Hand. — „Glauben Sie mir. Und es wäre so geblieben für alle Zeiten, wenn nicht ..." — er sprang auf und ging bis zum Kamin, in dessen Öffnung er die kaum halb ausgerauchte Zigarette hineinschleuderte.

Sie sah ihm ratlos nach.

„Ja, was denn ...?"

Er ließ sich neben dem Kamin auf einen Stuhl nieder und stemmte die Hände in die Oberschenkel.

„Aber dann ist der entsetzliche Anfall vom Felix gekommen ... und damit hat alles Elend begonnen. Nicht nur das eure ... auch das meine!"

„... Wieso ... das Ihre ...?"

Er hatte den Kopf zwischen die Schultern eingezogen.

„Schon damals, bei unserem ersten Zusammentreffen — Sie erinnern sich ja noch daran, daß der Felix Sie gleich nach dem Anfall gebeten hat, uns allein zu lassen? — schon damals, also noch bevor wir ihn zum Martiner geschickt haben und bevor er über seinen Zustand noch Gewißheit gehabt hat, hat er mich, nur aus seiner Ahnung heraus, gefragt, ob ich mich mit dem Gedanken vertraut machen könnte, Ihnen nach seinem Tod mehr zu sein, als" — seine Stimme erlosch fast — „als Ihr Freund."

Agathes Augen waren weit geöffnet und ihr Oberkörper beugte sich vor, während sie die Arme seitlich gegen den Sessel stützte.

„Julius, das ist nicht wahr! ... Das kann nicht wahr sein!“

Er blieb regungslos sitzen.

„Ich erzähle es Ihnen so, wie es sich zugetragen hat.“

Einige Sekunden verharrte sie in der gleichen Stellung, dann lehnte sie sich zurück und drückte die ineinander verkrampften Finger an den Mund.

„Also schon damals! ... Damals, bevor er noch gewußt hat, was ihm bevorsteht!“ — Und sich an eine letzte Hoffnung anklammernd: „Irren Sie sich nicht, Julius?... War es nicht erst später? Nachdem er den Martiner schon konsultiert gehabt hat?!“

„Nein, sicher nicht. Ein Irrtum ist ausgeschlossen. Ich sehe ja noch alles so deutlich vor mir!... Wie er da nebenan in seinem Bibliothekszimmer auf dem Diwan gelegen ist... ganz bleich...“

Ihre Schultern zuckten in lautlosem Aufschluchzen.

„Schon damals! ... Damals! ... Und ich hab' geglaubt erst in Agathenshöhe! .. Wie ihr im Wald... der Leiche des Ermordeten begegnet seid ... und wie er in dieser grauenvollen Verfassung nach Hause gekommen ist ...“

„Nein, Agathe. Schon am ersten Tag nach meiner Heimkehr hat er mit mir davon gesprochen. Ich kann es Ihnen nicht ersparen. Es ist die Wahrheit. Und es ist die einzige Entschuldigung, die ich für mich in Anspruch nehmen darf. Denn so wahr ich schuld bin an Ihrem und an seinem Elend, Agathe“, — er streckte die geballten Fäuste aus — „so wahr trägt er die Schuld an dem Elend, das über mich hereingebrochen ist! Nicht gleich! Nicht vom ersten Tag an! Nein, damals hab' ich ihm noch mit ruhigem Gewissen ins Gesicht

lachen können. Nicht nur, weil ich an den Ernst seines Zustandes nicht geglaubt hab' — überhaupt! Und dann hab' ich alles wieder vergessen. Für lange, lange Zeit. Denn dann ist ja der unglückselige, durch mein Eingreifen heraufbeschworene Besuch beim Martiner gekommen, mit seinen unabsehbaren Folgen! Meine Selbstvorwürfe und meine namenlosen Sorgen um euch beide, die jeden anderen Gedanken in mir erstickt haben. Aber die Spitze, die mir der Felix damals ins Hirn gebohrt hat, muß einen Widerhaken gehabt haben! Sie muß hängengeblieben sein, ohne daß ich etwas davon gespürt hab'. Und wie Sie mich nach Agathenshöhe gerufen haben, wie ich das erstemal wieder mit ihm allein beisammen war, ... wir hatten einen Spaziergang ins Gebirge gemacht und in der Sonne auf einer Waldlichtung gerastet — oh, ich erinnere mich so deutlich daran, so deutlich! ... da hat er zum zweitenmal davon angefangen!"

Agathe preßte die Hände gegen die Schläfen.

„Er muß wahnsinnig gewesen sein! Sie haben es ja immer behauptet! ... Anders ist es nicht zu erklären!"

Julius stand auf, indem er den Sessel heftig hinter sich stieß, und ging auf sie zu.

„Warum haben Sie mir nicht gleich damals geglaubt? ... Jetzt ist es zu spät! Jetzt bin ich mit hineingerissen! Ohne Halt, ... ohne Besinnung!"

Sie bewegte abwehrend die Arme gegen ihn.

„Julius! ... Was wollen Sie? ... Ich ... ich kann nichts mehr begreifen! ... Das, was Sie mir jetzt gesagt haben, ist so furchtbar ..."

„Sie müssen es begreifen! Sie müssen! ... Denken Sie an jene Nacht auf Agathenshöhe, in der der Felix hinausgerannt ist in den Wald, ... und in der wir beide

auf ihn gewartet haben, allein ... ganz allein! ... Damals ist der Wahnsinn zum erstenmal auf mich übergesprungen! Damals, wie Sie über die Holztreppe zu mir in die Diele hinuntergestiegen sind. In einem dünnen, weißen Kleid, ... mit nacktem Hals und nackten Schultern, ... mit nackten Armen und die nackten Füße in pelzverbrämten Schuhen! ... Sie wissen gewiß nicht mehr, welches Kleid Sie getragen haben ... und welche Schuhe! Wahrscheinlich haben Sie es auch damals nicht gewußt. Aber ich habe es gesehen! Alles! Alles! ... Keine Linie Ihres Körpers ist mir entgangen, an den das Gewand sich angeschmiegt hat wie ein Schleier. Keine Ihrer Bewegungen!"

Agathe neigte sich auf dem Sessel so weit als möglich ausweichend zurück. Die Füße bargen sich unter dem Saum des Rockes, die Hände kreuzte sie flach über der Brust, als wolle sie nachträglich die preisgegebenen Blößen verhüllen. Zu sagen vermochte sie kein Wort. Nur die Augen waren starr und angstvoll auf den vor ihr Stehenden gerichtet.

„Damals, Frau Agathe, damals haben Sie aufgehört, mir Schwester und Freundin zu sein! Damals hat mein alter Glaube triumphiert, daß es zwischen Mann und Frau keine Freundschaft gibt! Das Kartenhaus ist zusammengefallen! Die Seifenblase ist zerplatzt! ... Damals waren Sie für mich nichts als ein Weib! Ein schönes, begehrenswertes Weib! ... Alles andere war vergessen, als hätte es nie bestanden! Nichts hat es für mich gegeben, außer dem einen! Keine Schuld, keinen Freund! Kein Elend, keine Sorgen! Nichts! Nichts! ... Alles ausgelöscht! ... Nein, nicht ausgelöscht! Überstrahlt wie ein erbärmliches Flackerlicht von einer neuen, gewaltigen Flamme!"

„Julius! ... Um Gottes willen!"

„Sie wundern sich, daß Sie mir in jener Nacht nichts angemerkt haben? ... Oh, es hat ja nicht lange gedauert! Nur ein paar Sekunden. Aber die haben genügt, um mir wie mit einem Blitz mein Innerstes zu erhellen. Zu meinem Grauen, zu meinem Schrecken — und doch zu meiner geheimen, uneingestandenen Glückseligkeit!" — Er schloß für die Dauer eines Atemzuges die Augen und breitete die Arme weit nach beiden Seiten aus, indem seine Finger sich zum Griff krümmten. Dann kehrte er sich ab und näherte sich der Balkontür, gegen deren Rahmen er den erhobenen rechten Ellbogen stützte. — „Es ist ja wieder vorbeigegangen. Scheinbar wenigstens", fuhr er mit ruhigerer Stimme fort. „In Wirklichkeit hat das Gift schon zu tief im Blut gesessen ... und hat weitergenagt und weitergegraben. Und der Felix hat redlich dazu beigetragen, daß seine Wirkung sich nicht abschwächt. Immer wieder ist er darauf zurückgekommen, immer deutlicher, immer aufreizender! ... Und zuletzt nicht nur mir allein gegenüber."

Agathe sah ihm noch eine kleine Weile angstvoll nach, als fürchte sie, seine Leidenschaft könne ihn von neuem überwältigen und auf sie zutreiben. Aber weil er unbeweglich an die Tür gelehnt stehen blieb, sank ihre Gestalt müde in sich zusammen.

„... Ich weiß es. Es war furchtbar ..."

Er verharrte lange regungslos und schweigend. Endlich sagte er, ohne sich nach ihr umzuwenden: „Wie ich damals nach jenem entsetzlichen Auftritt von Agathenshöhe geflohen bin, da war ich ein anderer Mensch. Und was das Schlimmste war — ich hab' nicht mehr die Kraft besessen, mich gegen diese Wandlung zu wehren. Ich hab' mich ihr sogar mit einer Art von trotziger, verbisse-

ner Befriedigung hingegeben. Vor jeder Frau, die mir nahe gekommen ist, hat mir förmlich geekelt. Körperlich! Rein körperlich! Zu irgend einer geistigen Annäherung bin ich ja gar nicht gelangt. Und wenn sie noch so schön war und noch so vollendet!... Immer hat sich mir Ihr Bild, Agathe, vor die andere geschoben, ... immer hat es etwas an ihr gegeben, das nicht so war, wie bei Ihnen. Und davon ist dann der Widerwille ausgegangen. Entweder die Hand oder der Fuß, ... die Haut oder das Haar, ... die Augen ... oder die Art der Bewegung, ... irgend etwas hat immer gefehlt, und damit war das Ganze zerstört. Und sehen Sie" — er kehrte sich um, aber er blieb noch an der Tür stehen, jetzt mit dem Rücken gegen sie gelehnt — „seither habe ich auch jenes Mädchen nicht mehr gesucht und nicht berührt, dessen Liebreiz mich jahrelang zu fesseln vermocht hat. Wissen Sie nun, warum ich Ihnen das alles erzählt hab'? Verstehen Sie es?"

Sie hatte die Hände im Schoß gefaltet und sah mit zuckenden Lippen vor sich zu Boden.

„Warum hat das geschehen müssen?... Auch das noch, zu allem anderen ..."

Er kam langsam ins Zimmer zurück.

„Warum?... Diese Frage kann ich Ihnen nicht beantworten. Aber eines kann ich Ihnen sagen. Mag es auch wie Hohn und Lästerung klingen. Glauben Sie mir, Agathe, ich bin um nichts glücklicher, als der Felix!"

„Julius!"

„Um nichts! Ich bleibe dabei. ... Ihn hetzt der Tod von Verzweiflung zu Verzweiflung, von Wahnsinn zu Wahnsinn. Mich treibt die Liebe aus einem Elend ins andere. Und zwischen uns beiden stehen Sie... Sie

Ärmste! Zwischen dem Tod und der Liebe! ... Hüten Sie sich, daß Sie von diesen zwei ewigen Mühlsteinen nicht zermalmt werden!"

„Konnte es nicht genug sein daran, daß ich meinen Mann verloren hab'?" klagte sie. — „Muß ich jetzt auch noch den Freund verlieren? Gerade jetzt, wo ich seiner mehr bedarf, denn je?"

Er beugte sich nieder, um ihre Hand zu ergreifen.

„Verzeihen Sie mir, Agathe, ... und vielleicht können Sie das, was Sie gehört haben, vergessen."

„Ich werde vieles vergessen müssen, um fähig zu sein, mein Leben weiter zu ertragen. Aber was soll Ihnen das helfen?"

„Das überlassen Sie mir. Ich will versuchen, damit fertig zu werden." — Seine linke Hand krampfte sich zusammen, wie um den Hals eines unsichtbaren Feindes. — „Es war nur notwendig, daß ich Ihnen die Wahrheit sage. Das fühle ich erst jetzt so ganz deutlich, nachdem es geschehen ist. Wenigstens kann ich Ihnen frei und offen unter die Augen treten ... Ich hoffe, es wird mir gelingen, Ihr Vertrauen allmählich zurückzugewinnen ... und mich Ihrer Freundschaft würdig zu zeigen."

Sie drückte leise seine Hand und drängte ihn dann sanft zurück.

„Es ist möglich, daß ich Ihnen dabei doch behilflich sein kann, Julius. Setzen Sie sich hier neben mich."

Er gehorchte ihr.

„Ich darf es nicht von Ihnen fordern, Agathe. Aber wenn Sie wollen, können Sie es gewiß."

„Nicht so, wie Sie wahrscheinlich glauben."

„Ich denke an nichts Bestimmtes. Ich fühle es nur."

Sie änderte ihre Stellung, so daß ihr Gesicht ihm nur halb zugewendet war.

„Ich will Ihnen auch ein Geständnis machen. Unter anderen Umständen hätte ich es vielleicht noch eine Zeitlang verschoben. Weshalb, weiß ich eigentlich nicht. Denn erfahren müssen Sie es früher oder später."

„Soll ich darin ein Zeichen sehen, daß Sie mich trotz meines Wahnsinns in Ihrer Nähe dulden wollen?"

„Ja, Julius, das sollen Sie."

„Ich danke Ihnen, Agathe. Ich werde mich redlich bemühen, Ihre Güte zu verdienen."

Es schien ihr nicht leichtzufallen, für das, was sie zu sagen hatte, einen Anfang zu finden.

„Erinnern Sie sich noch daran", begann sie endlich, „wie wir im vergangenen Frühjahr den Felix nach seinem ersten Besuch beim Martiner erwartet haben? Hier in diesem Raum?"

„Ja natürlich."

„Und erinnern Sie sich auch noch an das, was wir bei dieser Gelegenheit gesprochen haben?"

Er zog die Stirn in Falten.

„Lassen Sie mich nachdenken."

„Ich will es Ihnen ersparen, Julius. Sie haben damals — in was für einem Zusammenhang weiß ich selbst nicht mehr, aber das ist ja auch gleichgültig — erklärt, daß ... daß mir und dem Felix etwas fehle, ... und daß es bei uns nicht so schlimm geworden wäre, wenn wir das hätten. ... Erinnern Sie sich jetzt?"

Er sah sie eine Weile an, gleichsam als könne er sich durch ihren Anblick dessen, was in ihm langsam aufdämmerte, vergewissern.

„Ich glaube ... ja ...?"

Sie schwieg wieder ein paar Sekunden, bevor sie sich entschloß, weiterzusprechen.

„... Dann will ich Ihnen gestehen, Julius, daß mir

das, worauf Sie damals angespielt haben, ... von jetzt an ... nicht mehr fehlen wird."

Er neigte sich ein wenig vor, ohne sie aus den Augen zu lassen.

„Ich weiß nicht, ... ob ich Sie recht verstehe, ... Frau Agathe?"

Und nun wendete sie ihm tapfer ihr von dunkler Röte bedecktes Gesicht zu.

„Ich werde ... ein Kind haben, Julius ..."

„Agathe! ... Aber nein! Das ist doch nicht —!"

Ein mühseliges Lächeln schlich um ihre Lippen.

„Ich begreife sehr gut, daß es Ihnen unmöglich erscheint. Nach all dem, was in der letzten Zeit geschehen ist ..."

Er lehnte sich zurück, während er die Hand an die Stirn preßte.

„Ja, aber ... mein Gott ..."

Jetzt senkte sie den Blick.

„Bedenken Sie, daß wir beide — nicht nur der Felix, auch ich — noch bis vor kurzem ein verlorenes Spiel zu spielen geglaubt haben! ... Dabei kümmert man sich nicht um den Einsatz."

Er bewegte hastig-abwehrend den Arm.

„Nein, nein ... nicht das, Frau Agathe! ... Aber ... um Himmels willen —!"

„Ja ... was denn ...?" fragte sie unsicher.

„Wie ... wie ist es denn denkbar", — er schüttelte die gegen sie ausgestreckten Hände — „daß ein Mensch wie der Felix eine solche bodenlose Niedertracht begeht!"

Sie erriet den Zusammenhang nicht gleich.

„Was ... für eine Niedertracht ...?"

„Und wenn er gewußt hätte, daß er nur mehr einen einzigen Tag zu leben hat, so wäre es eine Schurkerei

ohnegleichen gewesen, Sie in ... in diesem Zustand zu verlassen! ... Und noch dazu wegen einer anderen Frau!" — Er warf mit geschlossenen Augen den Kopf ins Genick. — „Pfui! Pfui! ... Ja, war ich denn wirklich nicht imstande, einen gemeinen Lumpen von einem anständigen Menschen zu unterscheiden?! Hab' ich mich wirklich jahrelang von ihm narren und blenden lassen?! ... Zu einem solchen Bubenstück wird man doch nicht von heute auf morgen fähig! Und wenn einem auch ein noch so entsetzliches Schicksal droht!"

Da hatte sie sich zurechtgefunden und atmete beruhigt auf.

„Sie haben sich nicht in ihm getäuscht, Julius. Er war immer das, wofür Sie ihn gehalten haben."

„Verzeihen Sie, Agathe ... das geht über mein Fassungsvermögen."

„Würden Sie es dem Felix im Ernst zutrauen, mich verlassen zu haben, wenn er gewußt hätte —"

Julius griff nach den Seitenlehnen des Sessels, als ob er aufspringen wolle.

„Er hat nicht gewußt —?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein."

Für einen Augenblick hielt er den Atem an.

„Ja, aber ... wieso denn ...?"

„Ich habe ihm nichts davon gesagt, und" — eine flüchtige Röte stieg wieder in ihr Gesicht auf — „anmerken hat er mir noch nichts können."

„Sie haben ihm nichts gesagt?!"

„Nein."

„Ja, um Gottes willen, ... wie konnten Sie ihm denn so etwas verschweigen?! ... Haben Sie denn nicht be-

dacht, daß dadurch alles vollständig geändert worden wäre?"

Sie verzog schmerzlich den Mund.

„Alles?... Das eine wäre selbst dadurch nicht zu ändern gewesen. Und das andere sollte gar nicht geändert werden. Das sollte so bleiben, wie es war."

Er warf die Arme hoch und ließ sie verzweifelt an den Körper zurückschlagen.

„Jetzt bin ich mit meiner Weisheit am Ende."

„Ich habe selbst erst seit kurzer Zeit Gewißheit über meinen Zustand", sagte Agathe nach längerem Schweigen.

„Aber jedenfalls waren Sie sich darüber schon im klaren, bevor Ihnen der Felix seine Absicht eröffnet hat, sich diesem Frauenzimmer an den Hals zu hängen?"

„Ja, das schon."

Er zuckte die Achseln, wie um anzudeuten, daß damit alles für ihn erledigt sei.

„Sobald ich einmal gewußt hab', wie es um mich bestellt ist", fuhr sie leise fort, „hab' ich zunächst einmal mit mir allein genug zu tun gehabt. Es war ja doch etwas ganz Neues, Fremdes für mich. Etwas, was früher nie meinen Gedankenkreis berührt hat."

Nun begann er sich seiner Heftigkeit zu schämen.

„Und das zu einer Zeit, in der Sie das Schwerste zu ertragen hatten!"

„Leicht war es nicht für mich, das ist schon wahr. Aber schließlich hab' ich mich doch im Gleichgewicht erhalten." — Und nach kurzem Stocken: „Das erste, dessen ich mir bewußt geworden bin, war, daß ich jetzt nicht mehr das Recht hatte, über mein Leben zu verfügen."

Er faßte in plötzlicher Aufwallung ihre Hand und drückte sie.

„Gott sei Dank, Frau Agathe!“

„Sie sehen also, ich war entschlossen, meinen Vorsatz aufzugeben, noch bevor mir der Felix angekündigt hat, daß er von mir gehen wird. Obwohl ich damit nicht behaupten will, daß nicht auch dieser Umstand genügt hätte, mich davon abzubringen.“

„Ihrer namenlosen Güte wäre alles zuzutrauen gewesen.“

Sie entzog ihm ihre Hand, aber nicht so, als ob sie ihn irgendwie zurückweisen wolle.

„Darüber brauchen wir jetzt nicht mehr zu streiten, Julius. Das ist ein für allemal abgetan ... Wie ich einmal so weit war, hat es sich für mich nur noch darum gehandelt, ob ich dem Felix etwas sagen soll oder nicht.“

„Haben Sie denn auch nur eine Sekunde zweifeln können?“

Sie neigte den Kopf bis an die Lehne des Stuhles zurück.

„Ich muß wohl von dem, was dann gekommen ist, schon etwas geahnt haben.“

„Ja, aber trotzdem —!“

„Die endgültige Entscheidung ist eigentlich erst im Kurhaus gefallen. Während unserer letzten Unterredung. Wenn mir der Felix da nicht erklärt hätte, daß mein Vermögen noch unberührt ist, ... und daß er selbst noch genug besitzt, um sein Leben so weiterzuführen, wie er es für notwendig gefunden hat, — da wäre mir wohl nichts anderes übriggeblieben, als ihm alles zu eröffnen. Denn jetzt werde ich ja nicht nur für mich zu sorgen haben, sondern auch für mein Kind.“

„Und sonst hätte Sie nichts dazu bestimmen können?"

„Sonst?" — Sie sah ihn erstaunt an. — „Ich habe gewußt, daß ich ihm nicht mehr das zu bieten vermag, was ihm, wenigstens seiner Meinung nach, unentbehrlich war. Wenn ich ihm in dieser Erkenntnis meine Hoffnung anvertraut hätte, dann hätte ich die Empfindung gehabt, mein Kind, noch bevor es auf der Welt war, zu einem eigennützigen Zweck zu mißbrauchen. Das müssen Sie doch einsehen."

Er schloß die Augen. Nicht weil ihr Blick ihn dazu zwang, sondern weil er das, was ihre Worte in ihm zum Aufklingen brachten, durch das Bild seiner nächsten Umgebung nicht stören wollte.

„... Ich sehe nichts ein, Frau Agathe. Ich beginne nur zu ahnen, daß mir das Leben eines seiner schönsten, größten Wunder enthüllt ..."

Sie horchte wohl befremdet auf, aber sie hatte sich noch nicht soweit aus ihren eigenen Gedanken herausgearbeitet, um den neuen Ton, den er anschlug, rein zu erfassen.

„Und noch eines dürfen Sie nicht vergessen. Sobald ich erkannt habe, daß ich weiterleben soll, und nicht nur soll, sondern auch will, ... und daß mir vielleicht ein zweites, tieferes Glück beschieden ist, während er nur mehr ein paar elende Monate vor sich hat und dann nichts mehr, gar nichts, — da hab' ich zum erstenmal einen Hauch von echtem Verständnis für sein grauenvolles Schicksal gespürt. Und gerade in dieser Stunde hätte ich ihm etwas nehmen sollen, wovon er sich einen armseligen Rest von Glück und Genuß versprochen hat? ... Denn daß er auch nicht eine Sekunde gezögert hätte, mir alles zu opfern und bei mir zu bleiben, wenn

er gewußt hätte, was mir bevorsteht, darüber sind wir uns wohl beide im klaren, nicht wahr?"

Eine kleine Weile saß er regungslos, dann glitt er vom Sessel herab auf die Knie und legte die Stirn auf ihre Hand.

Sie senkte den Blick in leichter Befangenheit auf seinen Scheitel.

„Was, ... was haben Sie, Julius ...?"

„Ich treibe mich nun schon so viele Jahre in der Welt herum ... und hab' mir eingebildet, mit den Menschen Bescheid zu wissen, ... aber was eine Frau ist, — das weiß ich erst seit heute. Das haben Sie mich gelehrt, Agathe."

„Ich habe doch nichts so Besonderes getan? ... Glauben Sie, eine andere hätte an meiner Stelle nicht so gehandelt?"

Er lachte verächtlich auf, ohne den Kopf zu heben.

Und sie versuchte ihn emporzuziehen.

„Stehen Sie auf, Julius! ... Es freut mich, daß Sie mich endlich begreifen, aber ich will nicht, daß Sie vor mir knien."

„Ich schäme mich ja in Grund und Boden hinein!"

„Warum? ... Sie haben gar keine Ursache."

„Wie erbärmlich kommt mir jetzt alles vor, was ich Ihnen früher vorgeredet hab' ... Sie müssen mich ja für einen lächerlichen Idioten halten!"

Sie faßte ihn an beiden Schultern.

„Aber! ... Aber!"

„Hätten Sie mir doch von Anfang an die Wahrheit gesagt! ... Vielleicht hätten Sie mir diese alberne Komödie erspart, ... und jetzt diese Demütigung!"

„Julius! ... Belügen Sie sich nicht selbst! ... So sieht keine Komödie aus."

„Um so schlimmer! ... Wie hab' ich mich denn hinreißen lassen können, Sie so erniedrigen zu wollen!"

„Von Erniedrigung dürfen Sie doch auf gar keinen Fall sprechen!"

Jetzt sprang er auf und legte die Hände beteuernd vor die Brust.

„Aber ich schwöre es Ihnen, Agathe, von nun an werde ich keinen anderen Gedanken mehr kennen, als —"

Sie schüttelte, an ihm vorbei ins Leere blickend, den Kopf.

„Wir wollen keine Schwüre tauschen, Julius. Wir wissen nicht, was kommt und wie die Dinge sich fügen. ... Und dann könnte es uns geschehen, daß wir zu Lügnern werden ... oder zu Meineidigen."

Er trat einen Schritt zurück.

„Was schwebt Ihnen vor, Frau Agathe ...?"

„Ich kann nicht in die Zukunft schauen", sprach sie leise weiter, „aber ich möchte fast glauben, daß er es gekonnt hat ..."

„Wer ...?"

„Der Felix. Vielleicht, weil er von seiner Gegenwart schon losgelöst war ..."

„Hat er, ... hat er Ihnen etwas vorausgesagt?"

„Er hat mir gesagt, ich sollte es nicht verschwören, daß für mich kein neues Leben mehr beginnen könne. Und hat er nicht recht behalten? ... Freilich nicht so, wie er es wohl gemeint haben mag, ... aber könnte nicht auch das geschehen? ... Wer weiß es ...?"

Julius drückte die geballte Faust an die Zähne, als wolle er einen Schrei ersticken.

„Frau Agathe ...!?"

Sie sah ihm, gleichsam durch seinen Ruf geweckt, schweigend ins Gesicht. Endlich atmete sie tief auf.

„Das alles sind Dinge, über die wir nichts vermögen. Denen wir nicht entrinnen können, wenn sie sich in uns erheben ... Warten wir ruhig ab, was geschieht. Aber es gibt auch Dinge, die nicht so ... so ungreifbar sind. Denen man sich hart entgegenstellen muß, auch wenn es einem schwerfällt ... oder vielleicht sogar weh tut."

„Welche Dinge meinen Sie ...?"

„Ich werde jetzt wirklich einen Freund brauchen. Nicht nur aus dem Grunde, von dem der Felix gesprochen hat. Und der sollen Sie sein, Julius." — Sie ließ den Blick wieder auf ihm ruhen. Beinahe prüfend. — „Sie werden ein junger Freund sein. Wahrscheinlich zu jung für mich. Wenigstens in den Augen der anderen."

Er machte eine wegwerfende Handbewegung.

Aber sie wehrte ab.

„Es ist nicht so leicht, sich darüber hinwegzusetzen. Bei aller inneren Überlegenheit. Wir leben nun einmal auf keiner einsamen Insel, sondern unter Menschen! ... Übrigens, — ich wollte es Ihnen nur andeuten, Julius, als eine von den vielen Möglichkeiten, die oft auch gegen den eigenen Willen an einen herantreten ... und auf die man vorbereitet sein muß. Wir brauchen ja heute noch nicht davon zu sprechen. Wir dürfen es sogar noch nicht!"

Sie hatte das Kinn in die Hand gestützt und die Augen geschlossen.

„Woran denken Sie jetzt, Agathe ...?"

„Vielleicht wird er meiner doch noch einmal bedürfen, bevor ... Auch das weiß niemand! ... Und wie könnte ich mich ihm dann nähern, wenn —"

Er ging auf sie zu und berührte zärtlich ihren Oberarm.

„Quälen Sie sich nicht länger . . .!"

„Sie haben recht. Es hat ja noch Zeit! . . . Wenn er sein dunkles, schreckliches Ziel endlich erreicht hat, . . . dann, Julius, . . . dann wollen wir uns wieder fragen."

Er stand hoch aufgerichtet und seiner sicher vor ihr.

„Wie immer die Antwort ausfallen mag, Agathe, — eines weiß ich schon heute und daran wird sich nichts mehr ändern!"

Sie hob den Blick vertrauend zu ihm auf.

„Was ist das, Julius?"

„Mein Leben gehört von dieser Stunde an nicht mehr mir, sondern Ihnen und Ihrem Kind!"

Der fünfte und letzte Akt

Im Juli des folgenden Jahres hielt Felix Karlhofer, begleitet von Fräulein Lilly Zavodska und einer kleinen Gesellschaft junger, um ihren bürgerlichen Ruf nicht sonderlich besorgter Damen und Herren, seinen Einzug auf Agathenshöhe. Dem alten Wirtschafter, der schon vom früheren Besitzer übernommen war und der das Gut während der Abwesenheit der Herrschaft verwaltete, wurde sein Erstaunen über das Fernbleiben der gnädigen Frau und über den unerwarteten Wechsel der Verhältnisse nicht weiter verübelt, doch bedeutete ihm Felix, daß jede mißfällige Äußerung über die Dinge, die sich im Laufe der nächsten Zeit ereignen würden, ja, auch nur jede vorwitzige Frage, unweigerlich seine Entlassung nach sich ziehen müßten. Da ihm der neue Dienstgeber noch zu fremd war, als daß ihn irgend welche menschlich-herzlichere Gefühle mit ihm verbun-

den hätten, beschloß er, solange ihm dies ohne Schädigung des eigenen Vorteils möglich erschien, gehorsam das Lied des Mannes zu singen, dessen Brot er aß. Im übrigen begnügte er sich damit, das, was sich an Mitteilungsbedürfnis in ihm aufspeicherte oder was die Grenzen seines Fassungsvermögens überstieg, im Dorfwirtshaus unter dem Siegel der Verschwiegenheit preiszugeben und zu erörtern. Die Bevölkerung des Marktfleckens selbst wurde einstweilen durch die Vorgänge auf Agathenshöhe noch nicht tiefer berührt. Sie nahm nur die immer willkommene Gelegenheit wahr, mit der vollen Genugtuung des Erbeingesessenen und Bodenständigen festzustellen, daß die Zugewanderten im allgemeinen, die Stadtleute aber im besonderen doch einer minderwertigeren und verächtlicheren Gruppe der Menschheit beizuzählen seien. Was allerdings einige ihrer Mitglieder durchaus nicht hinderte, aus dem Treiben der Mißachteten nach Kräften Nutzen zu ziehen. So vor allem den Bürgermeister und Besitzer des Postgasthofes, der auch das einzige Fleischgeschäft im Ort betrieb, den Kaufmann und etliche Fuhrwerksbesitzer, für die es reichlichen Verdienst gab, da Felix mit seiner Gesellschaft beinahe jeden zweiten Tag Ausflüge unternahm und nicht alle Gäste in seinem Automobil Platz fanden. Bedenklicher gestaltete sich die Stimmung, als Angehörige der Gemeinde in das Leben auf Agathenshöhe unmittelbar hineingezogen wurden. Auf welche Weise sie mit den Kreisen dort in Berührung gekommen waren, blieb unaufgeklärt. Tatsache war, daß einige Bauernsöhne und Jungbauern, ein Adjunkt des Oberförsters und ein im Ort wohnhafter Sägewerksbesitzer und Holzhändler, der sich ohnehin keines glänzenden Leumundes erfreute und mehr Geld verbrauchte, als er

seinem Weib und seinen Kindern gegenüber verantworten konnte, sich häufig an den nächtlichen Gelagen im Berghof, wie die Bevölkerung das Herrenhaus nach alter Gewohnheit nannte, beteiligten. Es waren dies insgesamt nicht ganz hieb- und stichfeste Leute, die auch sonst gern im Wirtshaus herumsaßen oder wohl gar die Fahrt in die Kreisstadt nicht scheuten, um einmal gründlich über den Strang zu schlagen. Allein solange sie das Geld mit ihresgleichen durchbrachten oder die Befriedigung ihrer anderweitigen Gelüste auf einen weit entfernten Schauplatz verlegten, fühlte sich kein Mensch dazu gedrängt, ihnen das als etwas Verdammenswertes und dem Gemeinwohl Schädliches anzukreiden. Anfänglich schwieg man wohl auch jetzt dazu in der schadenfrohen Voraussetzung, die Eingeborenen würden den Anlaß benützen, den Eindringlingen ihre Überlegenheit zu zeigen und sie irgendwie — in welcher Form, darüber konnte man sich freilich nicht so recht klar werden — zu übertölpeln, zu übervorteilen, wie das ja im alltäglichen Geschäftsverkehr oft genug geschah. Als aber das Gegenteil eintrat, als diejenigen, auf welche man insgeheim so stolze Hoffnungen gebaut hatte, ihre Wirtschaft und ihren Beruf arg vernachlässigten und hie und da verrieten, sie seien ihrerseits bei allerhand fremdartigen Spielen empfindlich gerupft worden, obwohl sie deshalb ihre Besuche auf Agathenshöhe keineswegs einstellten, stieg der Mißmut allmählich bis zu offenkundiger Erbitterung und Gehässigkeit.

Zunächst wandte man sich an den Gemeindevorstand um Abhilfe, und weil der in seiner Ratlosigkeit nicht wußte, wie er dem Übel steuern sollte, leitete ein allzu Eifriger und Bewanderter sogar eine Anzeige an die Bezirkshauptmannschaft. Dort war man einiger-

maßen peinlich überrascht und lenkte die Angelegenheit wieder an den Bürgermeister des Marktfleckens zurück mit dem Auftrag, er möge Vorerhebungen pflegen, ob auf Agathenshöhe wirklich verbotenen Spielen gefrönt und das öffentliche Schamgefühl verletzende Dinge getrieben würden, so daß zu einem gesetzlichen Einschreiten Ursache vorliege. Der Bürgermeister und Fleischhauer Pranzel, ein ehrlicher, ein wenig dem Trunk ergebener Mann, der kaum fähig war, die laufenden Gemeindegeschäfte mit Hilfe eines völlig verbummelten Schreibers zu erledigen, beschwor nun, auf der einen Seite von seiner Behörde bedrängt, auf der anderen Seite von der Angst, durch eine ihm selbst gänzlich überflüssig und unstatthaft erscheinende Einmischung die sehr einträgliche Kundschaft des Gutsherrn zu verlieren, den Seelsorger des Dorfes, er möge ihm um Gottes und der Barmherzigkeit willen raten, oder noch besser, die leidige Geschichte selbst in die Hand nehmen und ordnen. Der Pfarrer Ringleitner, selbst als Sohn eines Bauern geboren, besaß zwar Bildung und Vorurteilslosigkeit genug, um zu erkennen, daß er in seiner Eigenschaft am wenigsten berufen sei, sich einzumengen, und daß es das Klügste wäre, die Behörde über die Vorfälle auf Agathenshöhe zu beruhigen, indem man ihr zu verstehen gab, daß sie durchaus nicht so gefährlicher oder sträflicher Art seien, wie der übereifrige Anzeiger befürchtet haben mochte. Allein er zweifelte doch, ob dies noch gelingen könne, da die feindselige Stimmung der Bevölkerung sich schon so verstärkt hatte, daß der Gutsherr und seine fröhlichen Genossen während ihrer Spazierfahrten wiederholt tätlich bedroht und eines Nachts sogar auf Agathenshöhe die Fenster- und Türscheiben der Diele mit Steinen eingeschlagen worden waren. Er

begab sich daher zu dem Gemeindearzt Doktor Schiermayer, von dem er wußte, daß er sich im Vorjahr mit dem Doktor Karlhofer ziemlich eng befreundet hatte, und ersuchte ihn, den Bekannten auf den schädigenden Einfluß seines Treibens und auf die unliebsamen Folgen hinzuweisen, die es für ihn selbst nach sich ziehen dürfte, wenn er nicht rechtzeitig ein Ende mache.

Schiermayer geriet dadurch in eine etwas eigentümliche Lage. Wohl waren er und der Oberförster die einzigen Einheimischen, mit denen Felix im verflossenen Jahr nach Ankauf des Berghofes in näheren Verkehr getreten war. Aber diesen Verkehr hatte er heuer seit seiner Ankunft nicht wieder aufgenommen. Nun stand der Arzt den Vorgängen auf Agathenshöhe keineswegs so ablehnend oder verdammend gegenüber, wie etwa der Oberförster, der dies durch die frostige Form, mit der er bei gelegentlichen Begegnungen den Gruß des Gutsherrn erwiderte, deutlich zur Schau trug; aber er sah sich auch nicht veranlaßt, seinerseits irgend etwas zu unternehmen, wodurch eine Anknüpfung der alten Beziehungen herbeigeführt worden wäre. Die ernsthaften Vorstellungen des Pfarrers, den er als ehrlichen, jeder Wichtigtuerei abholden Mann kannte, nicht weniger die eigene, unbefangene Beurteilung der durch Felix geschaffenen Verhältnisse, deren Ernst und Unhaltbarkeit er sich nicht verhehlte, bewogen ihn endlich, auf die Rolle des müßigen Zuschauers zu verzichten. Durch eine Dienstmagd fragte er in Agathenshöhe an, wann er sich bei Felix einfinden dürfe, da er ihn wegen einer wichtigen, unaufschiebbaren Angelegenheit zu sprechen wünsche, und empfing den Bescheid, er möge sich nicht selbst bemühen, denn der Herr Doktor, der ihn seit seinem Eintreffen täglich zu besuchen beabsich-

tigte und nur durch allerhand ärgerliche Zwischenfälle bisher daran gehindert worden sei, werde noch am gleichen Nachmittag sein Versäumnis einzuholen trachten.

Der Arzt war dem Gutsherrn einigemal flüchtig begegnet, wenn er im Automobil oder Wagen an ihm vorbeifuhr. Als ihm Felix im Ordinationszimmer gegenüberstand und er ihn das erstemal wieder in Ruhe und aus der Nähe betrachten konnte, entsetzte er sich über das völlig veränderte, hinfällige Aussehen des noch jungen Mannes. Zwar hatte er schon im Vorjahre nicht den Eindruck eines übermäßig kräftigen oder gesundheitstrotzenden Menschen hervorgerufen, aber seine Erscheinung war doch nicht die eines Leidenden und mit seinem Alter halbwegs in Einklang zu bringen gewesen. Heute dagegen glaubte Schiermayer einen Schwerkranken und weit vor der Zeit Gealterten vor sich zu sehen, dessen wachsbleiches, hohlwangiges Gesicht an den Schläfen, ja selbst an der Stirn flache Einsenkungen aufwies, wie er sie sonst nur bei einschrumpfenden Greisen oder vom Tod Gezeichneten kannte. Blaue, fast ins Bräunliche hinüberspielende Schatten lagen nicht nur unterhalb der Augen, deren Lider auch hier in der nachmittägigen Dämmerung des Zimmers wie gegen grell einfallende Lichtstrahlen blinzelten, sondern setzten sich unter dem vorspringenden Stirnbein zu einem geschlossenen Ring fort, der rechte Mundwinkel wurde häufig von nervösen Zuckungen hinaufgerissen, die Lippen unter der spitz zulaufenden Nase hatte jede Spur einer lebendigen Farbe verloren und das Haar war von den durchschimmernden Ohren her stark ergraut. Wie furchtbar der ganze Körper abgemagert sein mochte, zeigten am deutlichsten die Handgelenke mit den daran anschließenden

Teilen der Unterarme, die bei manchen Bewegungen aus dem Ärmel zum Vorschein kamen, und die in schlaffen Falten herabhängende Haut des Halses.

„Es ist unverantwortlich von mir", begann Felix nach der ersten Begrüßung, „daß ich mich so lange nicht bei Ihnen gemeldet habe." — Er unterbrach jeden Satz zwei- oder dreimal mit einem kurzen, scharfen Räuspern. — „Aber ich bin tatsächlich noch nicht dazu gekommen."

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen", wehrte Schiermayer ab: „Schließlich hätte ja ebensogut ich zu Ihnen kommen können."

„Das wäre vielleicht zu viel verlangt gewesen. Ich meine, mit Rücksicht auf die geänderten Verhältnisse in meiner Umgebung."

„Da Sie selbst davon sprechen, Herr Doktor —"

„Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie allem Anschein nach so zartfühlend sein wollen, mit Stillschweigen darüber hinwegzugehen. Aber ich habe durchaus nicht die Absicht, um einer lächerlichen Formsache willen aus etwas ein Geheimnis zu machen, was ohnehin alle Welt weiß."

„Die von Ihnen angedeutete Änderung in Ihrer Umgebung", fuhr Schiermayer fort, „hätte mich kaum davon abgehalten, Sie zu besuchen."

In Felix' Mienen mischten sich Spott und Mißtrauen.

„Wirklich nicht —?"

„Nein, sondern lediglich die Befürchtung, Ihnen lästig zu fallen, oder am Ende gar in Ihnen die Vermutung zu erwecken, ich wolle herumschnüffeln und irgendwie meine Neugier befriedigen."

„Sie sind ein lieber und guter Mensch, Schiermayer. Schade, daß Sie Ihr Leben unter Leuten verbringen müs-

sen, die diese seltenen Eigenschaften nicht zu würdigen wissen."

„Wer sagt Ihnen das?"

„Ich glaube, das ist ziemlich selbstverständlich?"

„Ich finde gerade das Gegenteil selbstverständlich. Aber darüber wollen wir uns ja nicht unterhalten. Ich möchte Sie nur noch einmal bitten, überzeugt zu sein, daß ich mir nicht im entferntesten anmaße, an Ihrer Lebensführung etwas auszusetzen oder sie auch bloß in den Kreis meiner Betrachtungen zu ziehen."

„Es steht jedem Menschen frei, über mich und meine Handlungsweise zu denken, wie er will."

Schiermayer lächelte.

„Von dieser Erlaubnis wird reichlich Gebrauch gemacht."

Felix zuckte ablehnend die Achseln, ohne etwas zu sagen.

„Mein eigenes Schicksal", fuhr der Arzt fort, „ist zwar nur sehr klein und unbedeutend, immerhin hat es mir die Erkenntnis vermittelt, daß bei einigem guten Willen so ziemlich alles, was geschieht, zu begreifen ist. Vielleicht kommt das daher, weil das Große, wenn man genauer zusieht, doch nur eine Wiederholung des Kleinen ist."

„Nach Ihrer Meinung würde es also weder große noch kleine Schicksale geben, sondern nur ein Schicksal schlechtweg?"

„In einem gewissen Sinn — ja."

Eine Weile dachte Felix nach.

„Halten Sie diese Behauptung nicht für etwas gewagt?" fragte er dann.

„Gewagt ist jede Behauptung."

„Solange kein Beweis hinter ihr steht."

Schiermayer lächelte wieder.

„Mit den Beweisen hat es eben auch oft seine eigene Bewandtnis. Aber wir geraten unversehens ins Disputieren hinein, so wie es uns im vorigen Jahr während unserer gemeinsamen Wanderungen ergangen ist."

„Mir kann es recht sein."

„Ich hätte an und für sich ebensowenig dagegen einzuwenden. Es bietet mir den erfreulichen Beweis, daß sich in der Zwischenzeit an unseren gegenseitigen Beziehungen nichts geändert hat. Leider stehe ich Ihnen heute nicht als Privatperson gegenüber, sondern sozusagen in vertraulicher Sendung."

Einen Augenblick sah Felix den Arzt mit abweisendem Erstaunen an. Endlich machte er eine Gebärde des Erinnerns.

„Richtig. Sie haben etwas Wichtiges mit mir zu besprechen. Um was handelt es sich?"

„Hoffentlich lassen Sie den Boten seine Botschaft nicht entgelten?"

Das nervöse Zucken in Felix' Gesicht hatte sich verstärkt.

„Seien Sie unbesorgt, Doktor. Ich bin auf das Schlimmste gefaßt. Für einen Mann wie mich haben die meisten Dinge, die einem anderen noch ungeheuerlich erscheinen, ihre Schrecken verloren."

Schiermayer seufzte erleichtert auf.

„No, um so besser! ... Ich will Ihnen also nicht länger verhehlen, daß das, was sich seit Ihrer Ankunft in Ihrem Hause zuträgt, bei unserer Bevölkerung nicht viel Verständnis findet."

Felix machte eine kurze Neigung mit dem Kopf.

„Aha!"

„Anfänglich haben sich die Leute im allgemeinen

gleichgültig dazu verhalten. Geredet ist darüber freilich manches worden, aber das hätte nicht genügt, die Angelegenheit in eine derartige Haupt- oder Staatsaktion zu verwandeln."

„Und wodurch ist das geschehen?"

„Vermutlich durch die Beteiligung einiger Gemeindemitglieder an Ihren nächtlichen Veranstaltungen."

„Also deshalb die eingeschlagenen Fenster und die anderen kleinen Aufmerksamkeiten!"

„Auch diese Vorfälle dürften damit in Zusammenhang zu bringen sein."

„So, so!" — Felix lehnte sich mit behaglichem Lächeln zurück. — „Sagen Sie, Doktor, mich interessiert nur, warum sich die guten Leute darüber so aufregen? Anstatt es mir hoch anzurechnen, daß ich ihresgleichen mein Haus öffne —"

„Sie dürfen nicht vergessen, daß Familienväter und Minderjährige dabei waren."

„Das hab' ich doch nicht riechen können."

„Außerdem liegt gerade darin, daß es sich in Ihrem Hause ereignet hat, ein erschwerender Umstand."

„Wieso?"

„Ich habe schon oft bemerkt, daß Sie unsere Einheimischen, rein menschlich genommen, unterschätzen. Diese Leute besitzen einen ausgesprochenen Kastengeist."

„Wirklich?"

„Ganz im Ernst, Herr Doktor. Wenn einer von ihnen sein Geld im Dorfwirtshaus verspielt, so ist das lange nicht so schlimm oder zum mindesten verursacht es keine so allgemeine Erbitterung, als wenn es an Ihrem Tisch geschieht."

Felix verneigte sich ein wenig übertrieben gegen den Arzt.

„Ich bin Ihnen für die Einblicke, die Sie mir in das ländliche Seelenleben gewähren, sehr verbunden."

Aber Schiermayer überhörte seinen Spott.

„Es wäre möglich, daß Sie selbst an eine harmlose Spielgesellschaft im Dorf schwerer Anschluß finden würden, als es umgekehrt der Fall war."

„Dieser Gefahr denke ich mich nicht auszusetzen. Und wohin geht nun Ihre Sendung, Herr Doktor? Ich bin schon einigermaßen neugierig. Wahrscheinlich hat sich ein besorgter Vater oder eine besorgte Ehefrau an Sie gewendet —."

Schiermayer schüttelte den Kopf.

„Einen derartigen Auftrag hätte ich nie übernommen. Bestenfalls hätte ich den betreffenden Vater oder die betreffende Frau an Sie verwiesen — aber auch das ist nicht ausgemacht."

Felix breitete fragend die Arme aus.

„Ja also dann —?"

„So ganz einfach verhält es sich nicht, Herr Doktor. An die Bezirkshauptmannschaft ist eine, selbstverständlich anonyme, Anzeige gelangt, daß auf Agathenshöhe verbotene Spiele gespielt werden ... und daß dort auch sonst Dinge vor sich gehen, die, wie die amtliche Redensart so hübsch lautet, danach angetan sind, das öffentliche Schamgefühl zu verletzen."

Felix lachte mit geschlossenem Mund kurz auf.

„Seit wann spielt das Schamgefühl hier im Reiche der unehelichen Geburten eine solche Rolle?"

„Das sind zwei grundverschiedene Gebiete", wehrte Schiermayer ernst ab.

„Auch wieder Kastengeist?"

„Wenn Sie wollen — gewiß."

„Lehrreich, sehr lehrreich! Und die löbliche Behörde hat die Anzeige aufgegriffen?"

Der Arzt hob die Schultern.

„Es scheint so. Wenigstens hat der Bürgermeister Weisungen empfangen, Nachforschungen anzustellen."

„Bei mir? In meinem Hause?"

„Das weiß ich nicht. Aber jedenfalls."

Felix hatte die Beine gekreuzt und die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt, während Schiermayer vollkommen ruhig blieb.

„Sie können sich vorstellen, in was für einer qualvollen Lage sich der arme Pranzel befindet. Erstens einmal überhaupt einer solchen Zumutung gegenüber, und dann obendrein, wo er Ihr Leiblieferant ist und Ihre Kundschaft zu verlieren fürchtet, wenn er sich irgendwie unbeliebt macht."

„Das könnte ihm schon passieren."

„Sie müssen berücksichtigen, daß er das Werkzeug höherer Mächte ist."

„Soll er sich nicht dazu hergeben!"

Schiermayer neigte sich zu Felix hinüber und berührte sein Knie.

„Aber das will er ja gar nicht! ... Er ist in seiner Verzweiflung doch gleich zum Pfarrer gelaufen und hat ihn um Hilfe angefleht."

„No, das wird ja immer besser! Wenn sich die Geistlichkeit auch noch hineinmischt."

„Die ist viel zu vernünftig, um das zu tun. Unser Pfarrer hat sich an mich gewendet, weil er weiß, daß Sie im Vorjahre häufig mit mir verkehrt haben und weil er daher voraussetzen zu können glaubt, daß ich die geeignetste Person bin, Ihnen die Sachlage aufzuklären."

„Also darin besteht Ihre vertrauliche Sendung?"

„Ja. Ich hoffe, ich habe mich ihrer in erträglicher Form entledigt."

Felix faßte Schiermayer scharf ins Auge.

„Und sonst haben Sie nichts hinzuzufügen?... Aus eigenem?"

Der Arzt hielt seinen Blick aus.

„Nein. Alles andere muß Ihrer Klugheit und Ihrem Takt überlassen bleiben. Nur etwas erlaube ich mir noch zu bemerken: Sie können das, was geschehen soll, nicht verhindern, sondern höchstens beiden Teilen erschweren und peinlich machen."

Felix hatte die Unterlippe wieder zwischen die Zähne gezogen und saß eine Zeitlang mit finster gefalteter Stirn. Dann stand er auf und entfernte sich einige Schritte von Schiermayer.

„Vorderhand sehe ich nur eines: — Daß ich mich in mir selbst getäuscht hab'. Oder richtiger, daß ich nicht fähig bin, meinen vorgezeichneten Weg einzuhalten."

Der Arzt horchte auf.

„Inwiefern?"

„Sonst müßte ich Ihnen jetzt ins Gesicht lachen."

„Mir?"

„Ihnen und allen anderen. Dem Pfarrer und dem Bürgermeister, der Bezirkshauptmannschaft und der ganzen Welt. Um Ihren geistreichen Schluß vom kleinen aufs große anzuwenden."

Schiermayer schüttelte den Kopf.

„Ich verstehe Sie nicht."

Da kam Felix langsam zurück.

„Es ist nicht notwendig. Ich tue es ja nicht. Obwohl ich es tun könnte und sogar dazu verpflichtet wäre. Ich tue etwas ganz anderes." — Er trat neben den mit Wachstuch überzogenen Diwan, auf dem Schiermayer

seine Patienten zu untersuchen pflegte, und zog Rock und Weste aus. — „Erklären Sie mich nicht vorschnell für verrückt", sagte er dabei über die Schulter zu dem Arzt, der ihn mit schweigender Verwunderung beobachtete. Und als er auch noch das Hemd abgestreift hatte und mit nacktem Oberkörper dastand: „So, und jetzt haben Sie die Liebenswürdigkeit, mich zu untersuchen."

Schiermayer rührte sich nicht.

„Herr Doktor, ich —"

„Sind Sie Arzt oder sind Sie es nicht?"

„Allerdings, ... aber ..."

„Also dann, bitte. Ihre Ordinationsstunde ist zwar schon vorüber, aber vielleicht machen Sie bei mir eine Ausnahme."

Jetzt erhob sich Schiermayer zögernd.

„Ist das ... Ihr Ernst, Herr Doktor ... ?"

„Mein voller Ernst. Und ich glaube, Ihnen die Versicherung geben zu dürfen, daß Sie den Zusammenhang in kürzester Zeit selbst erraten werden." — Felix schlug sich mit den Handflächen gegen die jämmerlich abgemagerten Flanken, an denen die Rippen hervorstachen, wie bei einem mit Haut überspannten Skelett. — „Berechtigt mich übrigens nicht mein Aussehen allein, eine ärztliche Untersuchung zu verlangen?"

„Sie sehen allerdings sehr leidend aus", gestand Schiermayer, indem er sich ihm, noch immer zögernd, näherte. — „Ich habe es gleich bei Ihrem Eintritt ins Zimmer bemerkt."

„Sie hätten mich auch nur für verlebt halten können. Nach meinem ruchlosen Treiben zu urteilen —."

„Nein, nein! Es gibt gewisse Unterschiede und Merkmale, die keinen Zweifel erlauben."

„Nicht? ... No also! Um so begreiflicher ist mein Wunsch. Und jetzt los! Walten Sie Ihres Amtes!"

„Ist es wirklich ... kein Scherz von Ihnen ...?"

Da hob ihm Felix, der schon auf dem Sofa saß, sein kalkweißes, furchtbar entstelltes Gesicht entgegen, aus dem die letzte Spur eines beherrschten, gewollten Ausdruckes verschwunden war.

„Sehe ich so aus, als ob mir scherzhaft zu Mut wäre?"

Der Arzt beugte sich über ihn herab.

„Ich bitte."

Er beklopfte und behorchte ihm sehr sorgfältig Brust und Rücken, dann öffnete Felix die Beinkleider und wollte sich der Länge nach auf dem Diwan ausstrecken, so wie es Martiner während seiner Untersuchung von ihm verlangt hatte.

„Und jetzt hier —."

Aber Schiermayer trat einen Schritt zurück und wehrte beinahe ängstlich mit der Hand ab.

„Das ... das ist nicht nötig ..."

„Nicht —?" Felix war liegengeblieben und drehte nur den Kopf nach dem Arzt. Plötzlich sprang er mit einem Ruck auf. — „Nicht mehr, wollen Sie sagen?!"

Er holte röchelnd Atem und ging, während er sich halb unbewußt das Beinkleid zunestelte, auf den Arzt zu, der regungslos, mit schlaff herabhängenden Armen dastand.

„Nicht mehr!" wiederholte er ihm höhnisch ins Gesicht. — „Es ist wohl schon an dem genug, was Sie bis jetzt entdeckt haben?!"

„Wozu ... haben Sie diese ... Komödie mit mir aufgeführt?" fragte Schiermayer mit leiser Stimme.

„Was für eine Komödie?"

„Aus Ihrem ganzen Benehmen geht doch hervor, daß Sie —"

„Daß ich —?... Was —?“

„Daß Sie Ihren Zustand schon kennen“, ergänzte der Arzt, ohne den Blick von Felix' Gesicht abzuwenden.

Eine Weile sah ihn Felix noch drohend an. Dann kehrte er um und schleppte sich, die linke Hand gegen den Hinterkopf pressend, an den Diwan zurück, auf den er sich niederließ.

„Ja so!... So meinen Sie das, ...ja natürlich...“

Schiermayer war ihm gefolgt und setzte sich neben ihn. Und nun stützte Felix den Kopf in beide Hände.

„Es ist also schon so weit, daß Sie es ohne alle Hilfsmittel bemerkt haben. Nur durch die flüchtige Untersuchung.“

Der Arzt streifte ihm vorsorglich das Hemd über den Oberleib.

„Ich kann gar nichts Bestimmtes sagen...“

„Ich habe ja gefühlt, daß es... zu Ende geht“, murmelte Felix, der alles widerspruchslos duldete.

„Aber um Gottes willen, Herr Doktor, wer behauptet denn das!“

„Geben Sie sich keine Mühe, lieber Freund. Ich bin mir vollständig klar darüber. Ich habe meinen Zustand genau beobachtet.“

Felix griff nach seinen Kleidungsstücken und legte sie mit stumpfen Bewegungen an. Schiermayer sah ihm dabei mitleidig zu.

„Sie haben sicherlich schon einen andern Arzt befragt?“

„Vor zwei Jahren.“

„Vor zwei Jahren?!“ — Schiermayer war gleichsam erschreckt ein Stück von ihm abgerückt. — „Und schon damals —?“

„Jawohl, schon damals!"

„Aber das ist doch nicht möglich!"

Felix streifte ihn von der Seite mit einem kurzen Blick.

„Kennen Sie den Namen Martiner?"

„Das wäre traurig!" lachte der Arzt.

„Was halten Sie von ihm?"

„Er ist in seiner Art als Diagnostiker ein Phänomen."

„Vor zwei Jahren, wie mein Zustand angefangen hat unerträglich zu werden", sprach Felix weiter — „ich hab' an so furchtbaren Krämpfen gelitten ... hier in der Brust, ... mit Ausstrahlungen in die Schulterblätter ... und bis in den Kopf hinauf ..."

Schiermayer nickte, als brauche der andere es ihm nicht erst zu schildern.

„Ja, ja ..."

„Da bin ich auf den Rat meines Freundes Schirk zum Martiner gegangen und hab' mich von ihm untersuchen lassen."

„Und —?"

„Und er hat mir gesagt, daß ich nur mehr zwei Jahre zu leben habe. Oder höchstens zweieinhalb."

„Das hat er Ihnen gesagt?"

„Ich habe ausdrücklich die Wahrheit von ihm verlangt."

„Und Sie haben den Mut gehabt, ihm zu glauben?"

„Ich war nicht unvorbereitet. Ich habe schon damals die Empfindung gehabt, daß ich irgendwie verbraucht bin. Geistig und körperlich."

Bis jetzt hatte Felix vor sich ins Leere gestarrt. Nun wandte er dem Arzt das Gesicht voll zu.

„Sie sehen, wir haben beide recht gehabt. Ich mit meiner Ahnung und er mit seiner Diagnose."

Schiermayer erhob sich tief aufatmend und Felix streckte die Hand nach ihm aus, als ob er ihn zurückziehen wolle.

„Doktor —!“

„Was denn?“

„... Können Sie mir angeben, wie lange es noch dauern wird?“

„Nein“, antwortete der Arzt ernst, „das kann ich nicht.“

„Sie können schon, aber Sie wollen nicht. Der Martiner hat mir damals erklärt, in zwei Jahren würde er es mir auf den Tag bestimmen können.“

„Er schon — aber ich nicht.“

„Warum?“

„Weil er das Krankheitsbild verfolgt hat.“

„Ich war nur ein einzigesmal bei ihm. Damals vor zwei Jahren!“

„Das würde ihm genügen, um heute den Fortschritt festzustellen. Abgesehen davon, daß er wahrscheinlich Gelegenheit gehabt hat, den einen oder den anderen ähnlichen Fall zu studieren, während ich auf das angewiesen bin, was ich in medizinischen Zeitschriften darüber lese. Es handelt sich um ein außerordentlich seltenes Leiden. Besonders in der ganz eigentümlich komplizierten Form, wie es bei Ihnen auftritt.“

Felix lachte kurz auf.

„Ja, ja, ... ich weiß. Ich wäre ein sehr wertvolles Demonstrationsobjekt.“ — Und indem er Schiermayer am Arm faßte: „Doktor, sagen Sie es mir! ... Nur annähernd! Sie müssen ja eine Ahnung haben!“

Eine Zeitlang schien der Arzt noch unschlüssig. Endlich meinte er: „Ein paar Wochen kann es schon noch dauern ...“

Da ließ Felix ihn los.

„Es kann!... Es muß aber nicht, nicht wahr?... Ebensogut kann es sich auch nur um ein paar Tage handeln?"

Schiermayer gab keine Antwort mehr, und Felix mochte auch gar keine erwarten.

„Das genügt mir. Ich danke Ihnen."

„Herr Doktor", — der Arzt zögerte einen Augenblick, bevor er fortfuhr — „darf ich Ihnen einen ehrlichen Rat geben?"

„Um Gottes willen, nur jetzt, knapp vor dem Ende, keine Vorschriften mehr... und keine Behandlung!"

„Nein, nein!... Woher denn!"

„Also was —?"

„Fahren Sie noch heute in die Stadt zum Martiner."

„Weshalb?"

„Er ist der einzige, aus dessen Händen Sie eine Entscheidung empfangen können."

Felix schloß die Augen.

„Ich befinde mich seit zwei Jahren im Besitze seiner Entscheidung."

„Ja, gewiß, ...aber "

„Mein Leben", unterbrach Felix den Arzt, „war seither nur eine fortlaufende Kette von Folgen dieser Entscheidung. Unter ihrem Eindruck habe ich die Agathenshöhe gekauft, unter ihrem Eindruck ist das geschehen, was Sie im vergangenen Frühjahr hier mitgemacht haben, ...und was sich jetzt dort oben abspielt", — er bewegte gleichsam hindeutend den Kopf in der Richtung des Landhauses — „das sind die letzten ohnmächtigen Zuckungen. Nichts anderes, glauben Sie mir."

Schiermayer legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ich gäbe viel darum, wenn ich meine Worte von früher zurücknehmen könnte."

„Meinen Sie das, was Sie mir im Auftrage des Pfarrers gesagt haben?" fragte Felix, zu ihm aufschauend.

„Ja."

„Daran hat sich nichts geändert. Nachdem ich ja doch nicht fähig bin, aus meinem Schicksal die allerletzte Schlußfolgerung zu ziehen und eine Macht an mich zu reißen, welche vor mir vielleicht noch kein anderer besessen hat."

„Welche Macht?"

„Die Macht, mich für diese karge Spanne Zeit, die mir noch bemessen ist, als den einzigen Menschen auf der Welt zu betrachten."

Schiermayer sah ruhig in die auf ihn gerichteten Augen.

„Eben darum soll es meine Pflicht sein, dafür zu sorgen, daß Sie nicht durch Unberufene gestört werden."

Und nun erhob sich Felix.

„Ich bin Ihnen für Ihre freundliche Absicht sehr dankbar, aber ich hoffe, Ihnen alle Bemühungen ersparen zu können. Sie müssen mir nur ein wenig helfen."

„Was in meinen Kräften steht, wird geschehen."

„Dann seien Sie übermorgen abend mein Gast, ... ja?" bat Felix, indem er ihm die Hand hinhielt. — „Auch wenn es Sie einige Überwindung kosten sollte."

Schiermayer schlug ein.

„Wenn Sie keinen andern Wunsch haben — gern."

„Ich habe sogar noch mehrere Wünsche. Trauen Sie sich so viel Einfluß auf den Oberförster zu, ihn zu bewegen, Sie übermorgen bei Ihrem Besuch auf Agathenshöhe zu begleiten?"

Der Arzt verzog zweifelnd das Gesicht.

„Das wird ein schweres Stück Arbeit sein."

„Ich weiß. Der Mann hat nicht die beste Meinung von mir, obwohl wir uns im vergangenen Jahr ganz gut verstanden haben. Aber vielleicht gelingt es Ihnen doch."

„Ich werde mein möglichstes tun. Darf ich ihm einen Wink über Ihre Lage geben?"

„Nein, das nicht. Oder nur im allgemeinen. Ich habe mir für übermorgen einen Plan zurechtgelegt, und dazu gehört vor allem, daß außer Ihnen noch niemand genau unterrichtet ist."

Schiermayer dachte einen Augenblick nach.

„Ich hoffe, es wird gehen."

„Und dann bringen Sie, bitte, auch den Bürgermeister mit und den einen oder den anderen von der Gemeindevertretung. Wen Sie für besonders wichtig und maßgebend halten."

„Jedenfalls den Gemeindesekretär —."

„Das stelle ich volikommen Ihrem Gutdünken anheim. Ich würde Sie übrigens nicht damit belästigen, wenn ich nicht annehmen müßte, daß die Leute Ihnen mehr Vertrauen entgegenbringen, als mir."

Schiermayer verneigte sich.

„Also, übermorgen abend —?"

„Sagen wir, gegen neun Uhr. Abgemacht?"

Der Arzt vermochte ein leichtes Befremden nicht zu verbergen.

„So spät?"

„Ich habe meine Gründe dafür."

Sie drückten einander die Hände, und Felix schöpfte Luft, als sei ihm die Lösung einer schwierigen Aufgabe gelungen.

„Meinen Abschied vom Leben habe ich mir aller-

dings anders vorgestellt, aber schließlich, ein Mensch wie ich, darf nicht mehr sehr wählerisch sein und muß nehmen, was sich bietet."

Der Arzt konnte sich nicht so rasch entschließen, ihn loszulassen.

„Überlegen Sie sich meinen Rat noch einmal, solange es Zeit ist, Herr Doktor. Und fahren Sie zum Martiner."

Felix schüttelte den Kopf.

„Hier gibt's nichts mehr zu überlegen. Auf Wiedersehen übermorgen."

„Auf Wiedersehen."

Nach langem Zureden erreichte es Schiermayer, den Oberförster, den Bürgermeister, zwei Gemeinderäte und den Gemeindeschreiber zu dem Besuch auf Agathenshöhe zu bewegen. Der Oberförster wollte anfänglich durchaus nichts davon wissen, erst als der Arzt ihm eindringlichst erklärte, der Doktor Karlhofer habe das Gastmahl nur zu dem einen Zweck veranstaltet, um sich und seine Lebensweise gegen alle erhobenen Anschuldigungen zu rechtfertigen und lege dabei besonders auf seine, nämlich des Oberförsters Gegenwart Gewicht, siegte bei diesem die geschmeichelte Eitelkeit über das den meisten ein wenig beschränkten Menschen eigene, übertrieben starre Festhalten an gewissen anerzogenen oder selbst entdeckten Grundsätzen, und er entschloß sich, der Einladung Folge zu leisten. Auch den Gemeindevertretern gegenüber hatte Schiermayer einen schweren Stand. Schon ihre tief eingewurzelte Scheu vor der Berührung mit einer ihnen ganz fremden Umgebung war nur mit Mühe zu überwinden, zudem mochten sie fürchten, in eine Falle gelockt und

an dem durch die Anzeige gebrandmarkten Treiben irgendwie mitschuldig zu werden. Nur der gegenteiligen Versicherung des hochangesehenen Gemeindearztes, daß die leidige Angelegenheit vermutlich in ihrer Anwesenheit aus der Welt geschafft und dadurch eine drückende Sorge von ihnen genommen werden sollte, in Verbindung mit ihrer Empfänglichkeit für die ihnen von Schiermayer klugerweise in Aussicht gestellten leiblichen Genüsse, gelang es endlich, sie fügsam zu machen. Aber auch jetzt bedingten sie sich aus, den Arzt zur festgesetzten Stunde in seinem Heim abholen zu dürfen und mit ihm gemeinsam auf Agathenshöhe zu erscheinen.

Als er mit seinen Begleitern in unbehaglichem Schweigen die schmale Fahrstraße zum Herrenhof emporstieg, war schon die Nacht hereingebrochen und die Glastür der Diele und die rechts und links daran anschließenden Fenster leuchteten mit ungewöhnlicher, beinahe feierlicher Helle ins Tal hinab. Zu beiden Seiten des in den Hof einmündenden Eingangstores, durch welches sie das Haus betraten, staken in eisernen Ringen Fackeln, deren hoch auflodernde, schwelende Flammen ein düster zuckendes Licht verbreiteten, in der Vorhalle harrte ein höfisch gekleideter Diener, der den Ankömmlingen die Hüte abnahm und sie weiter in die Diele geleitete. Dort waren Felix und seine städtischen Gäste schon versammelt. Sie trugen alle festliche Kleider, die Herren Frack, die Damen tief ausgeschnittene Gewänder. Auf der Tafel prunkten schweres Silbergerät und kostbar geschliffenes Glas, und der schlaffe Duft bleicher, steifblättriger Blumen, der an ein Sterbegemach erinnerte, ließ in Schiermayer die Befürchtung aufsteigen, der Hausherr beabsichtige

an diesem Abend ein verhöhnendes Spiel seiner eigenen Leichenfeier aufzuführen. Die fünf Musiker, die das Auto zugleich mit dem Tafelgeschirr in rasender Fahrt aus der Stadt herbeigeschafft hatte und die nun ihre Plätze auf der Galerie einnahmen, bestärkten ihn in seinem Verdacht, denn er meinte, sie lauerten nur auf einen Wink des Gastgebers, um irgend welche getragene, wehklagende Choräle zu beginnen, wie sie während eines Begräbnisses im Trauerhause, in der Kirche oder zuletzt auf dem Friedhof angestimmt wurden. Ob aber ein solcher, nicht sonderlich geschmackvoller Scherz geeignet gewesen wäre, die Gemüter der Gemeindevertreter, die weniger aus Überzeugung, als aus angestammter Überlieferung noch fest an den kirchlichen Gebräuchen hingen, zu beruhigen, erschien dem Arzt doch nur sehr zweifelhaft. Einstweilen geschah freilich nichts, was seinen Argwohn in irgend einer Weise gerechtfertigt hätte. Felix begrüßte die neuen Gäste, indem er seiner Freude über ihr Kommen Ausdruck verlieh, und machte sie dann mit dem Fräulein Zavodska und den übrigen festlich gekleideten Damen und Herren ohne jede Anspielung und ohne allen Spott bekannt. Der Bürgermeister und einer der beiden Gemeinderäte, der in unmittelbarer Nähe des Ortes ansässige Grubenhofbauer, wußten nicht recht, was sie anfangen sollten und verhielten sich ziemlich einsilbig, der zweite Gemeinderat dagegen, der Kaufmann Hollrieder, der alljährlich einmal in die Hauptstadt fuhr, um dort seinen Warenbedarf einzudecken, und der Gemeindesekretär Mauser, der als Bub in der Kreisstadt ein paar Klassen des Gymnasiums besucht hatte, stürzten sich sogleich todesmutig in ein Gespräch voll seltsam verschnörkelter Redensarten und sie selbst offenbar sehr witzig anmutender Derbheiten, um

ihre Weltgewandtheit und ihren höheren Standpunkt ins schönste Licht zu rücken.

Da auch die Dorfbewohner ihre schwarzen Kirchgangs- und Hochzeitsgewänder trugen, stachen Schiermayer und der Oberförster, der mittlerweile eingetroffen war und sich nach ziemlich steifer Begrüßung abwartend in den Hintergrund zurückzog, mit ihren Alltagskleidern ein wenig von der Gesellschaft ab. Sie hatten vorsätzlich auf allen Glanz verzichtet, denn im vergangenen Jahr war es das ausdrückliche Gebot des Hausherrn gewesen, die zwangslose Behaglichkeit der Zusammenkünfte auf Agathenshöhe nicht durch aus dem Rahmen fallende Äußerlichkeiten zu stören.

Bevor zu Tisch gegangen wurde, rief Schiermayer den Doktor Karlhofer durch einen Wink an seine Seite.

„Legen Sie Wert darauf, daß die Leute heute abend hier warm werden und sich ein bißchen zu Hause fühlen?"

„Natürlich!"

„Dann setzen Sie sie während des Essens nicht zwischen die anderen Gäste."

Felix sah ihn verwundert an.

„Warum? Der Herr Hollrieder und der Herr Sekretär scheinen sich ja schon ganz gut zu unterhalten?"

„Folgen Sie mir, Herr Doktor. Ich kenne diese Art besser. Später werden sie von selbst Anschluß finden."

„Wenn Sie meinen", entgegnete Felix achselzuckend.

Und so zerfiel die Tafel in zwei Hälften. In die der Fremden und die der Einheimischen. Zwischen beiden saßen Schiermayer und der Oberförster als Bindeglieder.

Das laute Einschlürfen der Suppe durch den Bürgermeister und den Grubenhofbauer, das die sanfte, heitere Musik der kleinen Kapelle bedenklich übertönte, erregte

lebhafte Heiterkeit. Aber einige in fremder Sprache geflüsterte Worte des Hausherrn dämpften den Ausbruch, bevor die Dörfler etwas entdeckten oder mißtrauisch wurden. Übrigens nahm jetzt der zur Suppe gereichte Wein ihre Aufmerksamkeit vollauf in Anspruch.

Der Hollrieder nickte mit anerkennendem Brummen, der Gemeindesekretär schnalzte wohlgefällig mit der Zunge.

„Hochachtung! Ein feiner Tropfen!"

Der Bürgermeister leerte nach einem prüfenden Schluck das Glas auf einen Zug.

„Sakra, sakra! Der hoazt ei!"

Auch der Grubenhofer kostete andächtig ein- und zweimal, während er nachdenklich vor sich hinblickte.

„Hiatzt — is dös oa Wei oda oa Schnops?"

„Es ist Wein", erklärte Felix, „Wein von der Insel Madeira."

„Aber Grubenhofer", protzte der Gemeindesekretär, „das kennt ma doch gleich!"

„Jo du! ... Du kennst di scho aus mit'n Wei, dös woaß ma. Wann ma di braucht in da Kanzlei, muaß ma di erscht in Wirtshaus suachn."

„No, no! Is net so g'fährlich!"

Felix hatte die Gläser der Gäste durch den Diener nachfüllen lassen.

„Wenn der Wein den Herrschaften nur schmeckt. Das ist die Hauptsache."

Der Bürgermeister nahm wieder einen kräftigen Schluck.

„Guat war a scho. Do feit si nix."

„Oba zum traun is eam nöt, moan i", äußerte der Grubenhofer vorsichtig.

Sein Nachbar, der Hollrieder, schlug ihm auf die Schulter.

„Geh zua! ... Du haltst scho was aus, wanns d' amal dreinkemmst."

Der Gemeindesekretär, der dem Fräulein Zavodska gegenübersaß, erinnerte sich seiner Bildung und hob sein Glas gegen sie.

„Gnödigste, gestatten, ... auf Ihr Spöziölles!"

Sie nippte lächelnd Bescheid.

„Mir scheint, mir scheint, Herr Sekretär! ... Ich soll wohl einen Schwips bekommen?"

„Wäre mir nur sehr angenöhm."

„Der Abend ist noch lang", tröstete Schiermayer, „und soweit ich unseren verehrten Gastgeber zu kennen glaube, hat er noch einiges im Hintertreffen."

„Richtig geraten, Doktor."

Der Bürgermeister trank hastig aus, um eine dritte Füllung zu ermöglichen.

„Meintswegn kinnt ma scho bei den do bleibn."

Nach der Suppe kam ein stattlicher Seefisch in einem Stück.

„Bruada, is dös oan Endstrumm Wachel!" rief der Pranzel aus, den der starke, rasch getrunkene Wein schon zutraulich machte. — „Der is wol nöt in unsern Bachel g'fangt."

„Der kommt ebensoweit her, wie der Wein. Aus dem Meer."

„Aus'n Miir goar! ... Na so wos! Wos für Sochn af dera Wölt gibt, dös sollt ma frei nöt glaubn." — Aber als der Diener ihm anbot, wehrte er entschieden ab. — „Na, na! Zum Oschaugn is a jo ganz schö, oba Fisch iß i koan."

Auch der Grubenhofer legte sich nur sehr zurückhaltend vor. Dafür langten der Hollrieder und der Sekretär um so herzhafter zu. Und fingen an, den Fisch ingrimmig mit dem Messer zu bearbeiten, so daß Felix wieder die losbrechende Fröhlichkeit seiner Stadtgäste eindämmen mußte.

Obwohl die Stimmung sich früher zu erwärmen versprach, als zu erwarten gewesen war, fühlte Schiermayer sich doch ein wenig unsicher. Daß der Gutsherr den heutigen Abend nicht lediglich darum veranstaltet hatte, um die Dörfler durch reichliche Bewirtung für sich zu gewinnen, bezweifelte er nicht. Was Felix aber eigentlich plante, darüber konnte er sich nicht recht klar werden. So setzte er sein ganzes Vertrauen auf die Wirkung der ungewohnten Getränke, die sich schon jetzt allmählich zu zeigen begann und die auch einen gewagteren oder wohl gar verletzenden Scherz harmlos und erträglich erscheinen lassen würde. Nur auf den Grubenhofer durfte er in diesem Punkt nicht ganz unbedingt rechnen. Denn erstens war es bekannt, daß er, obwohl er selten im Wirtshaus auftauchte, doch unheimlich viel vertrug, und dann würde er bei dieser Gelegenheit doppelt auf der Hut sein, da ein Brudersohn von ihm eben zu jenen Bauernburschen zählte, die sich manchmal an den Spielabenden auf Agathenshöhe beteiligten und dabei nicht unerheblich geschädigt worden sein sollten.

Im übrigen schien der Gutsherr selbst nicht genau zu wissen, was er wollte. Wenigstens lag in der Art, wie er das Gespräch führte und wie er seine Anordnungen traf, nichts, was auf ein bestimmtes Ziel hingedeutet hätte. Gelegentlich sah es allerdings so aus, als versuche er, den Verlauf des Abends in eine von ihm gewünschte Richtung zu drängen, als bemühe er sich, irgend welche nach-

folgende Erklärungen und Enthüllungen vorzubereiten, allein schon im nächsten Augenblick sprang er, gleichsam aus einer geheimen Scheu heraus, von dem kaum betretenen Weg wieder ab und ließ sich wehrlos in der seichten Strömung mittreiben, wie es die andern taten. Und noch etwas beunruhigte Schiermayer. Es gelang ihm nicht, zu erkennen, ob die städtischen Gäste und vor allem das Fräulein Zavodska mit Felix irgendwie verabredet waren. So sehr er sich auch anstrengte, ein Wort, einen Blick des Einverständnisses zu erhaschen, an dem er sich ein Stückchen hätte weitertasten können, — er vermochte nichts zu entdecken, nur hin und wieder ein leises Getuschel und Gekicher, das dem unbeholfenen Benehmen der Dörfler galt und vom Gastgeber sogleich durch einen entschiedenen Wink unterdrückt wurde. Er mußte sich also damit begnügen, Augen und Ohren offen zu halten, um jederzeit hindernd oder doch wenigstens mildernd einzugreifen, wenn etwas zu geschehen drohte, wovon mehr Schaden als Nutzen zu gewärtigen war.

Einstweilen wickelte sich noch alles glatt und ohne Störung ab. Der zum Fisch und zu einer leichten Zwischenspeise geschenkte Rheinwein und weiße Bordeaux erregten eine neue Welle von Begeisterung, und der Hollrieder und der Gemeindesekretär waren schon so munter, daß ihnen die unmittelbare Nachbarschaft der Stadtdamen, die ihrerseits an den gröblichen Späßen der beiden Biedermänner herzliches Wohlgefallen äußerten, gewiß keinerlei Beklemmung mehr verursacht hätte. Ein einziges Mal kam es beinahe zu einer kleinen Entgleisung, als der Pranzel beim Braten mit gekränkter Eigenliebe feststellte, daß dieses Gericht nicht aus seiner Fleischbank stamme. Aber es gelang unschwer, ihn zu beschwichtigen und ihn sogar zu dem reumütigen Be-

kenntnis zu bewegen, er wäre, gestützt auf seine beschränkten Handelsbeziehungen, kaum in der Lage gewesen, eine so hochwertige, nur durch Vollmast erreichbare Ware zu liefern. Dafür hieb er um so gründlicher ein, um den Beweis seiner mangelhaften Leistungsfähigkeit möglichst rasch zu vertilgen und aus der Welt zu schaffen.

Der Oberförster, der mit seiner Nachbarin, dem Fräulein Zavodska, gerade nur das Notwendigste sprach, hatte Schiermayer schon einigemal verwundert angeblickt, als wolle er ihn fragen, wann denn endlich etwas über den wahren Zweck der Zusammenkunft zu erfahren sein werde. Auch der Grubenhofer zeigte sich von der steigenden Fröhlichkeit seiner Gemeindegenossen nicht sonderlich erfreut, obgleich er, für sein Teil, bei aller Schweigsamkeit und Zurückhaltung fleißig zulangte und jede Weinsorte gewissenhaft probte. Aber bei einem selbst in dieser Umgebung hart an die Grenzen des Erlaubten streifenden, vollsaftigen Ausspruch des Kaufmannes, über den der städtische Teil der Tafelrunde nach kurzem, verblüfftem Schweigen in schallendes Gelächter ausbrach, neigte er sich zu dem Arzt hinüber, der an seiner linken Seite saß.

„San mir zwegn den daher kemma, daß si da Hollrieda oan Eselstrummrausch osauft?"

Dem Hausherrn war seine Bemerkung nicht entgangen, wenn er sie auch nicht wörtlich verstand.

„Ist der Herr Grabenhofer mit etwas unzufrieden?" fragte er, halb an Schiermayer, halb an den Gemeindevertreter gewendet.

„Gruabnhofer hoaß i", verbesserte der Bauer ruhig.

Und Schiermayer beeilte sich, abzulenken.

„Nein, nein! ... Im Gegenteil, er hat mir nur seine Anerkennung ausgedrückt."

„Meintswegn häd as scho hörn kinna", murrte der Grubenhofer.

Als zu der Mehlspeise Champagner eingeschenkt wurde, gerieten der Bürgermeister, der Hollrieder und der Gemeindesekretär über diesen seltenen Genuß in die freudigste Erregung.

„Fix Laudon! ... Dös is wos!"

„A do legst di nieda!"

„Herrschaftn, dös loß i ma gfolln!"

Und der Pranzel stieß dem Mauser mit dem Ellbogen in die Rippen.

„Hiatzt muaßt wos sogn!"

„Na, na! Red du! ... Du bist da Burgermoasta!"

„Du vastehst die Gschicht bessa! ... Bei da Sitzing host eh du allemal die größte Goschn!"

„Red nua, Mausa", eiferte jetzt auch noch der Kaufmann an, „sinst glaubn s', mir ham koa Ghörtsi net!"

Da erhob sich der Gemeindesekretär, der vor nichts mehr zurückschreckte, und schlug mit dem Messer so kräftig gegen ein leeres Weinglas, daß es zersprang.

„Au weih! ... Hiatzt geht's gföhlt!"

„Dös kimmt, weil ma koane so fein Glaseln nöt gwohnt is!"

„Macht nichts", rief der Hausherr, „wenigstens merkt man gleich, wie ehrlich es gemeint war."

Und eine der Damen quiekte dazwischen: „Scherben bringen Glück!"

Der Mauser hatte sich einstweilen gefaßt.

„Weil daß der Herr Doktor von Karlhofer", begann er in mühsamem Hochdeutsch, „uns die Ehr gegeben hat, uns auf heute abend einzuladnen —"

„Geh, red nöt so gschwolln", schrie der Pranzel selbstvergessen, „dös vasteht jo koa Mensch nöt!"

„Ruhe!" rief der Hollrieder, der ganz damit einverstanden war, daß der Sekretär seine Bildung leuchten ließ; und auch einige andere Stimmen geboten Schweigen.

„Weil daß mir also die Ehr haben", fing der Mauser noch einmal an, „heut abend die Gäste vom Herrn Doktor von Karlhofer zu sein, so muß man sich fragen, sag ich, wieso daß wir denn zu dieser Ehr kommen und ob mir sie sich auch verdient haben."

Der Kaufmann benützte die Gelegenheit zu einem Zwischenruf.

„Sehr richtig!" — Er wollte beweisen, daß er die Parlamentsberichte in der Zeitung las.

„Wenn mir uns das fragen, sag ich", fuhr der Mauser fort, „so muß ich schon sagen, daß der Herr von Stelzer, der was der vorigne Besitzer vom Berghof war, soweit ein ganz anständiger Mann war —."

„Ein Ehrenmann", bestätigte der Oberförster mit verstärkter Betonung.

Und der Grubenhofer pflichtete bei.

„Jawol! ... Do hot si nix g'feit!"

Der Sekretär trommelte mit der Faust auf die Tischplatte.

„Ein Ehrenmann, das sag ich auch. Aber es is ihm nie nicht beigefallen, daß er das, wo er gebraucht hat, hier bei uns in Ort kauft, sondern alles hat 'r immer aus der Wienerstadt kommen lassen."

„Dös geiht jo di nix o. Du host jo koa Gschäft nöt!" unterbrach der Grubenhofer.

„Der Mauser red für die ganze Gmoa", wies ihn der Hollrieder zurecht, „und es is a so, wia 'r a sogt! Der

Herr vo Stelzer hod uns koan luckerten Heller nöt verdeana lossn!"

„Der Herr Doktor von Karlhofer aber hat von alln Anfang an alles bei uns in Ort kauft, und wann 'r 's vielleicht wo anders auch besser kriegt hätt, so is 'r uns doch nie mit der Kundschaft davongangen —."

Da fiel dem Bürgermeister wieder der Braten ein.

„Grod nua heunt 's Fleisch war nöt vo mir!"

Aber der Mauser zeigte sich erleuchtet und ließ sich nicht in Verlegenheit bringen.

„Das war, weil's für uns ghört hat, und weil 'r uns was Bsonderes hat spendiern wollen. Dei Fleisch könn ma jedn Tag fressn!"

„Bravo! Bravo!" klatschte der Kaufmann in die Hände.

„Aber sonst hat der Herr Doktor von Karlhofer immer alles bei uns kauft. Im vorigen Jahr schon und heuer auch wieder. Und immer hat er das zahlt, was man von ihm verlangt hat, und hat nie nichts herunterhandeln wölln vom Preis. Das weiß ich, denn das haben mir alle gsagt! ... Beim Pranzel hat 'r 's Fleisch kauft —"

„Grod heunt nöt, ... es erschtemol", beharrte der Bürgermeister eigensinnig.

„Bei 'n Endlinger 's Brot und die Semmeln", zählte der Mauser unbeirrt auf, „die andere Waar bei 'n Hollrieder —."

„Jawohl, jawohl! ... Des kann i bezeugn!"

„Und auch mit 'n Fuhrwerk hat 'r die Leut scho oft was verdienen lassn, obwohl daß 'r an Automobül hat. Und in vorign Jahr hat 'r sogar beim Kratochwil a Paar Bergsteiger bstöllt, ... wo doch a jeder weiß, daß der Tschech, der ölendige, von sein Gschäft nix versteht und daß die Schuh vo ihm um und um druckn und zwickn.

wie wann man mit 'n Fuß in a Mardereisen kommen war!"

„I loss ma koane Schuach vo eahm mochn", schrie der Hollrieder, „i nöt!"

„I grod a nöt", grunzte der Bürgermeister, „wann 's nöt sei muaß."

Nur der Grubenhofer suchte die Ehre des angegriffenen Schusters zu verteidigen.

„Wos ös mit 'n Kratochwil seine Schuach hobts! ... I loss ma s' olle vo eahm mochn, und mi hod nu koana nöt druckt."

„Jo, di!" ereiferte sich der Mauser, den es mächtig verdroß, daß seine rednerischen Fähigkeiten auf den Großbauer ihren Eindruck verfehlten. — „Weil 's du nix zahln willst und dir s' keiner so billig macht, wie der Tschech!"

„No, no, no! ... Ma werd do nu redn därfn."

Schiermayer fand es an der Zeit, sich ins Mittel zu legen.

„Aber meine Herrn! Wir sind doch hier nicht zusammengekommen, um über die Schuhe des Meisters Kratochwil zu streiten!"

Und der Oberförster nickte kurz.

„Ich hoffe auch, daß das nicht der Zweck der Zusammenkunft war."

„Gwiß net!" rief der Mauser. „Es is nur, weil's zu 'n Ganzn dazughört, ... und weil mir's der Grubenhofer abreden will! ... Ich hab's ja nur angführt zu'n Beweis, daß der Herr Doktor von Karlhofer alles für die Gemeinde tut. Und wan 'r sich beim Kratochwil a Paar Bergsteiger anschafft, so is das nur an Auszeichnung für uns! ... Nämlich indem, daß 'r dadurch anzeigt, daß 'r ein Vertrauen zu uns hat!"

Während die übrigen Gäste die Worte des Gemeindesekretärs mit wachsender Heiterkeit verfolgten, wurde Felix selbst immer unruhiger und hob zuletzt den Arm beschwörend gegen den Sprecher.

„Lieber Herr Sekretär, ... Sie meinen es ja gewiß gut mit mir und ich weiß mir ihre Meinung auch zu schätzen —"

„Ausredn lass'n! Ausredn lass'n!" schrie der Kaufmann erregt, weil er den Mauser genau kannte und noch ein paar Trümpfe von ihm erwartete.

Den Sekretär hatten seine Ausführungen keineswegs daran gehindert, einigemal sein Glas zu leeren, das der Diener, der empfangenen Weisung gemäß, sofort nachfüllte. Jetzt legte er, indem er die Augen aus den Höhlen herauswälzte, die Hand mit gespreizten Fingern beteuernd auf die Brust.

„Herr Doktor von Karlhofer" — dabei neigte sich sein Oberkörper bedenklich über den Tisch, bevor er wieder ins Gleichgewicht kam — „Ehre, wem Ehre gebührt. Es ist mir eine Pflicht, sag' ich, ... zu sagen, daß der Herr von Stelzer, der was der vorigne Besitzer vom Berghof war, nicht so mit uns war, wie der Herr Doktor von Karlhofer. Dem Herrn von Stelzer ist es nie nicht eingefallen, uns auf den Abend einzuladnen, ... der Herr Doktor von Karlhofer hat uns aber eingeladnet, obwohl daß wir nur schlichte, einfache Bürger sein! ... Oder hat uns der Herr von Stelzer einmal auf den Abend eingladn?!" — Er blickte mit den schon etwas stieren Augen seine Gemeindegenossen der Reihe nach herausfordernd an. Und weil ihm niemand widersprach: „Na! Er hat uns net eingladn! ... Und wann ich jetzt frag, ob mir diese Auszeichnung um den Herrn Doktor von Karlhofer verdient ham, so muß ich grad-

aus sagn, das nicht!... Denn die Hundsbankertn in Ort werfn mit die Steiner auf ihn, wann 'r im Automobül vorbeifahrt, und bei der Nacht haun s' ihm die Türn und Fensterscheim ein!"

„Im vurigna Joahr hod nu koa Mensch nöt drauf denkt, daß 'r eahm oan Stoa auffaschmeißt" schaltete der Grubenhofer trocken ein.

Der Mauser hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller und Gläser aneinander klirrten und die Damen leise aufschrien.

„Dös gült nöt, wos in vurigna Joahr woar! Wos heuer is, um dös draht sa si!... Und heuer ham s' eahm d' Fensta eigschmißn! Obwohl daß der Herr Doktor vo Karlhofer heuer der nämliche is, wia 'r in vorign Joahr!"

„Wans nua a so war, wias d' sogst!"

„Es is a so!... Und wann a si oa poar Mentscha doher nimmt, so geiht dös die Leut oan Dreck o!"

„Mauser! Mauser!" mahnte Schiermayer mit laut erhobener Stimme, um weitere Kraftausdrücke zu übertönen, und der Oberförster suchte den Gemeindesekretär auf seinen Sitz niederzuziehen.

Aber der war jetzt einmal im Fahrwasser und nicht so leicht herauszubringen.

„Oan Dreck geiht dös die Leut o!" wiederholte er gröhlend und mit der Hand herumfuchtelnd. — „Dös zohlt a si vo sein Göld, und zwegn den verdeants ös in Ort net um oan Höller weniga! Und wann 'r oa poar vo die unsrign Leut mittuan loßt, so is dös nua an Auszeichnung für uns! Grod a so, wia mit dö Schuach von Kratochwil!"

Der Hollrieder fühlte sich wieder zu einem begeisterten Zwischenruf gedrängt.

„Dös sog i a! Dös sog i a!“

„Und ob da Gonaus“ — das war der Name des übel beleumundeten Holzhändlers — „sei Göld do herobnat vaspült oder herunt in Wirtshaus, dös is oalls oans! ... Wos a Gauner is, bleibt a Gauner!“

„Du redst di leicht“, meinte der Grubenhofer noch immer ganz ruhig, „du host jo koan Buam nöt, der wo do herobnat dös Schandlebn lernt.“

Die städtischen Gäste stutzten und blickten auf Felix, der die Unterlippe zwischen die Zähne klemmte und unter der finster gefalteten Stirn hervor auf das Tischtuch sah. Auch Schiermayer und der Oberförster beobachteten ängstlich, welche Wirkung diese unverhüllt erhobene Anklage auf ihn ausüben würde. Aber selbst wenn er sich schon jetzt zu einer Entgegnung entschlossen hätte, es wäre ihm nicht möglich gewesen, sie auszusprechen, denn der Mauser krakeelte unaufhaltsam weiter.

„Wanns du vielleicht dein Bruadern sein Loisel moanst, so is der akrat oa so oa Gauner, als wia da Gonaus! Der braucht dös Schandlebn nöt erscht z' lerna! Der is scho an Schandkerl! Und ar Ganzer a no!“

Der Grubenhofer rückte seinen Sessel ein Stück zurück.

„Du, Mausa, ... i sog da's ...!“

„I loß ma 's Mäul nöt vabiatn vo dir! ... Da Loisel halt's mit da Köllnerin vo da Post grod a so guat wia mit da Köllnerin von Odlawirt ... und mit da Köllnerin von Gruaba in Sankt Floriani! ... Und doß a in da Stodt a a poar Mentscha hot, wann a einakimmt, dös woaß eh oa jeds in Ort!“

„Herrgottfix nu oamol! ... Wanns d' hiatzt dei dreckate Goschn nöt haltst!“ — Der Bauer war auf-

gesprungen und packte den Stuhl, als wolle er ihn dem Gemeindesekretär über den Tisch weg an den Kopf werfen.

Die Damen fuhren kreischend von ihren Sitzen in die Höh', aber dann blieben sie doch neugierig stehen, denn eine regelrechte, waschechte Rauferei mit ansehen zu können, war eine zu starke Verlockung.

Unterdessen hatten sich auf der einen Seite der Arzt und der Kaufmann, auf der anderen Seite der Oberförster und der Bürgermeister der beiden gereizten Widersacher bemächtigt und versuchten sie auf alle erdenkliche Weise zu besänftigen. Nur Felix saß regungslos auf seinem Platz und starrte immerzu auf den gleichen Fleck des Tischtuches, als sei dort ein Zeichen eingeschrieben, das zu enträtseln er krampfhaft bemüht war.

„Muaß i ma sogn loss'n, doß mei leiblicha Bruadersohn oa Gaunabua is?" begehrte der Grubenhofer auf, während er sich den Griffen seiner Bändiger zu entziehen trachtete.

„Aber Grubenhofer", redete ihm Schiermayer zu und winkte dabei hinter seinem Rücken dem Hollrieder, nur ja recht fest zu halten, „sehen Sie denn nicht, daß der Mauser ein bissel zu viel erwischt hat?"

„Dös nutzt da nix", brüllte wieder der Schreiber über den Tisch, „zwegn den sog i da's aufn Kopf zua, daß du derjenig bist, der wos d' Leut gegn Herrn Dokta vo Karlhofa aufhußt!"

„I huß koan Menschn nöt auf! I red nua, wos woahr is!"

„Du host scho seitn vurigna Joahr oan Zurn af eahm, weil 'r d' Reitelwiesn kafft hot, die wos d' selber gern mögn hättst und die da z' teia woarn!"

„Dös is oa Luag! Wann i s' mögn häd, häd i s' a kafft! ... Da Lärbaur hod ma s' zerscht antragn!"

Jetzt hatte sich Felix endlich erhoben.

„Meine Herren, ich bitte Sie inständigst, beruhigen Sie sich doch! Und verderben Sie nicht uns allen den hübschen Abend ... Wenn Sie wissen könnten, wie sehr ich mich auf ihn gefreut habe —"

„Na soll a mein Bruadasohn nöt schimpfn!" forderte der Grubenhofer noch immer erbost, aber doch schon mit beginnender Nachgiebigkeit.

„Wannst du nöt angfangt hädst, häd i nix gsogt", ergänzte der Mauser den angebahnten Ausgleich.

Felix war an den Sekretär herangetreten und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ich bin Ihnen für den Eifer, mit dem Sie sich meiner Sache annehmen, von Herzen dankbar, Herr Gemeindesekretär —"

„Ehre, wem Ehre gebührt", lallte der Mauser.

Und Felix ging um den Tisch herum auf die Gegenpartei zu.

„Aber auch Ihren Standpunkt begreife ich vollkommen, Herr Grubenhofer, und hoffe, daß es mir noch heute gelingen wird, ihm Rechnung zu tragen."

„Dös verhoff i a, ... und zwegn den bin i daher kemma!"

„Gedulden Sie sich, bitte, noch ein paar Augenblicke. Vielleicht nehmen die Herrschaften einstweilen Platz" — er wendete sich auch an die Damen, die sich, von dem friedlichen Ausgang des Streites halb enttäuscht, halb beruhigt, dem Tisch wieder näherten — „und trinken wir noch ein Glas, damit der kleine Mißton rasch vergessen wird."

„Das läßt sich hören", pflichtete Schiermayer er-

leichtert bei, indem er den Grubenhofer freigab, der sich mit ein paar unverständlich gebrummten Worten niedersetzte.

Auch der Mauser wurde vom Oberförster und vom Bürgermeister losgelassen. Er blieb jedoch, seiner Stützen plötzlich beraubt, zwar ein wenig schwankend, stehen.

„Mei Red wüll i zerscht nu beendigna". erklärte er rechthaberisch.

Schiermayer nickte ihm zu.

„Also in Gottes Namen. Aber machen Sie's kurz."

„I hab' nix weiter zum sagn, als daß mir es als eine besondere Auszeichnung betrachten müss'n, daß uns der Herr Dokter von Karlhofer auf heunt abend eingladnet hat, obwohl daß die Dreckbankertn, die ölendign, mit Steiner auf ihn schmeißn und ihm gar die Fensterscheim einschlagn da herobn."

Felix winkte ungeduldig mit der Hand.

„Die sind ja schon längst wieder eingeschnitten!"

„Zwegn den bleibt's doch eine Ehr für uns und der Herr Dokter von Karlhofer soll lebn! Hoch! Hoch! Hoch!"

Die ganze Runde, mit Ausnahme des Oberförsters und des Grubenhofer, fiel lärmend ein, und die Musikanten auf der Galerie, die während des Streites ihr Spiel unterbrochen hatten, um den sie belustigenden Wortwechsel besser zu hören, stimmten einen brausenden Tusch an. Felix wollte die Stadtgäste, die ihn mit lächerlich übertriebenen Huldigungsgebärden umdrängten, ärgerlich zurückweisen, aber schließlich mußte er doch mit ihnen anstoßen, weil auch der Bürgermeister, der Hollrieder und der Gemeindesekretär, denen er nicht gut ausweichen konnte, mit den Gläsern in der Hand, angetorkelt kamen. Nachdem er die etwas gewaltsame

Ehrung, von der er wohl wußte, daß sie den Widerstand seiner beiden Gegner nur erhöhen würde, wehrlos über sich hatte ergehen lassen, warf er einen Blick nach der Uhr, die eine halbe Stunde vor Mitternacht zeigte, und hob dann rasch entschlossen die Tafel auf.

Die drei Dorfgewaltigen, die an diesem Abend so bereitwillig auf die Seite des Gutsherrn getreten waren, gerieten durch die Größe und den farbenprächtigen Bänderschmuck der jetzt angebotenen Zigarren in einen neuen Taumel des Entzückens und der Bewunderung. Sogar der Grubenhofer schüttelte erstaunt den Kopf, als er die mächtige Tabakstange zwischen den Fingern wog, und brachte erst nach einer Weile den Mut auf, sie in den Mund zu stecken und anzubrennen.

Felix versuchte die frostige Haltung des Oberförsters zu überwinden und in liebenswürdigster Weise ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

Das Fräulein Zavodska aber benützte die Gelegenheit und näherte sich dem Arzt, der allein in einer Ecke lehnte und mit Behagen die ersten Züge aus seiner Zigarre sog.

„Steht unser lieber Gastgeber in Ihrer Behandlung, Herr Doktor?"

Schiermayer sah sie überrascht an.

„Der Doktor Karlhofer? — Nein."

Sie machte ein enttäuschtes Gesicht.

„Nicht? ... Ich hab' nur geglaubt, weil Sie so viel mit ihm verkehren?"

„Aber nicht als Arzt."

„Ach so ..."

„Warum fragen Gnädigste übrigens?"

Sie ließ ihren Blick zu Felix hinüberschweifen, um sich zu versichern, daß er sie nicht belausche.

„Es ist mir vorgekommen, als ob er sich in der letzten Zeit nicht ganz wohl fühlen würde."

Schiermayer zog höflich-bedauernd die Augenbrauen hoch.

„Oh —? . . . Ich habe nicht den Eindruck gehabt —"

„Nein, nein! . . . Heute abend nicht. Aber sonst ist mir manchmal wirklich schon angst und bang geworden."

„Haben Gnädigste irgend welche beunruhigende Anzeichen entdeckt?"

Sie hob die Schultern.

„Ich weiß nicht recht. Ich glaube, er leidet manchmal starke Schmerzen."

Der Arzt schüttelte brummend den Kopf.

„Vielleicht täuschen Sie sich doch. Es handelt sich oft nur um einen Stimmungswechsel."

„No, hoffentlich", seufzte die Zavodska. — „Obzwar, finden Sie nicht, daß er sehr schlecht aussieht? . . . Ich kann das natürlich nicht so beurteilen, weil ich —" sie stockte einen Augenblick, dann schob sie verächtlich die Unterlippe vor — „weil ich fortwährend mit ihm beisammen bin —"

„Vergangenes Jahr hat der Herr Doktor allerdings bedeutend besser ausgesehen."

„Nicht wahr? Wie wir uns kennengelernt haben", — sie bemerkte plötzlich, daß Felix sie schärfer zu beobachten begann und lachte unvermittelt auf, wie über einen eben gehörten gelungenen Scherz. — „Das dürfte Sie aber kaum interessieren! . . . Entschuldigen Sie meine Frage, Herr Doktor. Ich muß jetzt nachsehen, was die Gesellschaft dort ausheckt."

Die städtischen Damen und Herren bildeten eine kleine Gruppe und berieten lebhaft über eine möglichst genußreiche Fortführung des Abends.

„Eine Zeitlang sind ja die Kerle ganz lustig", meinte einer der Herren, „aber auf die Dauer wird's fad."

„Ja, ja. Und wenn sie sich noch mehr besaufen, so fangen sie an grauslich zu werden."

„Soll denn heut nicht gespielt werden?" erkundigte sich eine tief ausgeschnittene Dame.

„Ich weiß nichts. Hat dir der Karlhofer etwas gesagt?"

„Nein. Aber weshalb hätt' er denn die Gesellschaft heraufgebracht?"

„Ihr glaubts deswegen?"

„No ja! ... Wenn der Bürgermeister und der Gemeindeschreiber einmal dabei waren, müssen sie doch das Maul halten."

Ein anderer Herr lachte herzlich auf.

„Ja, das schon! ... Und einseifen könnte man sie auch gehörig. In der Verfassung!"

„Vielleicht weiß die Lilly etwas", meinte die Dame und wandte sich an das Fräulein Zavodska, das inzwischen nähergekommen war. — „Du, Lilly, was hat denn der Doktor eigentlich noch vor für heute abend?"

Die Gefragte zuckte die Achseln.

„Keine Ahnung. Was habts denn ihr miteinander ausgekocht?"

„Ich hab' gemeint, ob nicht gespielt werden soll. Hat der Doktor nichts gesagt?"

„Heute? Wo der Bürgermeister da ist und die ganzen Oberbonzen?"

„Grad deswegen! ... Die sind doch schon so betrunken, daß sie zu allem zu haben sind."

Die Zavodska warf einen Blick auf den Grubenhofer, der mit gespreizten Beinen und den Händen in den Hosentaschen dastand, nüchtern bis in die Knochen und

unerschütterlich entschlossen, auszuharren, bis er irgend ein ihm dunkel und unklar vorschwebendes Ziel erreicht hatte.

„Alle nicht", sagte sie halblaut.

„Ach Gott, auf den einen wird's schon nicht ankommen! Wenn wir nur die anderen herumkriegen."

Felix hatte seine fruchtlosen Bemühungen aufgegeben, die abweisende Kälte des Oberförsters zu brechen, und ging auf die Zavodska zu.

„Was hast du vorhin mit dem Doktor gesprochen?"

Sie sah ihm trotzig ins Gesicht.

„Was soll ich denn sprechen mit ihm? ... Ich kann doch nicht den ganzen Abend dastehen wie ein Fisch!" Ein Herr lachte auf und streckte den Arm trennend zwischen die beiden.

„Nur keine Eifersuchtsszene, meine Herrschaften! Der Felix soll uns lieber verraten, was für ein Programm er noch hat."

„Sollen wir die werten Gäste zu einem harmlosen Spielchen auffordern?" erkundigte sich ein zweiter.

„Nein", entschied Felix, „gespielt wird heute nicht."

Die anderen sahen sich erstaunt an.

„Ja, aber man wird sie doch mit etwas unterhalten müssen? Immer nur saufen und saufen geht ja auf die Dauer nicht."

Felix streifte wieder die Uhr mit einem hastigen Blick.

„Es wird nicht mehr lange nötig sein."

Das Erstaunen seiner Freunde und Freundinnen verstärkte sich.

„Hast du noch etwas Besonderes in Vorbereitung?" fragte die Zavodska unsicher.

Ein kaum merkliches Lächeln flackerte über sein bleiches Gesicht.

„Vielleicht."

Sie musterte ihn mißtrauisch, ohne daß sie aus seinen schon wieder erstarrten Zügen etwas zu lesen vermochte.

„Felix, ... was ist mit dir? Was hast du vor?"

„Hab' nur noch eine Weile Geduld. Und ihr anderen auch. Ihr werdet es früh genug erfahren."

Sie trat kopfschüttelnd einen Schritt zurück.

„Ich kenn mich in dir nicht mehr aus."

„Das klingt ja beinahe so", rief einer der Herren, „wie wenn die Überraschung, die unser edler Gastgeber zweifellos noch bereit hält, auch für uns bestimmt wäre. Und nicht nur für den Bürgermeister und sein Gefolge."

„Jetzt fang' ich aber langsam an, mich vor Ihnen zu fürchten, Doktor", erklärte das Fräulein, das die Dörfler so gern zum verbotenen Spiel verleitet hätte.

„Jetzt noch nicht, kleine Joszi. Erst nach Mitternacht. Da kommen die bösen Geister und drehen einem den Kragen um."

Die Zavodska stand regungslos und ließ ihn nicht aus den Augen.

„Felix, ... zu solchen Späßen gehört ein anderes Gesicht."

Er hielt ihren Blick ruhig aus.

„Findest du? ... Mir paßt es, so wie es ist, ganz gut."

„Jetzt wird's ja wirklich ungemütlich", klang wieder irgend eine Stimme auf.

Und einer der Herren fuhr sich in komisch gespielter Verzweiflung mit beiden Händen ins Haar.

„Kinder, rette sich, wer kann! Wir sitzen auf einem

Pulverfaß! Der Karlhofer hat die ganze Gesellschaft nur eingeladen, damit er uns alle in die Luft sprengen kann. Und sich dazu."

„Glaubst du, daß das in der Weltgeschichte als unwiederbringlicher Verlust zu buchen wäre?"

„Nein, gewiß nicht. Aber wenn's schon sein muß, dann bitte ich um eine sympathischere Todesart."

Felix schwieg eine kleine Weile.

„Man kann Menschen auch ohne Pulver in die Luft sprengen", sagte er endlich leise.

Aber nun kam der Bürgermeister angestelzt und hinter ihm der Hollrieder und der Gemeindesekretär.

„Alsdann, wos is?! ... Nöt neidi sein, meine Herrn! Mir wölln a wos vo die Damen ham!"

„Jawoi! Jawoi!"

„Menschn, Menschn san ma olle!"

Felix bewegte einladend den Arm.

„Die Damen stehen zur Verfügung. Bitte, sich zu bedienen."

„Wie wäre es mit einer kleinen Tanzerei", schlug ablenkend ein Stadtgast vor.

Der Bürgermeister patschte sich mit der Hand auf den Schenkel.

„Dös is an Idee!"

„Paß auf, daß d' nöt umschmeißt!" foppte der Sekretär.

„War a koa Malär. Mit ar so oan saubern Madel!"

Ein anderer Stadtherr schien nicht sehr entzückt darüber, seine Freundin den grob zupackenden Händen der Dörfler anzuvertrauen.

„Die Lilly soll uns etwas vortanzen. Das ist gescheiter."

„Ja, ja!" riefen jetzt die übrigen durcheinander. — „Er hat recht. Die Lilly muß tanzen!"

„Aber so wie immer!"

„Ihre Glanznummer!"

„Lebender Marmor!"

Für die Zavodska mochte der Gedanke, den gewiß noch nicht abgestumpften Blicken dieser derb-sinnlichen Menschen ihren nackten Körper preiszugeben, etwas Aufreizendes haben.

„Wenn es den Herrschaften angenehm ist, — ich lasse mich nicht lange bitten."

Hätte der Bürgermeister geahnt, welch ein Schauspiel ihm bevorstand, wäre er sicherlich zufrieden gewesen. So aber wehrte er ungeduldig ab.

„Na, na! Dös hoaßt nix! Zun Tanzn ghörn ollemal zwoa! ... Dö alloanige Umeroanandhupferei is fad!"

Und Felix ergriff seine Partei, auf die Gefahr hin, von seinen Stadtfreunden mißverstanden und verlacht zu werden.

„Ich meine auch, daß es besser ist —"

„Aufspülln! Aufspülln!" gröhlte der Hollrieder zu den Musikanten hinauf. „Mir wölln tanzn!"

Da fügten sich die Herren ins Unvermeidliche und traten bescheiden in den Hintergrund, um den tanzenden Paaren Platz zu schaffen. Diener rückten den Speisetisch und die Stühle zur Seite, und der Bürgermeister traf Anstalten, den Rock auszuziehen.

Schiermayer bemerkte es rechtzeitig und stürzte auf ihn los.

„Aber Pranzel! ... Was fällt Ihnen ein! Das geht ja doch nicht!"

„Geiht scho! ... Wo d' Weibaleut eh bereits halb-

scheit nackert san, werd si inseroans do nu in Rock ausziahgn därfn!"

Dabei hatte er sich des beengenden Kleidungsstückes schon entledigt und schleuderte es mit kräftigem Schwung in einen Winkel. Die Musik begann einen langsamen, ländlermäßigen Walzer, und er machte der Zavodska eine Verbeugung.

„Wann i bittn därf?"

„Ist mir eine besondere Ehre, Herr Bürgermeister."

Auch der Kaufmann und der Sekretär forderten sich jeder mit der zierlichsten Verneigung, die sie zuwegebrachten, ihre Tänzerin, und gleich darauf hob ein Schleifen und Stampfen an, das die Damen von ihren städtischen Tanzlokalen her nicht gewohnt waren und das sie doch irgendwie dunkel an die Anfänge ihrer Laufbahn erinnerte.

Der Grubenhofer schob sich kopfschüttelnd neben den Oberförster, der mit über der Brust verschränkten Armen am Kamin lehnte und spöttisch überlegen das Treiben betrachtete.

„Hiatzt, wann dös nu oa Weil a so furtgeht, — aft ko's guat wern!"

„Tja, lieber Grubenhofer, ... Männerstolz vor Schweinebraten!"

„Wia moanen S'?"

„Ich meine, was so ein paar Glaseln Wein und ein gutes Essen aus den Menschen machen."

Der Bauer nickte bedächtig.

„Ja so! ... Dös scho!"

„Wie hat der Bürgermeister neulich noch den Doktor Karlhofer verflucht, weil er wegen ihm so viele Scherereien hat, ... und wie haben der Mauser und der Hollrieder über ihn geschimpft!"

„Da Hollrieda! Dös is goar oa Folscha! Den is nöt zun traun!"

Der Oberförster deutete mit der Hand auf die sich unentwegt drehenden Paare.

„Und jetzt —?"

„Mei Stimm kriagt da Pranzel bei da näxtn Wohl neama, dös is ma gwiß."

„Glauben Sie, daß was Besseres nachkommt?"

„I geih hiatzt hoamzua", erklärte der Bauer. — „Vo dera Remasuri han i grod gnua."

„Ich weiß eigentlich auch nicht, was ich hier heroben noch soll."

Als Felix seine beiden Gegner nebeneinander sah, witterte er eine gegen sich gerichtete Verabredung und schritt rasch auf sie zu.

„Die Herren scheinen keine Freunde vom Tanzen zu sein?"

Der Oberförster strich würdevoll mit der Hand über den Bart.

„Die Zeiten sind vorüber."

„Das darf ein Mann wie Sie wohl noch lange nicht sagen."

„Ein jeder nach seinem Gefühl" — eine kurze Pause sollte das folgende Wort hervorheben — „und Geschmack. Übrigens ist es schon reichlich spät geworden. Ich danke Ihnen für den angenehmen Abend, Herr Doktor —"

Felix wandte den Kopf erschreckt nach der Uhr.

„Die Herren werden doch nicht schon gehen wollen?"

„I hob do nix mehr valurn", meinte der Grubenhofer ohne alle Beschönigungen. — „Roas ma, Herr Oberförschtna!"

„Ich bitte, sich nur ein paar Sekunden zu gedulden", ersuchte Felix hastig und mit heiserer Stimme. — „Ich weiß, daß der Abend den beiden Herren bis jetzt noch nicht das gebracht hat, was Sie erwarten. Und zwar mit Recht erwarten. Aber wenn Sie die Güte haben wollten, noch zu bleiben, ... wirklich nur ein paar Sekunden —"

Der Grubenhofer zeigte sich gänzlich ungerührt.

„Gess'n und trunkn ham ma, und um dö Tanzerei han i mi nia griss'n. Scho als a Junga nöt."

Auch der Oberförster war unschlüssig.

„Ich weiß tatsächlich nicht, ob —"

In seine Rede hinein fiel der erste Glockenschlag, der die Mitternacht anzeigte. In demselben Augenblick brach, offenbar auf eine im vorhinein empfangene Weisung, die Musik auf der Galerie plötzlich ihre heitere Tanzweise ab.

„Weidaspülln! Weidaspülln!" schrie der Bürgermeister, der ohne Musikbegleitung selbstvergessen mit der lachenden Zavodska noch ein paar Runden weiterwalzte.

Der Hollrieder und der Mauser, denen, obwohl sie magerer waren als der Pranzel, allmählich der Atem auszugehen drohte, hielten inne. Und der Kaufmann keuchte zur Galerie hinauf: „Mir scheint's goar, ös seid's eigschlofn da obnat!"

Da begann die Musik wieder zu spielen, aber keine Fortsetzung des Tanzes, sondern eine dumpfe, choralmäßige Weise, die sich nach den hellen, leichten Tönen wie ein schwarzes, schweres Tuch auf alle herabsenkte.

Schiermayer nickte nach einem ersten, überraschten Aufhorchen vor sich hin. Das war eine Melodie, ähnlich wie er sie von allem Anfang an erwartet hatte.

Dem Bürgermeister und der Zavodska waren mit einem Schlag die Beine gelähmt.

„Jo, ... wos war denn hiatzt dös ...?" stotterte der Pranzel, seine Tänzerin freigebend.

Und der Mauser, den ein mächtiger Schwindel herumdrehte, taumelte bis zu dem nächsten Stuhl.

„Dös ... dös is jo, wia wann's zu oana Leich gang!"

Die beiden Damen flüchteten zu ihren städtischen Freunden, nur die Zavodska stand regungslos auf demselben Fleck, wo der Bürgermeister sie losgelassen hatte, und richtete den Blick angstvoll erwartend auf Felix.

Aber bevor jemand eine weitere Frage stellen konnte, wurde die in die Vorhalle führende Tür von unsichtbaren Händen aufgerissen, zwei Diener stürmten herein, ergriffen die vielflammigen, strahlenden Armleuchter, die noch auf der gedeckten Tafel prangten, und trugen sie hinaus. Gleich darauf kamen sie wieder herein und verlöschten auch die Wandbeleuchtungen bis auf zwei Kerzenflammen, die den großen Raum mit ihrem schwachen, zuckenden Licht kaum zu erfüllen vermochten. Zu all dem stöhnte und wimmerte die Musik immerfort die gleiche, klägliche Weise.

„Herr Oberförster und Herr Grubenhofer", sagte Felix in das bange Schweigen hinein mit sonderbar entfernter Stimme, „jetzt sollen Sie zu Ihrem Recht kommen." — Dann wendete er sein bei der matten, ungewissen Beleuchtung grauenhaft bleiches Gesicht den städtischen Gästen zu, die sich unter der Galerie zusammendrängten. — „Und für Sie, meine Herrschaften, kommt jetzt die versprochene Überraschung."

„Aber das ist ja unheimlich ...", jammerte weinerlich leise eine der Damen.

Auch ihr Freund verlor seine mühevoll beherrschte Fassung.

„Felix, was sind das für dumme Witze!... Mehr Licht anzünden! Die Mädel fürchten sich ja!"

„Wer nichts auf dem Kerbholz hat, braucht sich nicht zu fürchten."

„Was heißt das?... Willst du uns zum Narren halten, oder —"

„Um Gottes willen, schauts euch den Doktor an!... Wie ein Gespenst schaut er aus!"

Den Hollrieder, den Mauser und den Bürgermeister trieb das Zusammengehörigkeitsgefühl in die Nähe des Grubenhofer.

Die Zavodska eilte, nachdem sie aus ihrer betäubungsähnlichen Regungslosigkeit erwacht war, an die Seite des Arztes.

„Herr Doktor, ... was soll das sein ...?"

„Gnädigste scheinen meine Rolle zu verkennen. Ich genieße durchaus nicht die Ehre, der Vertraute des Herrn Doktor Karlhofer zu sein."

„Ja, aber, ist er... glauben Sie, kann er verrückt sein?"

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Man wird den Dingen einstweilen wohl ihren Lauf lassen müssen."

Indessen hatten die Diener die Diele wieder betreten. Einer von ihnen trug eine gewaltige Bowlenschüssel, der andere auf einem Anrichtbrett die erforderlichen Trinkgläser.

„Wollen die Herrschaften die Güte haben, etwas näher zu kommen?" klang jetzt die sonderbar ferne Stimme des Hausherrn. — „Ich betone ausdrücklich, daß ich ganz ungefährlich bin. Ich beabsichtige lediglich,

ein paar Worte an Sie zu richten und Sie zum Schluß zu bitten, mit mir ein Glas dieses keineswegs vergifteten, sondern, wie ich hoffe, vortrefflich geglückten Getränkes zu leeren."

„Fangt dö Sauferei scho wieda o!" murrte der Grubenhofer unfreundlich.

Gleichwohl übte sein Ausspruch befreiende Wirkung. Die städtischen Gäste fanden ihre Ruhe wieder und rückten langsam näher.

„Wirklich ein Unsinn, daß man sich so übertölpeln läßt."

„Darin ist die Überraschung gelungen."

„Das Ganze ist doch nur ein schlechter Witz von ihm."

„Wenn er nur nicht so grauslich ausschauen möcht'."

„Bei dem irrsinnigen Leben!"

„Die fürchterliche Musik geht mir auf die Nerven."

Von der anderen Seite tappten die Dörfler herbei.

„Kennst du di aus mit dö Tanz?"

„Dös is ma ganz puttn!... Hauptsach is, daß ma wieda wos zun trinkn kriagn. Und wos guats a no", meinte der Mauser, die Luft durch die Nase einziehend. — „Gspürst's nöt?"

„Is eh woahr", bestätigte der Hollrieder beifällig.

Die Diener boten die mit der Schöpfkelle gefüllten Gläser an und verschwanden dann auf einen Wink des Hausherrn aus der Diele.

„Meine lieben Gäste", begann Felix, als alle mit den Kelchen in der Hand sich halb neugierig, halb widerstrebend um ihn versammelt hatten, während die Musik ununterbrochen ihr leises, trauriges Spiel fortführte, „wenn ich Ihnen erst jetzt meinen Dank dafür ausspreche, daß Sie so freundlich waren, meinem Rufe

Folge zu leisten, so geschieht dies teils, weil der Herr Sekretär mir vorhin das Wort vom Munde genommen hat, teils, weil ich gleichzeitig auch noch etwas anderes hinzufügen möchte, was eben erst jetzt gesagt sein soll."

„Hiatzt werd a si verdefendiern", brummte der Grubenhofer dem Oberförster zu.

„Ich bitte Sie inständigst, betrachten Sie das, was Sie nun hören werden, nicht etwa als Scherz oder als Anhängsel dieses so heiter verlaufenen Abends, sondern als tiefsten Ernst, als Hauptsache, um derentwillen wir heute hier vereinigt sind. Ebenso betone ich, daß meine bevorstehenden Eröffnungen und die ganze damit zusammenhängende Veranstaltung keineswegs nur den hier anwesenden Einheimischen gelten, die ich nochmals herzlichst begrüße, sondern" — er deutete mit einer Handbewegung gegen die städtischen Gäste — „geradesogut meinen lieben Freunden, die so gütig sind, mir schon seit einigen Wochen Gesellschaft zu leisten, ohne zu ahnen, welch großen Dienst sie mir in Wahrheit damit erweisen."

„Ist gern geschehen", unterbrach vorlaut eine Dame, die ihren Schrecken schon überwunden hatte.

Und einer der Herren setzte hinzu: „Jetzt bin ich wirklich gespannt."

„Sie dürfen sich mit vollem Recht fragen", fuhr Felix nach kurzem Schweigen fort, „warum ich die Erklärung, die ich Ihnen zu geben gedenke, so lange hinausgeschoben habe, wenn sie tatsächlich den Hauptzweck unserer geselligen Zusammenkunft bildet. Ich müßte es auch begreiflich finden, wenn die ganze Aufmachung, unter der es endlich geschieht, einen etwas kindischen, läppischen Eindruck auf Sie macht."

„Allerdings einigermaßen theatralisch", stellte der Oberförster nachsichtig fest.

Felix neigte den Kopf zweifelnd zur Seite.

„Theatralisch? — Die Bezeichnung hat freilich viel Verlockendes für sich. Aber ich weiß nicht, ob sie den eigentlichen Sinn trifft. Jedenfalls müßte man vorher entscheiden können, wann in unserem Leben die Komödie aufhört und die Wahrheit anfängt. Und ob das auch nur ein einziger Mensch imstande ist, erscheint mir mehr als fraglich."

Der Hollrieder neigte sich zum Gemeindesekretär hinüber.

„Hiatzt — kennst du di aus?"

Der Mauser stierte ratlos in sein volles Glas, das er schon gern an den Mund gehoben hätte.

„Er ... er wird si scho was denkn, ... es wird scho außakemma, wos a moant."

Felix hatte während ihres nicht allzu gedämpften Geflüsters weitergesprochen.

„Was den einen der beiden möglichen Einwände betrifft, ich meine die Aufmachung, so vermag ich mir, genau betrachtet, selbst nicht klare Rechenschaft darüber abzulegen, was mich bewogen hat, eine derartige Form zu wählen. Vielleicht war es das unbewußte Bedürfnis, mir damit über die furchtbar schwere Lage, in der ich mich befinde" — seine Stimme senkte sich, wie zu einem beschämenden Geständnis — „irgendwie hinwegzuhelfen."

„Armer Mensch", murmelte Schiermayer vor sich hin.

Aber die Zavodska, die noch immer nicht von seiner Seite gewichen war, als fühle sie sich dort vor einem drohenden Unheil geborgen, hörte es doch.

„Doktor! ... Sie wissen etwas!"

Er wehrte sie mit einer ungeduldigen Bewegung ab, damit Felix nicht gestört werde.

„Ich hoffe, Sie verzeihen mir dieses ... dieses Theater, wie es der Herr Oberförster genannt hat, sobald Sie einmal den ganzen Zusammenhang verstehen. Was nun den zweiten Einwand betrifft, nämlich das lange Hinausschieben meiner Eröffnungen, so habe ich mich absichtlich für diese späte Stunde entschieden. Nicht weil sie in den meisten Sagen und Märchen als Geisterstunde eine große Rolle spielt, obwohl es mir möglicherweise gelingen würde, auch hierzu eine Brücke zu finden —"

„Wenn es nicht sein muß, Doktor, dann lieber nicht", bat eine Dame.

„Keine Angst, kleine Joszi", lächelte Felix, „es könnte sich höchstens um Gespenster von Fleisch und Blut handeln. Und auch die wollen wir uns vom Halse halten, solang es in unserer Macht liegt. Nein, bis Mitternacht habe ich deshalb gewartet, weil dieser Stunde seit je eine tiefe Bedeutung innewohnt, die wir vielleicht mehr fühlen als begreifen, und die wir immer anerkannt haben. Um Mitternacht feiern wir den Abschied des alten Jahres und die Begrüßung des neuen, um Mitternacht löst sich ein Tag vom andern. Sie ist die Stunde des Endes und zugleich die Stunde des Anfangs. Ihr Name scheint es damit zu begründen, daß sie die Mitte der Nacht darstellt, die Scheidewand zwischen Hüben und Drüben. Warum aber nehmen wir als Maßstab nicht die Mitte des Tages? Wir zählen unser Leben doch nach Tagen und nicht nach Nächten. Wir rühmen uns stolz, Tagesgeschöpfe zu sein. Warum dann die Mitternacht als Ende und Anfang? ... Ich will weder Sie noch mich länger mit solchen Fragen belästigen. Lassen wir uns die

Antwort so gefallen wie sie ist, und rechnen wir sie zu den ein wenig geheimnisvollen Dingen, die man besser hinnimmt, ohne über sie nachzudenken. Ich habe die Mitternacht gewählt, als Stunde des Endes, des Abschieds! Denn zu einem Abschied, meine lieben Gäste, habe ich Sie gebeten, mir die Freude Ihrer Anwesenheit zu schenken. Ob wir auch in diesem Fall mit dem Abschied einen Willkomm verbinden dürfen, wage ich freilich nicht zu entscheiden."

Schiermayer allein wußte, wie Felix' Worte gemeint waren. Die übrigen verharrten eine Weile in ungläubigem, bangem Schweigen.

„Felix", sagte endlich die Zavodska drohend, „...was soll das heißen?!"

Und der Hollrieder platzte heraus: „Jessas, Herr Dokta, ...sö wern do nöt am End in Berghof verkafft ham?"

„Nein, Herr Hollrieder", entgegnete Felix freundlich, „das hab' ich nicht getan. Obwohl es so ziemlich auf das gleiche hinauslaufen würde."

„Ja, Herrgott noch einmal, Doktor Karlhofer", rief einer der Herren mit mühsam beherrschtem Ton, „möchten Sie nicht die Gefälligkeit haben, uns mitzuteilen, was Sie eigentlich wollen?"

Felix wandte sich ihm mit einer Sanftmütigkeit zu, die nichts Gutes verhieß.

„Sie können es unmöglich eiliger haben, als ich, bester Freund — und doch bin ich der Ruhigere von uns beiden."

„Ja natürlich! Weil Sie schon wissen —"

Da senkte Felix den Blick, wie unter einem berechtigten Vorwurf.

„ . . . Weil ich schon weiß . . . Allerdings, darin haben Sie recht. Man muß nur deshalb, weil man etwas weiß, was dem anderen noch unbekannt ist, nicht immer im Vorteil sein. Man kann sich dadurch auch manchmal im Nachteil befinden. Besonders wenn man ein so außerordentlich gütiger und selbstloser Mensch ist, wie ich. Ein solches Musterbeispiel eines geduldigen, frommen Schlachtviehs, das sich vom Metzgerknecht mit Prügel und Geschimpf weitertreiben läßt, ohne seine riesige Kraft zu gebrauchen, ja ohne sich ihrer auch nur bewußt zu werden!"

Der aufgeregte Herr trat einen Schritt zurück.

„Sie werden immer unverständlicher."

„Finden Sie?" fragte Felix, ihn wieder ins Auge fassend. — „Ich, für meine Person, glaube immer deutlicher zu werden. Sie brauchen, liebe Gäste, hinter meinen Worten durchaus keinen verborgenen Sinn zu suchen. Nehmen Sie sie so, wie sie gesagt sind, und Sie werden mich am leichtesten verstehen. Ich bin — es klingt zwar wenig schmeichelhaft für mich — in dieser Stunde nichts anderes, als ein riesenstarker Ochse, der sich wehrlos zur Schlachtbank treiben läßt, obwohl er seine Henker und Peiniger mit einem Ruck zu Boden reißen und zertrampeln könnte! . . . Jemand von Ihnen hat vorhin im Scherz geäußert, ich hätte vielleicht die Absicht, uns alle in die Luft zu sprengen. Sie ahnen nicht, welcher tiefe Sinn in diesem Scherz verborgen liegt. Wenn ich wollte, so könnte ich uns wirklich in die Luft sprengen. Ich besitze die Macht dazu. Ganz ernst gesprochen. Und zwar eine so große Macht, daß ich mich selbst nicht einmal mit Ihnen zugleich in die Luft sprengen müßte. Ich hätte für meine Tat keine Verantwortung zu tragen und keine Strafe zu befürchten."

Der Grubenhofer machte eine Bewegung, als ob er sein Glas zu Boden schleudern wolle.

„Dös is ma do z' dumm mit dera fürn Narrnhalterei!"

Und auch der Oberförster vermochte kaum mehr seine Ruhe zu bewahren.

„Ich muß doch wirklich bitten, Herr Doktor —"

Für die anderen waren die wenigen Worte der beiden Männer das Zeichen zum Aufruhr. Jeder äußerte in irgend einer Form, erregt oder spöttisch, laut oder leise, seine Verdrossenheit und seine gereizte Stimmung. Nur Schiermayer stand stumm und unbeweglich, und neben ihm die Zavodska, völlig unter dem Bann seiner unerschütterlichen, ihr selbst noch ganz rätselhaften, inneren Gewißheit.

„Ich bitte um Ruhe!" — Felix sprach in so scharfem, schneidendem Ton, daß alle verstummten und die meisten körperlich von ihm abrückten. — „Sonst könnte es am Ende doch geschehen, daß sich der Ochse seiner Kräfte bewußt wird. Vielleicht sitzen wir wirklich auf einer Mine, und es bedarf nur eines Winkes von mir, um sie zur Entladung zu bringen. Oder vielleicht haben Sie schon seit ein paar Stunden ein schleichendes Gift im Leib und werden sich demnächst vor meinen Füßen in den scheußlichsten Krämpfen winden —"

Der Mauser lachte blödsinnig auf, während sich der Bürgermeister hilfesuchend nach dem Grubenhofer umsah.

Der Stadtgäste hatte sich von neuem gereizte Erregung bemächtigt.

„Das geht zu weit!"

„Das ist kein Witz mehr!"

„Er ist irrsinnig geworden", flüsterte die Zavodska dem Arzt ins Ohr.

Schiermayer streifte sie von der Seite mit einem verächtlichen Blick.

„Keineswegs, meine Gnädigste."

Über Felix aber kam eine plötzliche Erschlaffung. Seine linke Hand, in der er sein Glas hielt, sank herab, so daß die Bowle zur Erde zu tröpfeln begann, die Rechte preßte er gegen die Stirn und die Augen.

„Verzeihen Sie, meine Herrschaften, ... ich glaube, ich habe eben Dinge gesagt, die ich gar nicht sagen wollte, ... und die sehr albern waren. Es könnte mir nicht die geringste Befriedigung bieten, Sie umzubringen. Denn erstens einmal haben Sie mir alle zusammen nichts Böses getan, ... wie ich ja leider Gottes überhaupt keine Feinde besitze — ich habe es noch nie so lebhaft bedauert, wie gerade jetzt! — und zweitens würde die unermüdliche, verschwenderische Schöpfung in kürzester Zeit ja doch wieder für vollwertigen Ersatz gesorgt haben! ... Also nochmals: ich bitte um Entschuldigung. Es scheint, ich habe ein wenig zu viel getrunken ..."

Der Oberförster versuchte, sich und den anderen mit einem gutmütigen Auflachen Erleichterung zu schaffen.

„Mir scheint auch!"

Felix drückte noch immer die Hand gegen die Augen.

„Was wollte ich denn eigentlich nur sagen, ... was wollte ich nur ..." und indem er den Kopf zurückwarf: „Ja, jetzt weiß ich schon! ... Ich habe die Verpflichtung, Ihnen den erhebenden Beweis meines ehrlichen Menschentums zu liefern. Ich muß Sie, obgleich ich Ihnen keinerlei Rechenschaft schuldig bin, um Verzeihung bitten für allerhand Verbrechen, die ich begangen haben soll ... oder wirklich begangen habe. Darüber können Sie jedenfalls viel richtiger urteilen. ... Die Sache ist nämlich die, meine lieben Herrschaften" — auf einen

Wink von ihm verstummte die Musik, und Schiermayer mußte unwillkürlich an einen Varietéakt denken, vor dessen Höhepunkt die begleitende Musik ebenso abzubrechen pflegt, um die Spannung der Zuhörer zu steigern. Felix stand jetzt mit herabhängenden Armen und niedergeschlagenen Augen da. — „... Vor geraumer Zeit hat mir jemand die vertrauliche Mitteilung gemacht, daß ich ... nur mehr eine bestimmte Frist zu leben habe. Eine bestimmte Frist, verstehen Sie wohl! ... Ich betone das nicht umsonst so ausdrücklich."

Dem Grubenhofer mochte aufdämmern, daß der Scherz sich dem Ende zuneigte.

„Wos hot a g'sogt?"

„I ... i woaß nöt ..." stammelte der Hollrieder ängstlich, als gehe es um seinen eigenen Kragen.

Der Bürgermeister hatte in seinem Rausch irgend etwas aufgefangen.

„Schterm müaß ma olle! I muaß a schterm! ... Olli Menschn müass'n schterm", sang er gröhlend, „olli Menschn müass'n schterm!"

„Gewiß, Herr Bürgermeister, aber ich genieße den Vorzug, zu wissen, wann ich sterben muß."

Die Zavodska krallte, ohne ein Wort zu sagen, ihre Finger in Schiermayers Arm.

„In einer bestimmten Zeit", fuhr Felix mit klangloser Stimme fort, „in einer bestimmten Zeit, ... wohlgemerkt. Bei mir hat sie sich zufällig auf zwei Jahre belaufen. Das kann unter Umständen sehr lange sein. In zwei Jahren kann sehr viel geschehen. In zwei Jahren kann man aus einem Bettler ein steinreicher Mann werden und umgekehrt, ... in zwei Jahren kann man Weiber gewinnen und wieder verlieren, ... in zwei Jahren kann man Reiche erobern und Throne stürzen

... in zwei Jahren kann die Welt ihr Gesicht verändern — aber wenn man weiß, daß man in zwei Jahren krepieren muß, dann ... dann ist diese Frist kürzer als eine Sekunde ... oder länger als die Ewigkeit! ... Was so ziemlich das gleiche bedeutet."

„Entschuldigen Sie, Doktor Karlhofer", schaltete ein städtischer Gast ein, „steht das Orakel irgend eines Schwindlers wirklich dafür —"

„Eines Schwindlers ...?" fragte Felix erstaunt.

„Ja. Oder eines Wahrsagers, wenn das besser klingt. Denn von einem solchen dürfte Ihre Weisheit vermutlich stammen. Ich könnte mir sonst nicht erklären —"

„Olli Menschn müass'n schterm ... olli Menschn müass'n schterm!" johlte der Bürgermeister wieder auf.

Der Grubenhofer faßte ihn derb an der Schulter.

„Halt die Goschn, Herr Pranzel!"

Felix hatte eine Weile schweigend nachgedacht.

„Sie haben recht", wandte er sich endlich an seinen Gast, „meine Weisheit stammt von einem Wahrsager. Nur müssen Sie die Bezeichnung in ihrem einfachsten Sinn auffassen."

„Was heißt das?"

„Sie müssen darunter nichts anderes verstehen, als einen Menschen, der die Wahrheit sagt", antwortete Felix, ohne den Fragenden aus den Augen zu lassen.

Der zuckte die Achseln.

„Es tut mir leid —"

„Ich will Ihnen seinen Namen nennen. Vielleicht ist er Ihnen und einigen meiner anderen Freunde nicht ganz fremd."

„Ich habe mich nie um derlei Menschen bekümmert."

„Das ist leicht möglich, und ich beglückwünsche Sie

dazu. Es gibt eben Wahrsager, die man nur gezwungen aufsucht. Der Mann, an den ich mich gewendet habe, heißt — Stephan Martiner."

Der Herr sah Felix unsicher an.

„Meinen Sie den berühmten Arzt dieses Namens?"

„Ja, den meine ich."

„Sie haben aber doch ausdrücklich von einem Wahrsager gesprochen?"

„Mir hat er die Wahrheit gesagt."

Die übrigen Damen und Herren, die erschreckt aufgehorcht hatten, suchten einander durch hastige, leise geflüsterte Fragen und Auskünfte zu verständigen.

Die Zavodska grub die Finger noch tiefer in Schiermayers Arm.

„Wovon ... ist da die Rede ...?"

In dem Gesicht des Arztes veränderte sich keine Miene.

„Von einem meiner berühmtesten Fachgenossen, ... der sich noch nie in seinem Urteil geirrt hat."

„Aber ... ich versteh nicht ..." stammelte sie.

„I kenn mi do nöt aus", rief jetzt der Grubenhofer, „do werd olleweil gredt und gredt!"

Und der Oberförster stimmte ihm zu.

„Ich halte es auch für wünschenswert, daß endlich etwas mehr Klarheit —"

„Noch mehr Klarheit?!" schrie Felix auf. „Was wollt ihr denn noch, ihr Henker! Ihr Metzgerknechte!" — Dann zwang er sich mühsam zur Ruhe und Freundlichkeit. — „Verzeihen Sie, meine Herrschaften, ... mir ist alles so furchtbar ... so grauenhaft klar, daß ich nicht begreifen kann, wieso Sie ..." — Einen Atemzug lang sah es aus, als wolle er, von einer plötzlichen Schwäche befallen, umsinken. Aber er raffte noch ein-

mal seine letzte Kraft zusammen. — „... Ich... ich bin ein kranker Mensch, meine Herrschaften", sagte er förmlich demütig und um Glauben bettelnd, „vor einiger Zeit habe ich einen sehr berühmten Arzt — nicht wahr. Doktor Schiermayer, einen sehr berühmten? — wegen meines Leidens befragt... und er hat mir erklärt, daß ich... daß ich nur mehr zwei Jahre zu leben habe —"

Eine Dame kreischte gellend auf und die Finger der Zavodska glitten von Schiermayers Arm herab.

„Jesus —!"

Sie stierte Felix mit weit geöffneten Augen an, während ihre fast nackte Brust von keuchenden Atemzügen gestoßen wurde.

„Um Gottes willen", — dem Oberförster kam seine würdevolle Hoheit abhanden — „das kann doch nicht —"

„Erinnern Sie sich unseres vorjährigen Spazierganges auf die Reitelwiesen?" wandte sich Felix an ihn. — „Gemeinsam mit meinem Freund Schirk?... Und an die beiden Holzknechte mit der Leiche des erschossenen Hegers, denen wir begegnet sind?... Vielleicht urteilen Sie jetzt anders über die Schwäche, die mich damals übermannt hat..."

„Sie haben schon damals...?"

Felix nickte.

„Ja. Ich hab' schon damals gewußt —"

„Wos hot's in vurigna Joahr gebn, Herr Oberförschtna?" erkundigte sich der Grubenhofer. „I kenn mi nu olleweil nöt aus!"

Der Hollrieder und der Mauser glotzten mit blöden, trunkenen Augen auf den Gutsherrn; nur in dem Bürgermeister vollzog sich eine seltsame Wandlung. Mochte es ihn verdrießen, daß der Abend, von dem er sich noch

manche Freuden versprochen hatte, einen so kläglichen Verlauf nahm, mochte ihm aufdämmern, daß er ja eigentlich als Vertreter einer höheren Staatsgewalt gekommen war, um Rechenschaft zu fordern, — mit einem Male bemächtigte sich seiner die heftigste Erbitterung.

„I woaß a, doß i schterm muaß", begehrte er auf, hin und hertaumelnd und mit den Armen herumfuchtelnd, „i muaß a schterm! ... Zwegn den kunnt i mein Olte a davaunjaukn ... und mir a jüngere, säubrere nehma!"

„Wer von Ihnen mir aber keinen Glauben schenkt", sagte Felix über ihn hinweg mit erhobener Stimme zu dem Oberförster und den übrigen Dörflern, „der soll sich an unseren Doktor Schiermayer wenden. Er hat gestern die Freundlichkeit gehabt, mich zu untersuchen und ist zu dem gleichen Ergebnis gelangt."

Der Oberförster stellte das Bowlenglas, das er noch in der Hand hielt, auf den Tisch.

„Schiermayer, ... ist es wahr ...?"

Und auch der Grubenhofer starrte den Arzt erwartungsvoll an, während er sich sein Stoppelkinn rieb.

Eine Weile schwieg Schiermayer mit gesenkten Augen.

„Ich kann es nicht leugnen", gestand er endlich leise.

„Herrscht jetzt genügend Klarheit?!" triumphierte Felix, dessen Gesicht sich in Wut und Hohn verzerrte. „Sind meine lieben Gäste jetzt genügend unterrichtet? ... Ja? ... Dann will ich Ihnen zu guter Letzt noch die erfreuliche Mitteilung machen, daß die beiden Jahre, die mir vergönnt waren, abgelaufen sind! Daß ich, so wie ich hier vor Ihnen stehe, verbraucht und verfault bin! Daß ich jeden Tag, jede Stunde, ja, vielleicht gerade in dieser Sekunde und vor Ihren Augen zu-

sammenbrechen kann! ... Und darauf hin, meine Herrschaften, möchte ich Sie bitten, mit mir anzustoßen!"

Jetzt gellte ein sinnloser, heulender Schrei aus dem Mund der Zavodska, und zugleich flog ihr Glas zu Boden, daß es in Scherben zersplitterte.

„Du Schuft! ... Du hinterlistige Bestie!"

Sie stand mit lauernd vorgeneigtem Oberkörper, den Blick unbeweglich auf Felix gerichtet, wie zum Sprung bereit.

Er schritt langsam auf sie zu, sein Glas vor sich hertragend, ein unheimliches Lächeln um den Mund.

„Willst du nicht mit mir anstoßen, Lilly?"

„Komm mir nicht in die Nähe!" kreischte sie auf.

Auch die anderen wichen zurück und stellten die Gläser weg.

„Will niemand mit mir anstoßen?" fragte er noch einmal, sie der Reihe nach mit dem gleichen Lächeln musternd. — „Niemand? ... Ihr seid ja sonst so gern dazu bereit gewesen! ... Ihr habt mir mit euren lieblichen, roten Lippen sogar Bescheid getan. Von meinem eigenen Becher!"

Das eine der Mädchen schüttelte sich in aufsteigendem Grauen, eine zweite wischte sich in nachträglichem Ekel mit den Fingern über die Lippen. Einer der Herren aber trat Felix entgegen.

„Herr Doktor Karlhofer, ... Sie werden mir über dieses sonderbare Benehmen Rechenschaft ablegen."

Felix lachte laut auf.

„Rechenschaft?! ... Rechenschaft verlangst du von mir, du armseliger Tropf? ... Weißt du denn nicht, daß ich dich hier am Fleck niederschießen könnte, ohne dafür Rechenschaft ablegen zu müssen?! ... Begreifst du das noch immer nicht?!"

Indessen war die Zavodska wieder auf Schiermayer losgestürzt.

„Doktor" — sie quetschte mit der Hand an ihrer Kehle herum, als wolle sie irgend etwas entfernen, was sie am Atmen und Sprechen hinderte — „Doktor, ... was fehlt diesem Menschen?... Was hat er für eine Krankheit?!"

„Interessiert Sie das so, meine Gnädigste?"

„Ja, aber um Gottes willen... ich war doch... ich..." — sie fiel vor ihm auf die Knie und zog seine Arme mit beiden Händen zu sich herab — „Helfen Sie mir, Herr Doktor!... Helfen Sie mir!... Retten Sie mich!"

Er machte sich nicht allzu zart von ihr frei.

„Ich glaube, Sie dürfen in dieser Hinsicht beruhigt sein."

„Sie glauben?" jammerte sie, während sie noch einen Augenblick auf den Knien liegen blieb, „Sie glauben nur?!" — Dann sprang sie mit einem Ruck auf. — „Natürlich! Wie kann ich denn von Ihnen erwarten, daß Sie etwas wissen! Sie... Sie Dorfbader, Sie!" — Das letzte Wort hatte sie dem Arzt beinahe ins Gesicht gespuckt und taumelte zu Felix zurück, der sich nicht von seinem Platz rührte. — „Ich... ich muß zu dem andern, ...zu dem Professor!... Der wird mir vielleicht helfen können,... er wird mir sagen können, ... vielleicht ist es noch nicht zu spät!... Wie heißt er? Wie hast du ihn genannt?!"

„Professor Doktor Stephan Martiner, Kerntalergasse 26."

„Steh nicht so da und schau mich nicht so boshaft an, du Schuft! Du gemeiner, hinterlistiger Schuft!... Wochenlang, monatelang hast du mich mit dir herum-

geschleppt, alles hab' ich mir von dir gefallen lassen, alles, ohne eine Ahnung zu haben! Und du, ... du hast es gewußt! Du ... Du Verbrecher, du! ... Du mußt mir vors Gericht! Ins Zuchthaus muß ich dich bringen! ... Ihr seid alle Zeugen! Ihr habt es alle gehört! ... Er hat es gewußt! Schon seit zwei Jahren! Und hat mir nichts gesagt! Hat sich an mich gehängt bei Tag und bei Nacht! ... Hat mir mein Blut vergiftet! Dieser elende, gemeine Lump!" — Sie krümmte den Rücken und wühlte die Finger ins Haar. — „Jesus Maria! ... Vielleicht bin ich schon krank ... und muß zugrunde gehn ..."

Da legte ihr Felix die Hand auf die Schulter.

„Lilly —"

„Rühr' mich nicht an!" zuckte sie zurück.

„Meine Frau hat es auch gewußt, Lilly. Von allem Anfang an. Und hat mich doch nicht verlassen."

„Was geht das mich an!" schrie sie mit überschlagender Stimme. „Dafür war sie deine Frau! Warum bist du nicht bei ihr geblieben! Ich bin nicht deine Frau!"

Er kehrte sich verächtlich von ihr ab.

„Nein. Dich hab' ich gezahlt."

„Aber dafür nicht!" — Sie hob die geballten Fäuste gegen ihn. — „Dafür nicht, verstehst du?! ... Du Lump! Du Betrüger! ... Davon war nichts in unserem Vertrag!" — Und plötzlich brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus. — „Müssen wir armen Luder uns denn alles gefallen lassen?! ... Müssen wir uns zu allem hergeben?!"

„Es ist wirklich eine bodenlose Gemeinheit!" rief einer der städtischen Gäste.

„Wenn das meine arme Mutter wüßte!" jammerte die Zavodska weiter. „Sie hat mich immer vor ihm ge-

warnt! Sie hat mir immer gesagt, daß er irrsinnig ist! ... Aber ich hab' nicht auf sie hören wollen! Ich war ja wie blind ... Der Mensch hat ja mit mir machen können, was er wollen hat!" — Und während sie wieder aufbäumte: „Aber bild' dir ja nicht ein, daß ich kein Recht hab', mich zu wehren! ... Du sollst mir büßen dafür! Du sollst es mir bezahlen!"

Felix riß die Brieftasche heraus und warf ihr ein Paket Banknoten hin.

„Da! ... Ich will dir nichts schuldig bleiben!"

Sie stieß mit dem Fuß danach.

„Dein Geld behalt dir, du Schuft! So billig kommst du mir nicht davon! ... Aber wozu steh ich noch hier herum und reg' mich wegen dir, Lumpen, so auf! ... Ich hab' ja keine Minute mehr zu verlieren! Ich muß in die Stadt zum Professor! Vielleicht kann er mir noch — ... Wie heißt er? ... Martin? ... Oder Martini?" — Sie drehte sich mit einer raschen Wendung ihren Freunden und Freundinnen zu. — „Ihr werdet doch auch nicht mehr dableiben? Ihr werdet doch mit mir fahren?!"

„Jetzt, mitten in der Nacht?" wagte jemand schüchtern einzuwenden.

Die Zavodska stampfte verzweifelt auf.

„Soll ich vielleicht warten bis morgen?! ... Wir fahren mit dem Auto! In drei Stunden sind wir in Wien! ... Ihr wißt doch, wie der Mensch heißt? Der Professor? ... Und wo er wohnt? ... Ich muß mich nur noch schnell umziehen ... nur schnell ... schnell ..."

Und während sie ihr tief ausgeschnittenes Abendkleid schon aufzunesteln begann, raste sie aus der Diele.

Schiermayer bemerkte, daß Felix immer bleicher

wurde und mühevoll nach Atem rang. Mit einer gleichsam entschuldigenden Gebärde hob er die Hände.

„Meine Damen und Herren, es wäre vielleicht besser ... der traurige Zweck dieses fröhlichen Abends ist ja nun leider Gottes erfüllt, ... vielleicht haben Sie die Güte, sich einstweilen zurückzuziehen. Ich glaube, der Herr Doktor Karlhofer ist sehr unwohl."

„Gehn wir, gehn wir!" drängten die meisten, froh, sich der qualvollen Lage entziehen zu können.

„Aber natürlich! ... Es ist ohnehin so—"

Nur jener Herr, der von Felix Rechenschaft verlangt hatte, wollte sich nicht so leichten Kaufes zufriedengeben.

„Es war doch wirklich unverantwortlich —"

„Was willst du denn eigentlich", flüsterte ihm ein anderer zu, „wo er sowieso verloren ist ..."

Dagegen konnte er schließlich nichts einwenden, und nach kurzer, förmlicher Verabschiedung von Schiermayer und den übrigen Einheimischen folgten die festlich gekleideten Gäste dem Fräulein Zavodska. Die Musikanten hatten schon früher ihre Instrumente zusammengepackt und die Galerie geräumt.

Der Oberförster faßte Felix, der sich kaum mehr auf den Beinen zu erhalten vermochte, unter dem Arm und leitete ihn zu einem Lehnstuhl. Dann gab er dem Grubenhofer und dem Hollrieder, der noch der nüchternste war, einen Wink.

„Wir werden jetzt auch gehen, meine Herren. Sie bleiben jedenfalls hier, Schiermayer, nicht wahr?"

„Selbstverständlich."

„Also, meine Herren", wiederholte der Oberförster seine Aufforderung, „Sie sehen ja, daß wir überflüssig geworden sind."

Der Grubenhofer war der erste, der sich zu gehen anschickte.

„Na, so wos", murmelte er dabei kopfschüttelnd, „dös is ma do z' dumm!"

Der Hollrieder und der Mauser leerten noch in aller Eile ihre Bowlengläser, bevor sie mit einem scheuen Blick auf Felix zur Tür schlichen.

Am schwersten war der völlig betrunkene Bürgermeister hinauszubefördern.

„I ... i muaß a schterm", grunzte er, „i därf mein Olte a nöt davaunjaukn! ... Und ... 's Fleisch hot a heunt a nöt bei mir kafft!"

Schiermayer schob ihn in aller Freundschaft ein Stückchen dem Ausgang zu.

„Wollen Sie das Glas nicht hier lassen, Herr Bürgermeister?"

Der Pranzel hielt den Kelch eigensinnig umklammert.

„Na! ... I ... i muaß zerscht austrinka, ... wor i do schterm muaß ..."

„Also dann in Gottes Namen! Aber nicht hier. Vielleicht draußen ... oder unterwegs."

Sobald Schiermayer hinter dem letzten Gast die Tür zugemacht hatte, kam er rasch zu Felix zurück, der mit geschlossenen Augen und stoßweise atmend dasaß.

„Ist Ihnen sehr schlecht, Herr Doktor?"

„Schmerzen ..." flüsterte Felix und zeigte mit der Hand auf die Brust und die Schultern. „... hier ... und hier ..."

„Ja, ja, ... natürlich", nickte Schiermayer, indem er ihm den Puls fühlte.

Da schlug Felix den Blick zu ihm auf.

„Geht ... geht es schon ... zu Ende ...?"

„Nein", tröstete der Arzt, „so schnell reiten wir nicht." — Er raffte eine Serviette von der Tafel und trocknete dem Leidenden den ausbrechenden kalten Schweiß von der Stirn. — „Haben Sie irgend ein schmerzstillendes Mittel bei der Hand?"

Felix hatte die Augen wieder geschlossen.

„Pyramidon, ... oben in meinem Zimmer. In der Schublade vom Nachtkästchen ..."

„Ich werde es holen. Verhalten Sie sich einstweilen ganz ruhig."

Nach einer Weile war er wieder da, löste das Pulver in etwas Wein auf und flößte es Felix ein.

Eine Zeitlang schwiegen sie beide. Endlich fragte Felix: „Was ist denn das für ein Rufen ... und Herumgetrampel im Haus?"

„Ich glaube, Ihre lieben Gäste bereiten sich zur Flucht vor. Wenigstens hab' ich sie, wie ich jetzt oben war, nach ihren Koffern schreien hören. Sie haben sich auch erkundigt, ob unten im Dorf für den Rest der Nacht Zimmer zu haben wären. Am ärgsten treibt es das Fräulein mit dem polnischen Namen."

Ein Lächeln glitt über Felix' bleiches Gesicht.

„... Das Schiff sinkt ... und die Ratten pfeifen ..."

Schiermayer ergriff seine schweißfeuchte Hand.

„Nicht jeder hat das Glück, daß ihn die Ratten noch bei Lebzeiten verlassen", sagte er ernsthaft. — „Vorausgesetzt, daß Sie mit dem sinkenden Schiff sich selbst gemeint haben."

Die dritte Nacht nach dem bewegten und so kläglich beendeten Abend war vergangen. Der Wechsel von der Dämmerung zum Morgen vollzog sich kaum merkbar, in dünnen Fäden sickerte der Regen kraftlos vom tief herabhängenden Himmel und an den Berglehnen krochen Nebelschwaden hin, so wie bei Felix' letztem Zusammensein mit Agathe im Kurhaus.

Schiermayer weilte fast ununterbrochen an der Seite des Leidenden, der auch tagsüber, in einen leichten Schlafanzug gekleidet, auf einem Ruhebett lag. Nur während der Ordinationsstunden oder wenn er zu einem Kranken gerufen wurde, verließ er Agathenshöhe, aber nie ohne dem alten Wirtschafter und einem verläßlich aussehenden Diener vorher die äußerste Sorgfalt für ihren Herrn einzuschärfen. Felix hatte ihn selbst gebeten, in seiner Nähe zu bleiben, da er trotz der seinerzeit von Martiner empfangenen, gegenteiligen Versicherung das Auftreten heftigerer Schmerzen befürchtete, die er mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln nicht lindern zu können glaubte. Auch bangte ihm sehr vor der Einsamkeit, obwohl er ausdrücklich und wiederholt erklärte, außer Schiermayer keinen Menschen sehen zu wollen. Zur Aufnahme irgend einer ausgiebigeren Nahrung war er um keinen Preis zu bewegen. Nur einen Schluck stark mit Rotwein gemischten Tee trank er hie und da. Dafür rauchte er eine Zigarette nach der anderen, und auch ein Glas Kognak ließ er sich öfter während des Tages reichen.

Der Arzt hatte eine Weile am Fenster gestanden und kam nun langsam ins Zimmer zurück.

„Wollen Sie heute wieder nicht aufstehen, Herr Doktor?"

Felix lag unbeweglich, mit geschlossenen Augen, die Arme längs des Körpers ausgestreckt.

„Wenn Sie wüßten, wie namenlos matt und müde ich bin ..."

„Ich glaube, die Müdigkeit würde sich geben, wenn Sie sich entschließen könnten, aufzustehen und ein wenig Bewegung zu machen."

„Nein, nein! Mir ist am wohlsten, wenn ich ruhig liege."

Schiermayer rückte sich einen Stuhl neben das Ruhebett.

„Dann müssen Sie heute wenigstens etwas Ordentliches essen. Vielleicht eine Eierspeise und etwas Schinken. So geht das doch nicht weiter!"

„Ich habe nicht den geringsten Hunger."

„Zwingen Sie sich! Mit ein bißchen gutem Willen läßt sich viel erreichen."

Felix stöhnte leise auf.

„Warum quälen Sie mich so. Es hat ja doch gar keinen Sinn. Wozu dieses erbärmliche Dasein noch weiterfristen? Je früher es vorbei ist, desto besser!... Ich danke Gott, daß keine ärgeren Schmerzen kommen. Darin scheint der Martiner ja recht zu behalten. Aber sonst —!" — Er machte eine wegwerfende Handbewegung. — „Ich fühle ja förmlich, wie das Leben aus mir herausrinnt, wie aus einer unsichtbaren, geheimnisvollen Wunde."

„Sie sehen Gespenster am lichten Tag."

„Das sind die schrecklichsten. Glauben Sie mir! Viel schrecklicher, als die bei Nacht."

Schiermayer zog mit einem ärgerlichen Laut die Lippen auseinander.

„Aber das kommt von dieser systematischen Ent-

kräftung! Es ist ja gar nicht anders möglich. Seit zwei Tagen und zwei Nächten haben Sie keinen Bissen gegessen. Immer nur das kalte Gesöff und die unsinnige Zigarettenraucherei!"

Felix kehrte dem Arzt den Kopf halb zu und berührte mit der Hand seinen Unterarm.

„Doktor, ... ich will Ihnen gern versprechen, zu essen —"

„Ja —?"

„Aber Sie müssen mir dafür auch etwas versprechen."

„Was denn?"

„Daß Sie mir irgend einmal — wann es Ihnen gerade am besten paßt und ohne es mir zu sagen — etwas in die Speisen mischen, was mich schnell und schmerzlos hinüberbefördert. Wenn Sie mir das versprechen, dann gelobe ich Ihnen, jeden Tag zu essen, so viel Sie wollen."

Schiermayer zog seinen Arm zurück und stand auf.

„Ich habe Sie schon einmal gebeten, mir nicht mehr mit diesen Dummheiten anzufangen."

Felix sah ihm nach, wie er wieder ans Fenster trat und in den traurigen grauen Morgen hinausblickte.

„Sie wissen, daß ich nicht mehr zu retten bin. Daß es sich nur mehr um Tage oder höchstens um Wochen handeln kann. Sie wissen, was ich gelitten hab' und noch leiden muß!... Warum verweigern Sie mir diesen Freundschaftsdienst? Selbst bringe ich den Mut dazu nicht auf!"

„Ich darf nicht. Auch wenn ich wollte. Es ist mir verboten."

„Wie viele Gesetze sind nur zur Qual der Menschheit geschaffen!" — Felix drückte die Hand gegen die Augen, dann strich er mit ihr über die Stirn und übers Haar. — „Nur ein Ende! Ein Ende!... Oder betäuben

Sie mich wenigstens. Narkotisieren Sie mich. Wegen jeder erbärmlichen Operation wird der Mensch narkotisiert. Nur ich muß das Gräßlichste bei vollem Bewußtsein durchmachen!"

Schiermayer dreht sich nach ihm um.

„Geben Sie sich Ihrer Schwäche doch nicht so hin. Ich bin überzeugt, es geht Ihnen nicht um ein Haar schlechter, als während der ganzen letzten Zeit —"

Felix lachte höhnisch auf.

„Sie bilden es sich nur ein", beharrte der Arzt. „Zerstreuen Sie sich lieber, anstatt hier so herumzuliegen und sich in Ihre Gedanken zu verbohren!"

„Verraten Sie mir, wie ich das machen soll, ... Sie kluger Mann."

„Sie waren bis jetzt erfinderisch genug. Woher auf einmal diese Hilflosigkeit?"

Felix hatte sich halb aufgerichtet.

„Ja, verlangen Sie im Ernst von mir, daß ich diese lächerliche Affenkomödie noch einmal mitmachen soll? ... Soll ich mir vielleicht noch einmal so eine Gesellschaft zusammenladen, wie neulich am Abend?"

„Es dürfte noch andere Mittel und Wege geben."

„Sie können ja nicht ermessen, wie scheußlich das war, ... wie ekelhaft!" — Felix sank wieder erschöpft auf den Rücken. — „Und das ist das letzte Bild von der Menschheit, das ich mit hinübernehmen muß! ... O pfui! Pfui!"

„Sie sehen es verzerrter, als es in Wirklichkeit war."

„Nein, Doktor, nein! ... Ich sehe es nur ohne Schminke, ohne Lüge! ... So sind die Menschen! So und nicht anders!"

„Ja —" Schiermayer hob die Arme ein wenig und

ließ sie an den Körper zurückfallen, als wisse er weiter nichts zu raten.

„Aber ich habe es nicht besser verdient. Es ist meine eigene Schuld. Ich habe es selbst so wollen."

Felix' Worte verloren sich in leises, unverständliches Geflüster, während der Arzt schweigend in den Regen hinausstarrte. Plötzlich verschärfte sich sein teilnahmsloser Blick.

„Herr Doktor —"

Felix lag mit geschlossenen Augen, ohne sich zu rühren.

„Was ist —?"

„Ich glaube, ... Sie bekommen Besuch ..."

Der Leidende hob müde abwehrend die Hand.

„Ich will niemanden sehen ..."

„Aber es wäre vielleicht ganz gut —"

„Nein, nein! Kein Mensch soll mir in die Nähe kommen! ... Wenn Sie mir einen letzten Liebesdienst erweisen wollen, dann sorgen Sie, bitte, dafür, daß mich die Leute in Ruhe lassen! ... Fertigen Sie den Betreffenden ab. Ich will niemanden sehen!"

Schiermayer zuckte die Achseln und ging aus dem Zimmer. Felix lag noch immer unbeweglich und mit geschlossenen Augen. Nach einer kleinen Weile hörte er, wie die Tür wieder geöffnet wurde.

„Doktor, ... Sie?"

Leise Schritte näherten sich dem Ruhebett, und plötzlich fühlte er eine Hand auf der Stirn.

„Wer ... wer ist —?" Er schlug die Lider auf und stieß einen dumpfen, erstickten Schrei aus.

Vor ihm stand Agathe, den Blick auf sein fassungsloses, entsetztes Gesicht gesenkt. Ihre hart aufeinandergepreßten, bebenden Lippen zwangen sich zu einem arm-

seligen Lächeln, und eine Träne nach der anderen rieselte ihr über die Wangen.

Er setzte sich schwerfällig auf, während er sie immerfort anstierte, wie eine wunderbare, unheimliche Erscheinung.

„... Agathe, ... du ...?"

Sie nickte stumm und nahm seinen Kopf zwischen beide Hände.

„Du ... du kommst ... zu mir ... ?"

„Wenn du mich nicht wegschickst", sagte sie leise.

Sein Oberkörper wurde einigemal von krampfhaft verhaltenem Aufschluchzen geschüttelt, dann brach er vor ihr in die Knie und umschlang ihre Beine mit den Armen.

„Agathe! ... Agathe! ... Du bist zu mir gekommen. ... Du bist —"

Sie strich ihm zart übers Haar.

„Ich habe gewußt, daß wir uns noch einmal sehen werden ..."

Er verbarg das Gesicht in ihrem Kleid.

„Ich bin deinen Anblick nicht wert! ... Du sollst mich nicht berühren, ... hörst du? ... Auf mir liegt zu viel Schmutz!"

„In dieser Stunde fällt er von dir ab ... Aber davon wollen wir jetzt nicht reden." — Sie faßte ihn sanft an der Schulter. — „Steh auf, du sollst ruhig liegen. Wegen deiner Schmerzen."

Er drückte sich noch enger an sie.

„Laß doch die Schmerzen! Laß doch! ... Ich fühle sie nicht mehr! ... Du bist da! ... Du bist bei mir! ... Agathe! ... Agathe! ... Ich kann es nicht glauben! Es ist nicht möglich! ... Vielleicht hat der Schiermayer Mitleid mit mir gehabt und mir etwas in den Tee ge-

mischt. Etwas, was mich betäubt... und träumen läßt..."

Sie versuchte, ihn in die Höhe zu ziehen.

„Felix!... Sei doch vernünftig und komm!"

„Hier ist mein Platz, Agathe! Hier zu deinen Füßen!... Laß mich hier liegen wie einen Hund!"

„Wenn du dich über meine Anwesenheit so aufregst, dann muß ich wieder gehen!"

„Nein!" schrie er auf und verkrallte die Finger in ihr Kleid. „Geh nicht fort! Geh nicht mehr fort!... Sei barmherzig, Agathe, sei barmherzig!... Ich bin ein elender, erbärmlicher Mensch!... So lange hast du mein furchtbares Geheimnis mit mir getragen, alle Qualen hast du mit mir durchlitten, — und ich hab' dich von mir gejagt!"

„Du hast mich nicht verjagt, Felix!"

„Ja, Agathe, ja! Verjagt und vertrieben!... Sie aber hat nichts gewußt! Ahnungslos ist sie neben mir hergegangen, aus einer Freude in die andere, ohne Schatten, ohne Jammer, — und in der ersten Stunde, in der sie es erfahren hat, hat sie mir ins Gesicht gespien! Ist sie vor mir geflohen, wie vor einem Aussätzigen! Vor einem Pestkranken!... Und du... Du kommst zu mir zurück! Du kommst zu mir, um meine letzte, gräßlichste Verzweiflung mit mir zu teilen!... Womit hab' ich diese ungeheure... diese übermenschliche Gnade verdient?!"

„Felix, ich bitte dich um alles in der Welt, sei vernünftig und steh auf! Du richtest dich ja gewaltsam zugrunde!"

Da ließ er sich willig von ihr aufhelfen und auf den Diwan betten.

Sie setzte sich neben ihn und nahm seine zitternden Hände in die ihren.

„Wie geht es dir jetzt?"

Er lächelte mit geschlossenen Augen.

„Gut. Viel ... viel besser ..."

„Sie haben schlecht für dich gesorgt. Kein Polster unter dem Kopf und die Luft so rauchig! ... Soll ich das Fenster öffnen?"

„Nein" — er hielt sie ängstlich fest — „bleib! Ich spüre nichts von all dem. Ich brauche nichts! ... Wenn du nur wieder da bist! Wenn du nur wieder bei mir bist!"

Sie neigte sich über ihn, und von neuem tropften ihr die Tränen von den Wimpern.

„Du mein armes, großes Kind du ..."

Eine lange Weile schwiegen sie. Endlich fragte Felix: „Woher hast du gewußt, daß ich —? Hat dir der Schiermayer —?"

Sie nickte.

„Ja. Er hat mich benachrichtigt. Und auch davon, daß die anderen fort sind."

Er wollte sich eifrig aufsetzen.

„Ich hab' sie vertrieben, Agathe! Mit Schimpf und Schande vertrieben!"

Aber sie drückte ihn wieder zurück.

„Du sollst jetzt nicht mehr davon sprechen. Und dich überhaupt ruhig verhalten."

„Ich habe ganz genau gewußt, daß sie nicht eine Sekunde länger in meiner Nähe bleiben, wenn sie erfahren, wie es mit mir steht. Darum hab' ich es ihnen ja gesagt."

„Wir wollen ihnen dankbar dafür sein."

Er sah sie verwundert an.

„Dankbar —?"

„Sonst könnte ich jetzt nicht an deiner Seite sitzen."

Da verstand er sie.

„Es ist seltsam, welche Wege unser Schicksal geht, um sein Ziel zu finden ..."

„Du siehst, wie gut es ist, daß die Menschen sich so geben müssen, wie sie sind."

„Nur schade, daß sie sich erst dann dazu entschließen, wenn ihnen nichts anderes mehr übrig bleibt."

„Wer weiß, Felix! ... Sie waren vielleicht immer die gleichen, aber uns selbst hat erst ein solcher letzter, entscheidender Augenblick die Fähigkeit verliehen, sie richtig zu sehen."

Er hatte ihre Hand mit leichtem Druck umfaßt.

„Vielleicht, Agathe. Ich will es gern zugeben ... und will niemandem einen Stein nachwerfen. Die tiefste Schuld liegt ja immer in uns selbst. Und so kann jeder auch nur immer vor sich selbst schuldig werden ..."

Sie schwiegen wieder eine Zeitlang, bevor Agathe seine Schulter berührte.

„Der Schiermayer hat sich übrigens gerade jetzt, wie ich gekommen bin, bitter über dich beklagt."

„Der Schiermayer? — Wieso?"

„Er hat mir gesagt, daß du schon seit zwei Tagen nichts gegessen hast. Immer nur geraucht und getrunken. Ist das wahr?"

Er zuckte verächtlich mit dem Mund.

„Ach Gott, deshalb!"

„Darf ich dir jetzt ein Frühstück bestellen?" fragte sie, indem sie sich erhob.

„Wenn du mit mir ißt."

„Ich würde es auch ohne dich tun. Ich habe ehrlichen Hunger." — An der Tür blieb sie noch einmal

stehen. — „Und dann ... möchte ich auch wissen, ob ich mein Gepäck in ... in mein Zimmer schaffen lassen kann ...?"

„Das ist doch selbstverständlich ...?" antwortete er erstaunt.

Über ihr Gesicht verbreitete sich eine feine Röte.

„Ich habe nur gemeint, ob nicht ..."

Er stemmte sich mit beiden Händen gegen das Ruhebett und richtete sich so halb auf.

„Ja, Agathe, ... hast du auch nur eine Sekunde lang daran gedacht, daß ich diese Person in dein Zimmer —?"

Sie senkte vor seinem Blick die Augen.

„Verzeih, Felix, ... in meinem Innersten hab' ich wohl nicht recht daran geglaubt, ... aber ich ... ich bin dir sehr dankbar."

Als sie nach einer kleinen Weile zurückkehrte, erkundigte sich Felix: „Wann bist du eigentlich gekommen?"

„Gestern abend, mit dem letzten Zug. Der Schiermayer hat mir einen Wagen zur Bahn geschickt."

„Warst du denn während der Nacht schon im Haus?"

„Nein. Ich hab' unten im Ort übernachtet."

„Warum? ... Nachdem du gewußt hast, daß ich schon allein bin ...?"

„Ich habe dich nicht stören wollen. Wenn du geschlafen hättest —"

„Ich habe ebensolange nicht geschlafen, als ich nicht gegessen hab'.

„Das konnte ich noch nicht ahnen ... gestern abend."

Felix horchte auf ein kurzes Geräusch, das aus dem an sein Schlafzimmer stoßenden Raum drang.

„Ist der Schiermayer noch da?"

„Ich hab' ihn nicht gesehen."

„Er wird vielleicht zu einem Kranken gerufen worden sein."

„Vielleicht." — Agathe hatte sich von ihm abgewendet und war ans Fenster getreten. — „Darf ich jetzt ein wenig aufmachen? Die Luft ist hier zum Ersticken."

„Ja, ja, natürlich! Ich empfinde es nicht so, weil ich schon die ganze Nacht hier liege. Aber du kommst ja von draußen."

Sie stand tief atmend im offenen Fenster, durch das der Fall des Regens auf die Blätter deutlich zu hören war.

Felix lag andächtig in die Betrachtung ihrer von ihm abgewendeten, schlanken Gestalt versunken.

„Wie ist es dir ergangen, Agathe, seit wir uns nicht gesehen haben?"

Sie stützte die verschränkten Hände gegen das Fensterbrett, ohne sich umzudrehen."

„Wie soll es mir ergangen sein ...?"

„Hast du dich schon ein wenig ins Alleinsein eingelebt?"

„Ich hab' wohl müssen."

„Du bist ja gewiß oft mit dem Julius beisammen?"

„Fast jeden Tag. Er läßt dich herzlich grüßen."

„Und hat er dir in allem geholfen? So wie ich ihn gebeten hab'?"

Sie nickte.

„Er ist ein ausgezeichneter Mensch. Ich habe ihn förmlich von Stunde zu Stunde höher achten gelernt."

„Das freut mich sehr. Obwohl ich es nicht anders erwartet hab'."

Felix hätte Agathe gern wieder an seine Seite gerufen, aber wie sie so unbeweglich in den Nebelmorgen

hinausblickte, schien sie in ferne, ihm unerreichbare Gedanken verloren zu sein.

„Und was macht unser kleines, altes Haus?" fragte er endlich leise, als meine er sie dadurch am wenigsten zu stören.

„Es steht noch wie immer."

„Bist du im Frühjahr mit dem Julius oft auf dem Balkon gesessen?"

„Mit ihm ... und auch allein."

„Und haben heuer im Garten drüben die Amseln schön gesungen?"

„Die erste schon im Februar."

Er schob die Hände unter den Kopf und starrte zur Decke hinauf.

„Ich habe das alles heuer nicht werden sehen. Dort, wo ich war, haben auch im Winter die Vögel gesungen und die Blumen geblüht. Und wie ich hieher gekommen bin, war alles schon sommerlich grün, und die Vögel haben nicht mehr gesungen."

Agathe neigte zustimmend das Haupt.

„Sie werden wohl schon genistet haben ..."

Es klopfte, und auf ihr „Herein" betrat der Diener das Zimmer, ein Tragbrett in den Händen.

„Stellen Sie die Sachen nur hin", bedeutete sie ihm, „ich werde selbst anrichten."

Als er gegangen war, rückte sie einen kleinen Tisch an das Ruhebett, deckte ein weißes Tuch darüber und ordnete die Teller, die Bestecke und die Speisen darauf an.

Felix beobachtete sie voll tiefer Bewunderung, als sehe er das alles zum erstenmal.

„Wie lange waren wir getrennt, Agathe ...?"

„Es fehlt nicht viel zu einem Jahr", antwortete sie mit niedergeschlagenem Blick.

„Ich meine, es müßte viel, viel länger sein ..."

„Warum, Felix?"

„Denkst du noch an den ersten gemeinsamen Morgen in unserm Heim?"

„Wie kommst du jetzt auf solche alte Dinge?"

Er hielt die Augen grübelnd auf sie gerichtet.

„Damals hab' ich dich zum erstenmal so gesehen. Das weiß ich bestimmt. Und dabei scheint es mir doch wieder, als würde ich dich heute zum erstenmal so sehen. Oder ..."

Sie unterbrach, von dem sonderbaren Klang seiner Worte erschreckt, ihre Vorbereitungen.

„Was hast du ... Felix ...?"

„Wie hast du gerade vorhin gesagt, Agathe? ... Sie waren ... sie waren vielleicht immer die gleichen ..."

„Was meinst du —?"

Er winkte ihr ungeduldig ab, den Blick starr ins Leere gebohrt.

„Sie waren vielleicht immer die gleichen", wiederholte er in losbrechender Angst, „aber wir ... wir selbst lernen erst im letzten, im allerletzten Augenblick richtig sehen ... Agathe! Agathe!" — Er schrie es mit verzweifelter Stimme aus sich heraus, während er halb aufschnellte, und blieb einen Atemzug lang mit weit geöffneten Augen sitzen. Dann schlug er beide Hände vors Gesicht und fiel schluchzend wieder auf das Ruhebett zurück.

Sie war mit einem Sprung neben ihm auf die Knie gestürzt.

„Um Gottes willen, Felix! ... Was ist dir ...?!"

„Agathe", wimmerte er in die vorgehaltenen Hände

hinein, „ich glaube ... ich glaube ... mein Augenblick ist gekommen ..."

Sie hatte seinen Körper mit den Armen umschlungen und rüttelte ihn.

„Felix! ... Felix! ... Ich bin ja bei dir!"

„Ich lerne sehen, Agathe! ... Ich lerne sehen! ... Jetzt, jetzt, wo es zu spät ist!"

Endlich gelang es ihr, ihm die Hände vom Gesicht zu ziehen.

„Felix! ... Schau mich doch an! Schau mich doch nur an!"

Er kehrte sich ihr langsam zu.

„Ich seh dich ja, Agathe! Ich sehe dich!" — Und indem er die Augen wieder schloß und Tränen sich ihm zwischen den Lidern hervordrängten: „Herrgott im Himmel, warum erst jetzt? Warum erst jetzt?! ... Warum dieser Hohn über die eigene Schöpfung? ... Was hab' ich denn so Schreckliches verbrochen? ... War ich schlechter als die Hunderttausende, die Millionen anderer, daß du mich so furchtbar bestrafst! ... Und wenn auch das Pfund, das du mir verliehen hast, nicht allzu groß war, — hab' ich armer Schächer damit nicht gewuchert, so gut ich vermochte?! ... Warum gerade ich? Gerade ich?! ... Aber ich weiß, du hast es immer so gehalten! Von Anbeginn an! ... Du hast dir immer einen erwählt von Millionen, einen für alle die anderen, — und der wurde dann ans Kreuz geschlagen!"

Agathe preßte in hilflosem Entsetzen die ineinander verkrampften Finger gegen den Mund.

„Felix! ... Mein Felix!"

„Warum muß gerade ich so elend zugrunde gehen! Und gerade jetzt! ... Jetzt, wo ich sehen lerne ... und

... und so gerne" — seine Stimme zerbrach förmlich — „so gerne ... leben möchte ..."

Da verstand sie ihn erst ganz und warf sich mit dem Oberkörper über ihn.

„Mein Gott! Mein Gott! ... Du darfst nicht sterben, Felix! ... Du darfst nicht! ... Es kann ja nicht sein!"

„So gerne würde ich leben ... so gerne ..." wiederholte er stammelnd, während er ihren Rücken zu streicheln begann, „zusammen mit dir, Agathe, ... in unserem kleinen, alten Haus, ... wir beide allein! ... Und noch einmal den Frühling kommen sehen, ohne Angst zu haben, daß es das letzte Mal ist, ... daß es nur ein Abschied ist! ... Und den Herbst erwarten dürfen ... und den Winter! ... Ohne Zittern ... ohne Bangen! ... Ich wollte ja so glücklich sein, ... und so zufrieden mit allem, ... mit allem!"

Sie raffte sich plötzlich auf und hob mit beiden Händen gewaltsam seinen Kopf, daß er sie ansehen mußte.

„Felix! ... Du wirst leben! ... Ich verspreche es dir. Du wirst leben!"

Seine Augen weiteten sich zu ruhiger Frage.

„Ich ... werde ... leben?"

„Nicht so, wie du es noch in dieser Minute glaubst. Wenn ich es könnte, wenn ich es mit meinem Blut erkaufen könnte, — ich würde mir hier auf der Stelle die Adern aufreißen! ... Aber das kann ich nicht. Diese Macht ist mir nicht gegeben und auch keinem anderen Menschen auf der Welt! ... Und du wirst doch leben! Ich gelobe es dir!"

„Was ... was hast du im Sinn, Agathe ...?"

Sie legte ihm den Arm um den Hals und lehnte die Stirn an seine Brust.

„Ich muß dir etwas sagen, Felix. Verzeih mir, daß ich es so lange verschwiegen hab'. Es durfte dir nicht früher geoffenbart werden ..."

Er schüttelte, auf ihr schimmerndes Haar herabblickend, verwundert den Kopf.

„Wir waren lange getrennt, Felix", sprach sie weiter, „du hast früher selbst gemeint, die Zeit unserer Trennung sei dir noch viel länger erschienen. Es waren in Wirklichkeit nur wenige Monate, ... aber oft genug genügt eine noch viel kürzere Frist, um Dinge erstehen zu lassen, die bis dahin nicht einmal unsere Gedanken berührt haben! ... Felix" — sie schmiegte sich enger an ihn an — „du wirst weiterleben! ... Du wirst weiterleben ... in deinem Kind ..."

Er stieß einen dumpfen Laut aus und drängte sie von sich, um ihr besser ins Gesicht sehen zu können.

„Was ... was hast du gesagt, ... Agathe?"

Und nun verklärte ihre Züge, die sie ihm offen darbot, ein unendlicher Stolz.

„Du hast ein Kind von mir, Felix. Einen Sohn! ... Seit zwei Monaten."

Seine rechte Hand tastete an ihrer Schulter, die linke drückte er gegen die eigene Schläfe.

„... Agathe, ... du hast ... du bist ... Mutter ...?"

Sie schöpfte tief Atem.

„Ja, Felix."

„Aber mein Gott, ... wie ... wie konnte das ...?"

„Denk an das Leben zurück, das wir während des letzten Jahres unseres Beisammenseins geführt haben. Denke an alles zurück!" mahnte sie eindringlich.

„Ja, ja ..." sagte er, fügsam nickend wie ein Kind, das bemüht ist, die Worte seines Lehrers zu begreifen.

„Denk daran, daß wir beide geglaubt haben, nichts mehr verlieren zu können. Wir beide!"

„Ich weiß, ... Agathe ..."

„Kein Einsatz war uns bei unserem Spiel zu hoch!"

„Ich weiß, ... ich weiß ...", der Kopf fiel ihm bis auf die Brust — „kein Einsatz zu hoch ..." — und indem er rasch wieder aufblickte: „Aber du mußt es ... bei unserem Auseinandergehen doch schon gewußt haben ...?"

„Ja natürlich."

„Und ... und da hast du es mir ... verschwiegen?"

„Ich hab' nicht anders können."

„Du hast nichts anders ... ? Warum, Agathe?" — Er hatte ihre Hände gepackt und preßte sie so, daß sie vor Schmerz hätte aufschreien mögen. — „Um Gottes willen, warum?!"

„Du wolltest nicht mehr bei mir bleiben, Felix. Damals hast du bei mir nicht mehr dein Glück zu finden geglaubt. Wenn ich es dir aber gesagt hätte, dann hättest du dich dazu gezwungen, mich nicht zu verlassen. Und das durfte nicht sein."

Er gab sie frei und sank langsam auf das Ruhebett zurück.

„Darum also! ... Darum! ... Ich elender, erbärmlicher Mensch!"

„Du sollst dir deswegen keinen Vorwurf machen, Felix. Das alles ist schon so lange ... so unendlich lange vorbei! ... Ich hätte dir ja auch jetzt noch nichts gesagt, aber ich hab' gehofft, ich kann dir eine große, wirkliche Freude bereiten, ... eine echte Freude, nach all dem Falschen, was dich genarrt und geäfft hat."

„Meine Agathe, ... meine liebe ... gute Frau ..."

„Muß ich nicht fürchten, mit leeren Händen gekommen zu sein?“

„Nein, nein!“ — Er dreht sich halb zur Seite und drückte das Gesicht gegen den Arm. — „Nicht mit leeren Händen ...“

„Weshalb wendest du dich dann von mir ab ...?“ fragte sie, ängstlich werdend. — „Warum versteckst du dein Gesicht, ... wenn du dich wirklich freust ...?“

„Verstehst du denn nicht, Agathe? ... Begreifst du nicht ... ?“

„Ja, was denn, Felix? ... Was?“

„Jetzt wird es mir ja noch einmal so schwer, ... fort zu müssen! ... Jetzt muß ich ja nicht nur von dir fort, sondern auch ... auch ...“ — er schluchzte wieder auf — „von meinem Kind! ... Von meinem Buben!“

Nun schlug auch sie die Hände vors Gesicht und begann bitterlich zu weinen.

„Wie schön hätte das sein können“, flüsterte er, „wie wunderschön! ... Mit dir und mit unserm Kind beisammen zu sein! ... Mit ihm zusammen dem Frühjahr entgegenzuhoffen, ... dort, in unserem kleinen, alten Haus ... auf dem Balkon! ... Auf sein erstes Stammeln zu warten, wie auf den ersten Amselschlag! ... Und auf sein Werden und Entfalten, wie auf das Schwellen und Aufbrechen der Blätter- und Blütenknospen! ... Wie schön, ... wie glückselig ...“

Eine Weile weinten sie beide leise vor sich hin.

Endlich trocknete sich Felix mit dem Handballen die Augen.

„Aber sehen will ich meinen Buben wenigstens noch, Agathe, ... sehen, bevor es auch dazu zu spät ist! ... Bring ihn mir! Bring ihn herein!“

Sie blickte durch Tränen lächelnd zu ihm auf.

„Wo denkst du hin, Felix! ... Er ist ja noch so klein! Erst zwei Monate alt! ... Ich hab' ihn doch nicht auf die Fahrt mitnehmen können!"

„Du hast ihn allein gelassen?"

„Nicht allein. In guten Händen, ... und in unserem lieben, alten Haus."

Er zog die Stirn in vorwurfsvolle Falten.

„Das hättest du nicht tun sollen, Agathe."

Aber sie strich ihm beruhigend über die Wange.

„Ich weiß, daß ihm nichts geschehen kann ... und daß er meiner nicht bedarf. Aber mein zweites, mein großes Kind, ... das braucht mich! Das durfte ich jetzt nicht allein lassen!"

Er fing ihre Hand und küßte sie.

„Wenn er nicht zu mir kommt, dann will ich versuchen, ob ich nicht zu ihm gelangen kann."

Sie erschrak, weil sie sah, daß er sich anschickte, aufzustehen.

„Felix! ... Du willst ... ?"

„Ich will wenigstens versuchen, ob ich —", bevor er sich jedoch noch ganz erhoben hatte, fiel er wieder zurück. — „Ich bin so müde, Agathe! So namenlos müde! ... Wenn du wüßtest, wie matt und müde ich bin ..."

„Mein Gott! Und ich vergesse ganz, daß du noch nichts gegessen hast! ... Iß, Felix, iß! ... Dann wirst du dich kräftiger fühlen!"

Sie wollte ihm von den Speisen reichen, aber er wehrte ab.

„Laß, Agathe! Das ist es nicht allein! ... Mit einigem guten Willen würde ich schon die Kraft aufbringen. Wenn nur die Angst nicht wäre. Die furchtbare Angst!"

„Welche Angst, Felix —?"

Er umklammerte ihre Gelenke mit bebendem Griff.

„Ich muß ja jede Stunde, jede Minute darauf gefaßt sein ... Der Martiner hat mir ja gesagt, daß es wahrscheinlich ohne alle Vorzeichen geschehen wird! ... Nur ein bißchen Schwindel ... und Schwäche! Sonst nichts! ... Und ich bin ja so schwach, ... so hundematt ..."

„Felix! ... Was redest du denn!"

„Es kann jede Stunde eintreten, Agathe! Jede Stunde! ... Und wenn es mich draußen treffen würde, ... während der Fahrt, ... irgendwo bei fremden Menschen, ... unter einem fremden Dach ..."

„Felix! ... Felix!"

Er zog den Kopf zwischen die Schultern ein.

„Dieser Gedanke ist mir unerträglich! ... Wenn es schon sein muß, dann zwischen den eigenen vier Wänden! Nicht von fremden Grimassen umgeben! ... Lieber ganz allein!"

Sie hatte sich knapp an ihn herangedrängt.

„Ich will dich in keiner Weise beeinflussen, Felix. Ich glaube ja selbst, daß du Ruhe brauchst, nur Ruhe! ... Aber das, was du da sagst, ist doch ein Unsinn!"

„Wenn ich wenigstens den Martiner fragen könnte!" stöhnte er.

Sie zuckte zusammen, wie von einem Schlag getroffen.

„Den Martiner —?"

„Ja. Der könnte mir genau angeben, wann es eintreten wird. Auf den Tag, auf die Stunde! ... Er hat sich mir ja damals dazu angeboten. Wenn ich nach zwei Jahren zu ihm kommen würde, hat er erklärt, ... dann würde er in der Lage sein, es genau zu bestimmen."

Agathe stand vor ihm, den Blick fest auf ihn gerichtet.

„Felix, ... du würdest den Professor Martiner sehen wollen, wenn —"

„Was ... Was wenn —?!"

„Wenn er hier wäre?"

„Agathe!" — Er taumelte vom Ruhebett empor. — „Er ... er ist ... da ...!"

Sie schwieg einen Atemzug lang. Dann neigte sie den Kopf.

„Ich habe ihn gebeten, mit mir zu fahren, ... gestern, wie ich das Telegramm vom Schiermayer erhalten hab'. Und er hat meine Bitte erfüllt."

Felix war bis zum nächsten Sessel gewankt, dessen Lehne er umklammerte.

„Er ... er ist ... hier ...?"

„Er wartet nebenan. Soll er hereinkommen?"

„Martiner!" schrie Felix auf. — „Martiner!"

Und bevor Agathe etwas sagen und unternehmen konnte, erschien Stephan Martiner in der geöffneten Tür des Nebenzimmers.

„Wenn ich nicht irre, so habe ich meinen Namen rufen hören! Darf man herein?"

Felix starrte seine Gestalt einen Augenblick ungläubig an, dann durchlief seinen Körper ein krampfhaftes Beben. Er wollte auf den Arzt zueilen, aber er vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren. Nur die Arme breitete er aus, und die Finger krümmten sich zum Griff.

„Martiner!" rief er noch einmal — „... Weißt du? ... Weißt du es ...?"

„Was soll ich wissen?" fragte der Arzt näher tretend.

„Daß ... daß ich ein Kind hab'! ... Daß Agathe ..."

„Ja, das weiß ich. Und wahrscheinlich sogar länger, als du."

„Warum habt ihr es mir verschwiegen? ... Warum habt ihr mich so lange warten lassen?!"

Martiner sah ihm ernst in die Augen.

„Wenn ich mich recht erinnere, so wolltest du ja kein Kind haben?"

„Ich ... ich wollte ... nicht ...?"

„Denkst du nicht mehr an unser Gespräch vor zwei Jahren? ... Damals hab' ich dich gefragt, weshalb du keine Kinder hättest, ... und ob es dein freier Wille sei ..."

Felix stützte sich mit beiden Händen auf Martiners Schultern.

„Wie soll ich jetzt wissen, was vor zwei Jahren war, ... und was ich vor zwei Jahren gewollt hab'!" — Und plötzlich sank er in die Knie, während seine Hände über die Brust des Arztes herabglitten. — „Martiner! Rette mich! ... Mach mich gesund! ... Du kannst es. Ich hab' immer an dich geglaubt! Ich glaube auch jetzt noch an dich! ... Rette mich! ... Verlange dafür von mir, was du willst! Alles, alles will ich dir geben! ... Mein Haus, mein letztes Geld, ... meine Kunstschätze! ... Ich weiß, meine Bilder haben dir gefallen ... und die alten Möbelstücke! ... Du sollst sie haben! Alle! Alle! ... Aber mach mich gesund! Mach mich gesund! ... Ich brauche kein Geld! Ich brauche kein kostbar eingerichtetes Heim! ... Wenn ich nur leben darf! Leben mit meiner Frau und meinem Kind! ... Ich will arbeiten für sie vom Morgen bis in die sinkende Nacht! ... Und was mein Hirn nicht leisten kann, das sollen meine Hände leisten! Ich will sie gebrauchen lernen, um mit ihnen mir und den Meinen das tägliche Brot zu schaffen! ... Nur mach mich gesund! Rette mich!!"

Agathe lehnte schluchzend an einem Schrank und streckte die Arme nach dem Arzt aus.

„Helfen Sie uns! ... Seien Sie barmherzig ..."

In der Tür, die Martiner hinter sich offengelassen hatte, tauchten Schiermayer und Julius Schirk auf. Aber Felix bemerkte sie nicht. Er erhob sich, von Martiner unterstützt, mühselig vom Boden und strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Wir ... wir dürfen nichts Unmögliches von ihm verlangen, Agathe", murmelte er mit erschöpfter Stimme. — „Ich will ihm dankbar sein, wenn er mir sagt, daß ich noch Kraft und Zeit genug habe, um zu meinem Kind zu fahren." — Er nestelte mit zitternden Fingern Rock und Hemd auf und bot dem Arzt die entblößte Brust. — „Leg' dein Ohr an das Uhrwerk da drinnen und horche. Horche, ob es schon abgelaufen ist, oder ob es noch ein Weilchen zu gehen vermag. Nur so lange, bis ich mein Kind gesehen und auf den Armen gehalten hab'. Ein einziges Mal! ... Mehr begehre ich nicht."

Einen Atemzug lang sah Martiner ihn an, ohne seine Mienen zu verändern. Dann verschwand sein Blick hinter den spiegelnden Brillengläsern und ein leichtes Lächeln glitt um seine schmalen Lippen.

Behutsam schloß er dem vor ihm Stehenden das Hemd über der nackten Brust.

„Warum solltest du nicht zu deinem Kind fahren können?"

Felix wich einen Schritt zurück.

„Ich kann, Martiner? ... Ich kann? Wirklich? ... Hab' ich noch Zeit dazu?"

Der Arzt nickte.

„Ja freilich."

„Aber ... aber woher ... weißt du ...? Du hast mich ja gar nicht untersucht ...?"

„Das ist jetzt nicht mehr notwendig. Fahre getrost zu deinem Kind, Karlhofer, und nimm es auf den Arm. Und nicht nur ein einziges Mal, sondern, so Gott will, noch oft, ... sehr oft. So oft, bis es dir zu groß und zu schwer dazu wird."

Felix tastete nach einem Halt, während Agathe die Faust gegen die Zähne drückte, als wolle sie einen Schrei ersticken. Und beide stierten Martiner an wie ein Gespenst.

„Mar ... Martiner ..." stammelte Felix, nach Luft ringend.

„Du hast mich vorhin beschworen", begann der Arzt wieder, „ich möge dich gesund machen. Ich brauche dich nicht erst gesund zu machen, Karlhofer. Du bist es."

„Ich ... ich bin ... ich bin nicht mehr ..."

Julius Schirk faßte mit hartem Griff den Arm Schiermayers, der neben ihm stand.

„Ich hab' es geahnt! ... Immer, ... immer!"

Und Agathe schob, allmählich aus ihrer Starrheit erwachend, die Hand unter die linke Brust.

„Was ... was ist ... das ...?"

„Du warst nie krank, Karlhofer", fuhr Martiner fort. — „Du bist heute so gesund, wie du es vor zwei Jahren warst."

„Ich ... war nie ... ich ... ich ..." — Felix' Blick blieb plötzlich gebrochen im leeren Raum hängen.

Auf einen Wink Martiners sprang Schiermayer hinter ihn, gerade zur rechten Zeit, um ihn aufzufangen. Sonst wäre er der Länge nach rücklings zu Boden geschlagen.

Agathe beachtete seine Ohnmacht nicht weiter. Schritt für Schritt schleppte sie sich in Martiners Nähe.

„Was haben Sie ... um Gottes Barmherzigkeit willen ... was haben Sie gesagt ...?"

Er hielt ihren verzweifelnden Blick freundlich aus.

„Die Wahrheit."

„Mein Mann ist ... ist nicht krank ... ?"

„Nein, gnädige Frau."

„Und ... und er war es auch nicht ... damals, ... damals vor zwei Jahren?"

„Nein."

„Und ... und die ganze Zeit ... diese ganzen ... zwei Jahre ...?" — sie stöhnte einige Male nacheinander auf, bevor sie weitersprechen konnte — „Mein Gott im Himmel, ... diese ganzen ... entsetzlichen Jahre ..."

Martiner umfaßte ihre Unterarme im Gelenk mit beiden Händen.

„Vergeben Sie mir, gnädige Frau. Es mußte sein, wenn nicht —"

Sie wendete den Kopf gequält zur Seite.

„Warum dieses ... gräßliche ... dieses furchtbare Spiel ..."

„Gnädigste Frau, nennen Sie es kein Spiel! ... Wenn ich ihm damals vor zwei Jahren nicht gesagt hätte, daß er krank ist ... und sterben muß — dann wäre er heute vielleicht in Wahrheit nicht mehr am Leben!"

„Und ich ... ?"

Über sein Gesicht breitete sich ein Ausdruck tiefster, bewundernder Ehrfurcht.

„Das war das Schwerste. Auch für mich. Daß Sie, Unschuldige, mitleiden mußten. Und doch hab' ich Sie nicht schonen dürfen. Wären Sie fähig gewesen, unser Geheimnis vor ihm zu bewahren? ... Während all

der Zeit und selbst in den Stunden seiner wildesten Angst?"

Sie machte sich von ihm frei und schlich mit müden, schleppenden Schritten, so wie sie gekommen war, von ihm weg bis zu einem Sessel, auf den sie niedersank.

„Lassen Sie mich ... Ich kann nicht ... ich muß ja erst ..."

Nur Julius stand regungslos und stumm an der Tür. Die Arme über der Brust verschränkt, den Blick finster zu Boden geschlagen.

Schiermayer, der Felix auf den Diwan gebettet und sich seitdem unausgesetzt mit ihm beschäftigt hatte, gab dem Professor jetzt ein Zeichen.

Martiner trat zu dem Bewußtlosen und fühlte seinen Puls.

„Gnädige Frau", sagte er endlich, „wollen Sie sich nicht hierher bemühen?"

„Warum?" fragte sie ohne Teilnahme. — „Was soll ich?"

„Sie sollen die erste sein, die er erblickt, wenn er aufwacht. Und ich glaube, es ist soweit."

Da gehorchte sie, noch immer ohne eigene Teilnahme und gleichsam unter dem Zwang eines fremden Willens. Erst als sie knapp neben dem Ohnmächtigen angelangt war, befreite sich ihre Erregung in einem heftigen, schreienden Schluchzen und warf sie auf die Knie.

„Felix! ... Mein Felix!"

Nach ein paar Sekunden öffnete er die Augen. Er bewegte dabei weder den Körper noch den Kopf und gab sich gar keine Mühe, irgend etwas zu begreifen oder einen Zusammenhang zu finden. Und wieder nach einer Weile sah er verwundert auf die neben ihm kauernde, weinende Frau.

„Agi, ... was ist denn? ... Was hast du ...?" — Er schloß die Augen noch einmal, wie um besser nachdenken zu können. — „Was ... was war denn eigentlich ...?"

„Du sollst leben, Felix, ... leben ..." wimmerte sie.

„Leben? ... Ja, wie denn ...?" — Langsam richtete er sich auf, und nun wurde Martiner von seinem Blick getroffen. — „Du bist ... hier? ... Ja, geht es denn ... nicht schon zu Ende mit mir ...?"

Martiner war an ihn herangetreten und streichelte ihm leicht das Haar.

„Im Gegenteil. Jetzt soll es erst recht anfangen."

Felix zwinkerte mit den Lidern, dann machte er mit der Hand vor dem Gesicht eine rasche, wischende Bewegung, als wolle er ein störendes, aufdringliches Bild entfernen.

„Ja so, ... du ... du warst ja schon früher da ... und ... und" — er setzte sich mit einem Ruck auf. — „Martiner, was hast du mir vorhin gesagt? ... Was hast du gesagt?"

„Daß du zu deinem Kind fahren sollst. Daß du gesund bist und immer gesund warst."

„Ich ... ich bin gesund? ... Ich muß nicht ... sterben ...?"

„Einstweilen wenigstens noch nicht."

„Ja aber, Herrgott im Himmel, ... du hast doch ... ich bin doch zwei Jahre lang ..."

„In einem gewissen Sinn magst du diese zwei Jahre verloren haben. Hoffentlich hast du dafür dein Leben wiedergewonnen."

„... Und ... die furchtbaren Schmerzen? ... Und die Schwäche ...?"

„Heute darf ich dir das wiederholen, was meine beiden Vorgänger gesagt haben."

„Deine ... Vorgänger ...?"

„Ja. Dein Wiener Hausarzt und der Internist, den du vor mir konsultiert hast. Es waren lediglich schwer nervöse Zustände."

Jetzt hatte sich Felix völlig erhoben.

„Das ist ... das ist doch nicht möglich!" — Sein Blick irrte hilflos zwischen Schiermayer und Martiner hin und her. — „Ich habe mich ... ja erst vor ein paar Tagen von diesem Mann da untersuchen lassen, und —"

„Und?" fragte Martiner freundlich. „Was hat er gefunden?"

„Er hat dein Urteil bestätigt ... Daß ich verbraucht bin, ... daß ich nur mehr ganz kurze Zeit zu leben habe ..."

Martiners Züge wurden wieder ernst.

„Mein lieber Freund, bei einem derartig gewagten Unternehmen sucht man sich gegen alle Zwischenfälle zu sichern. Wenigstens gegen die, die man halbwegs voraussehen kann."

„Schiermayer", wendete sich Felix an den Gemeindearzt, „Sie haben gewußt —? ... Sie waren mit ihm im Einverständnis?"

Der hob entschuldigend die Schultern.

„Herr Doktor, eine Krähe hackt der anderen nicht die Augen aus."

Martiner ging auf ihn zu und bot ihm die Hand.

„Aber eine brave Krähe. Eine sehr brave Krähe. Ich wünschte, sie würde ihr Nest dort bauen, wo die Menschen von ihrer Bravheit und Tüchtigkeit mehr Nutzen hätten."

Der Arzt wehrte lächelnd ab.

„Ein so alter Vogel soll kein neues Nest mehr bauen. Übrigens war ich mit dem Herrn Professor lediglich im Einverständnis und nicht auch einverstanden. Womit keineswegs behauptet werden soll, daß ich ihn weniger bewundere. Denn ich gewinne immer mehr und mehr den Eindruck, daß er recht behalten hat."

Felix hatte die Wechselreden der beiden Männer nicht verfolgt. Immer klarer, immer erbarmungsloser begann die Erkenntnis vor ihm aufzusteigen. Mit beiden Händen faßte er sich an den Kopf.

„Wenn das wahr ist, ... wenn das kein Fiebertraum ist, der mir in der letzten Stunde das Hirn zerreißt, ... wenn das wahr ist, —" seine Stimme schwoll zur jammervollen Wehklage an — „dann war ja alles, alles umsonst!"

„Was soll umsonst gewesen sein?" erkundigte sich Martiner.

Felix warf sich in losbrechender Verzweiflung über das Ruhebett.

„Alles! Alles! ... Mein Hab und Gut vergeudet wie ein Lump! Wie ein Wahnsinniger! ... Nicht m e i n Hab und Gut! Nein! Nicht m e i n e s ! ... Das meines Kindes! Meines armen, unschuldigen Kindes! ... Für nichts und wieder nichts!"

Agathe schlang den Arm um ihn.

„Felix! Mein Teil ist unberührt! ... Es reicht für uns alle!"

Aber er hörte nicht auf sie.

„Zum Bettler gemacht! Zum Bettler! ... Wegen einer niederträchtigen, hinterlistigen Lüge! ... Wegen eines gewissenlosen, unmenschlich grausamen Spiels!"

Martiner, der Felix an den Diwan gefolgt war, berührte leicht seine Achsel.

„Wer hat mir vor kaum einer Viertelstunde den Rest seines Vermögens, seine Kunstschätze und sein Haus obendrein dafür angeboten, daß ich ihn gesund mache? Daß ich ihm sein Leben wiedergebe?"

„Vor einer Viertelstunde!" fuhr Felix auf wie ein gereiztes Tier, „vor einer Viertelstunde!"

„Hab' ich dich endlich bei deiner Lüge ertappt, Karlhofer?!"

„Was für eine Lüge?"

„Bei der Lüge, für die du beinahe dein ganzes Leben geopfert hättest. Und nicht nur d e i n Leben! Auch das deiner Frau und deines ungeborenen Kindes!... Nur solange du geglaubt hast, daß du sterben mußt, war dir dein Geld nichts wert! Hast du damit geprahlt, dich und die deinen durch ehrliche Arbeit fortbringen zu wollen!"

Felix stieß einen unverständlichen Laut aus, und Agathe drängte sich schützend vor ihn.

„Nicht, Martiner!... Schonen Sie ihn!"

Aber der Arzt blieb unerbittlich.

„Und ebenso hast du mir vor zwei Jahren erklärt, daß du dein Leben verachtest, daß es dir zur unerträglichen Qual wird, nur weil du in deinem Innersten doch nicht daran geglaubt hast, daß du verloren bist, daß du zugrunde gehen mußt!... Das ist deine Lüge, Karlhofer, wenn du sie wirklich noch nicht kennen solltest. Ich hab' sie dir nennen müssen, obwohl du jetzt, in diesem Augenblick, vielleicht der Rücksicht bedarfst. Denn du sollst wissen, wie hoch und wie gefährlich der Einsatz war, um den dieses, wie du gesagt hast, unmenschlich grausame Spiel gegangen ist!"

„Und wenn du auch recht hast", — Felix schleuderte ihm die Worte förmlich mit geballten Fäusten entgegen — „wenn du hundertmal recht hast, — das ist ja noch nicht alles! Das ist noch nicht das Entsetzlichste!"

„Was noch —?"

„Ich hab' ja in der Angst und Verzweiflung, durch die du mich gepeitscht hast, nicht nur mein Geld vergeudet! ... Ich hab' meine Frau verraten und betrogen! Mit den Füßen von mir gestoßen und mich im Schmutz gewälzt! ... Das weißt du ja nicht! ... Und das kann ich nie wieder gutmachen! Davon kann ich mich nie wieder reinwaschen! ... Durch keine Ehrlichkeit! Durch keine Arbeit!"

Agathe riß ihn an sich.

„Felix! ... Das hab' ich vergessen! ... Es ist nie geschehen!"

„Aber ich kann es nicht vergessen! Ich! ... Darüber wird mir deine unendliche Güte nie hinweghelfen!"

Sie faßte ihn unterm Kinn und hob gewaltsam sein Gesicht.

„Auch nicht, wenn ich dir sage, daß ... ich beinahe selbst schuldig geworden bin?"

Er neigte sich ein wenig zurück.

„Du, ... Agathe?"

„Ja, ich. Denn wenn es wirklich so geschehen wäre, wie wir alle erwartet haben ... und es erwarten mußten, ... wenn du wirklich von uns gegangen wärst, — dann hätte ich einem anderen die Hand gereicht." — Sie atmete tief auf — „Ich bin froh, daß ich es dir schon jetzt gestanden hab'. Erfahren hättest du es ja müssen. ... Du siehst also, auch ich bin nicht ganz frei von schwerer Schuld."

Er tastete sich erst langsam in den Zusammenhang hinein.

„Du hast ... einen anderen ...?“ — Und in plötzlichem Begreifen: „Den Julius, ... nicht wahr ...?“

Sie nickte schweigend.

„Das ist nicht richtig“, klang da die Stimme des Freundes aus dem Hintergrund.

Felix, der ihn bisher noch nicht bemerkt hatte, drehte sich erschreckt nach ihm um.

„Auch du ... bist hier ...?“

Und Julius kam näher.

„Ich bin auf die Nachricht des Doktor Schiermayer hin mit der Agathe und dem Martiner zugleich hierhergereist. Aber was die Agathe dir jetzt gesagt hat, ist falsch. Sie hat es nur getan, um dir deine eigene Schuld zu erleichtern.“

„Wieso?“

Agathe streckte die Hand nach dem Freund aus.

„Julius —!“

„Wahr ist nur das eine“, fuhr er unbeirrt fort, „daß ich mich an sie herangedrängt und sie mit meinen unreinen Gedanken verfolgt habe! ... Daß du selbst, Felix, diesen Wahnsinn in mir wachgerufen hast — mehr als einmal! — das will ich nicht als Milderungsgrund für mich in Anspruch nehmen.“

Schiermayer hatte das Zimmer verlassen und die Tür leise hinter sich geschlossen.

Stephan Martiner war mit den Freunden allein.

„Ich weiß“, sagte er nach kurzem Schweigen, „daß drei Kläger sich wider mich erheben. Gönnt mir nur ein paar Worte zu meiner Verteidigung, bevor ihr den Stab über mich brecht. Am wenigsten habe ich eigentlich mit dir zu rechten, Karlhofer. Denn du mußt selbst am

besten wissen, wie es vor zwei Jahren in dir ausgesehen hat, und ob das neue Leben, das dir nun an der Seite deiner Frau und deines Kindes winkt —"

„Mein Kind ..." wiederholte Felix flüsternd in glücklichem Erinnern.

„Ob dieses neue Leben dir die erduldeten Leiden und Qualen aufwiegt, die ich über dich verhängt habe. Schließe dein Urteil nicht voreilig ab, bevor du völlig zu Ruhe gekommen bist. Nach den meisten Kuren fühlt sich der Kranke anfangs womöglich noch elender als vorher, und erst allmählich stellt sich die günstige Wirkung ein. Hoffen wir, daß es auch bei dir der Fall sein wird. Bedenke immer nur zweierlei: erstens, wie jämmerlich und freudlos dein Dasein verlaufen wäre, wenn ich nicht den Versuch gewagt hätte, es dir vom Standpunkt des Beraubten, des Enterbten aus zu zeigen, und dann, daß du ohne die durchlittene, schrankenlose Verzweiflung wahrscheinlich nie ein Wesen besitzen würdest, dessen Mund dich ‚Vater' nennt." — Er wehrte mit der Hand ab, weil er sah, daß Felix etwas bemerken wollte. — „Wenn du jetzt, unter diesem veränderten Gesichtspunkt, entschlossen bist, wieder zu leben — so wirst du auch leben. Davon bin ich überzeugt. Ich weiß nicht, ob es dir noch jemals gelingen wird, eine Leistung zu erreichen, die die Menschheit um ein Stück weiterbringt. Ein solches Ziel hab' ich mir auch gar nicht gesteckt. Abgesehen davon, daß der Wert dieser Dinge immerhin ein ziemlich fraglicher ist. Es genügt, wenn du dich wieder als bindendes Glied in die lange Kette einfügst, die aus dem Dunkel kommt und ins Dunkel verschwindet. Woher und wohin und warum — darüber wollen wir uns lieber den Kopf nicht zerbrechen. Auch das, was du vorhin vom Bettler erwähnt hast, der du geworden zu

sein meinst, dürfte nicht so schlimm sein. Das Vermögen deiner Frau ist unberührt, du hast dein Haus, und ein guter Teil des ausgegebenen Geldes steckt in den reichen Kunstschätzen, die du im Taumel erworben hast. Den Rest aber, der endgültig verloren ist und nicht wiederkommt — den betrachte getrost als billiges Lehrgeld."

Felix schlug unsicher den Blick zu ihm auf.

„Ich glaube, ... ich müßte dir die Hand reichen, ... Martiner ..."

„Noch nicht! Oder nur auf Widerruf und unter der Bedingung, daß du den Handschlag später einmal zurücknehmen darfst." — Und nun näherte sich der Arzt Agathe. — „Aber Ihnen möchte ich die Hand küssen, gnädige Frau, zum Ausdruck meiner ehrlichsten, andächtigsten Bewunderung. Unsere Religion hat ihren Heiland nicht umsonst aus dem Schoß eines Weibes entspringen lassen. Ich gebe mich keiner Täuschung darüber hin, daß die größten Scheußlichkeiten von Frauen verübt worden sind. Aber auch die größten Barmherzigkeiten und Edeltaten. Und eine solche glaube ich jetzt erlebt zu haben."

„Ich habe nur getan, ... was ich für gut hielt."

Martiner sah sie eine Weile sinnend an.

„‚Gut' ist in diesem Zusammenhang ein gefährliches Wort. Beneidenswert derjenige, in den ein gütiges Schicksal schon bei seiner Geburt die richtige Bedeutung hineingelegt hat." — Er unterbrach sich plötzlich: „Gnädige Frau, ich hab' Ihnen viel Leid und Kummer verursacht. Nicht nur durch die Angst, die Sie mit Ihrem Gatten haben teilen müssen, noch mehr vielleicht durch das, was er Ihnen zu guter Letzt angetan hat. Wenn die Anklage, die er gegen sich erhebt, auf Wahrheit beruht."

„Davon soll nie wieder die Rede sein."

„Betrachten Sie es in Zukunft als einen bösen Traum. Vorher möchte ich aber auch Ihnen eines zu bedenken geben. Unser Freund Schirk erinnert sich wohl noch an ein Gespräch, das wir vor zwei Jahren einmal miteinander geführt haben. Damals, als er mir bittere Vorwürfe darüber gemacht hat, daß ich dem Felix so unverhüllt eröffnet habe, wie es angeblich um ihn steht. Ich habe mich damals mit der Erklärung gerechtfertigt, der Felix würde unter dem Eindruck dieser Erkenntnis die beiden letzten ihm noch gegönnten Jahre glücklicher verleben, als wenn er ahnungslos bliebe. In ihm schlummernde Keime würden unter dieser Bedingung rascher zur Entfaltung und Reife gelangen. Er würde vielleicht zum Mörder und Dieb werden, vielleicht aber auch —"

„Zum Lebensbejaher und Lebensgenießer", ergänzte Julius.

„Ganz recht", stimmte Martiner bei. — „Der Keim zum Verbrecher scheint ja nun, gottlob, nicht in ihm gelegen zu haben. Dagegen mag der Keim zur Untreue in ihm verborgen gewesen sein. Ist es da nicht besser, gnädige Frau, Sie dürfen sich sagen, er hat sich nur unter dem Zwang der auf ihn gewälzten, ungeheuren Last gegen Sie versündigt, als dieser Keim hätte sich erst später auf natürliche Weise entwickelt?"

Agathe stütze ermüdet den Kopf in die Hand.

„Ich weiß nicht, ... ich kann noch nicht so denken ..."

„Sie sollen auch nicht. Ich habe es Ihnen nur gesagt, damit meine Worte viel, viel später einmal in Ihnen nachklingen. Und dann, wenn es soweit ist, dann werden Sie mir auch ohne Vorbehalt verzeihen können." — Er wechselte unvermittelt den Ton: „No, Schirk, ... was ist's mit dir?"

„Was soll mit mir sein?“ entgegnete Julius, aus dessen Gesicht während Martiners Erklärungen ein großer Teil der Bitterkeit geschwunden war. „Wir beide haben ja im Grund genommen nichts miteinander gehabt.“

„Aber eine Frage wird doch gestattet sein?“

„Welche?“

„Hältst du es für sehr schädlich, wenn unser Selbstvertrauen ab und zu einen derben Stoß empfängt?“

Eine Zeitlang sah Julius den Arzt verwundert an.

„Unser Selbstvertrauen?“ — Endlich begriff er. — „Nein, im Gegenteil. Ich glaube, es wird dadurch nur gekräftigt.“

Martiner schlug ihm herzhaft auf die Schulter.

„No, dann ist's ja gut! ... Und jetzt wollen wir nicht vergessen, weshalb wir eigentlich hier versammelt sind. Du hast mich gerufen, Karlhofer, damit ich dir sagen soll, ob du die Kraft besitzt, zu deinem Kinde zu fahren. Ich wiederhole dir mit ruhigem Gewissen: Fahr zu! Du besitzt die Kraft. Und zwar mehr denn je!“

„... Zu meinem Kind ...“ sprach Felix ihm flüsternd nach. Und plötzlich sprang er auf und mit beiden Beinen in die Wirklichkeit hinein. — „Zu meinem Kind! ... Ich will zu meinem Buben! ... Agathe, komm! Komm! ... Führ mich zu ihm!“

„Das ist der richtige Ton“, lobte Martiner. — „Halte an ihm fest und du wirst den Weg nicht mehr verlieren. Ihnen, gnädige Frau, brauche ich das ja nicht erst zu predigen.“

Der Ruf des Gatten hatte Agathe aus ihrer Versonnenheit geweckt.

„So komm, Felix“, sagte sie, indem sie aufstand. — „Wir wollen fahren.“

„Du fährst ja mit uns, Martiner? Und auch du, Julius, nicht wahr?"

„Nach mir verlangt freilich kein leiblicher Sohn", erklärte der Arzt, „aber deshalb habe ich es nicht weniger eilig, heimzukommen, als du."

„Laßt den Wagen ankurbeln, meine Freunde!... Ich will mich ankleiden, und dann —"

Martiner nickte ihm zu, bevor er mit Julius aus dem Zimmer ging.

„Hoffentlich halten die Reifen!"

„... Darf ich dir helfen, Felix...?" fragte Agathe, sobald sie allein waren.

Er breitete die Arme aus.

„Agi!... Hast du jemals etwas anderes getan...?"

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Leser!... Geliebter Leser!... Hörst du nicht?... Du sollst erwachen! Das Spiel ist zu Ende und ich nehme meinen Bann von dir!... Nun beginnst du zu blinzeln und dir die Augen zu reiben. Verwundert schaust du um dich und tastest nach der Uhr... Wie spät es doch geworden ist! Schon hohe Zeit, das Licht zu löschen und sich nach der Wand zu drehen... Oder ist die lange Fahrt zu Ende und das Ziel in der Nähe?... Steigt der Abend über dem Wald auf, kriecht feuchter, kühler Nebel über den See und die Wiese und mahnt dich, heimzugehen und nicht länger im Grase zu liegen?... Wie? War es nicht mein Bann allein, der dich gefesselt hielt? Schliefst du wirklich und schnarchtest sogar ein wenig, indessen ich, stolz auf meine Kunst, dich zu beherrschen wähnte?... Ich will nicht weiter danach for-

schen, will dich auch nicht fragen, wie dir mein Spiel gefallen hat. Was ich versprach, das hab' ich ehrlich gehalten: Die Form zerschlagen und den heißen Brei zwischen uns ausgegossen. Seltsame Rinnsale hat er sich gebahnt, eh er Gestalt gewann und erstarrte. Da ein wenig zu schmal und zu tief, dort ein wenig zu breit und zu seicht. Hier in der Mitte lugt gar ein Stück nackter Boden hindurch, wie eine verwunderte Insel, dort drüben ist der Rand nicht scharf genug begrenzt. Allein, nun ist der Vorhang gefallen, gefallen zum letzten Male, und selbst wenn du Beifall klatschen solltest, geliebter Leser, meine Puppen könnten sich nicht mehr erheben, sich nicht dankend verneigen. Der Faden, der sie geführt hat, ist von den Fingern gestreift, stumm und leblos liegen sie da, ein armseliges Häuflein, oder vielleicht verschließt eine geschäftige Hand sie eben in die Truhe, aus der sie zu unserem Spiel hervorgestiegen sind und in der sie nun wieder liegen mögen und warten, bis sie zu neuem Tanz gerufen werden. Du aber, mein Leser, zürne mir nicht, wenn dich trotz aller meiner Mühe und Ehrlichkeit hie und da Enttäuschung angewandelt hat. Dich, den fröhlich Veranlagten, da unser Spiel ernster wurde, als du nach seinen Anfängen erwarten konntest, dich, den Ernsten, schwarzseherisch Angehauchten, weil es nach allen Schrecknissen und Bitternissen zuletzt doch noch gut ausgegangen ist. Auch mit Scherz und Ernst ist's ähnlich bestellt, wie mit Trug und Wahrheit. Nicht immer darf man entscheiden, wann das eine beginnt und das andere aufhört, ja, oft kann eines beides zugleich sein, und worüber du lachst, darüber weint dein Nachbar vielleicht. Verdrießt dich aber sogar bei einem Puppenspiel ein glückliches Ende, je nun, dann denke getrost ein Stücklein weiter und du

wirst sehen, daß Glück und Ende ebenso Dinge sind, die man von verschiedenen Seiten betrachten kann, wie Scherz und Ernst, wie Trug und Wahrheit! ... Doch nun genug von allem. Der Vorhang ist gefallen. Ich vermag nichts mehr zu bessern und zu ändern. Und will es auch nicht. Denn nun bin ich selbst ein wenig müde geworden und möchte wohl ein Weilchen schlafen ...

— Ende —

WERKE VON FRANZ NABL

Hans Jäkels erstes Liebesjahr, Roman *(vergriffen)*

Narrentanz, Novellen *(vergriffen)*

Ödhof, Roman *(vergriffen)*

Die Ortliebschen Frauen, Roman *(Neuauflage in Vorbereitung)*

Tag der Erkenntnis, Novellen; österreichische Lizenzausgabe: *Linde-Verlag, Wien*

Trieschübel, Schauspiel *(vergriffen)*

Der Mann von gestern, Roman *(vergriffen)*

Das Meteor, Novellen *(vergriffen)*

Kindernovelle *(vergriffen)*

Kleine Freilichtbühne, Novellen *(vergriffen)*

Der Fund, Erzählung *(vergriffen)*

Steirische Lebenswanderung, Heimatbuch, *Leykam-Verlag, Graz*

Schmiedeeisen *(vergriffen)*

Der Griff ins Dunkel, Erzählung *(vergriffen)*

Die Weihnachten des Dominik Brakel, Novellen, *Wiener Verlag, Wien*

Mein Onkel Barnabas, Erzählung, *Leykam-Verlag, Graz*

Das ist Graz, *Steirische Verlagsanstalt, Graz*

Das ist Steiermark, *Steirische Verlagsanstalt, Graz*

Johannes Krantz, Erzählungen in einem Rahmen, *Steirische Verlagsanstalt, Graz*

Franz Nabls „Steirische Lebenswanderung" im Urteil der Presse:

Überhaupt wird diese „Lebenswanderung" nicht überraschen, sondern bestätigen. Was schon die ersten Versuche ahnen ließen, wird hier in dem schönen und hilfreichen Buch zur Gewißheit: nicht ein Schriftsteller, sondern ein Dichter hat es geschrieben, im Zeitlichen ein Ewiges gestaltend. Durch die steirische Landschaft, ihre oft anmutige, oft erhabene Fülle, wandert, zuerst in glücklicher Gemeinschaft, dann in wehmütiger Einsamkeit, ein wahrhaft frommer Mensch, fromm nicht im Sinne irgend eines Bekenntnisses, sondern im Sinne des geliebten Adalbert Stifter. Die Felsberge des Gesäuses oder der köstliche Bogengang des Kornmesserhauses werden diesem Wanderer ebenso zum Gleichnis des Unsagbaren, wie die schlichten Wegkreuze, die stillen Teiche, die lilafarbenen frühlingkündenden Blüten des Hundszahns. Derselbe Mensch, der sich unter tausend Qualen mit dem Gestern hat auseinandersetzen müssen, beugt sich hier wie Albrecht Dürer zu dem Rasenstück hinab: „In diesem Augenblick des Daheimseins — nicht wenn ich die Tür der vertrauten Wohnung aufschließe — in diesem Augenblick des Hinneigens über die Grasnarbe und des Sichversenkens in ihre Vielfalt, nur da ist das einzige, das große Wunder, und alles andere verschwindet, zerstiebt wie ein Spuk, wenn der Zauber an einer höheren Kraft zerbricht." In der „Steirischen Lebenswanderung" wird der Mensch eins mit der Natur, und aus diesem Einssein wiederum, für das Geburt und Tod nicht ein Anfang und ein Ende sind, sondern nur die Formen der ewigen Wandlung, wachsen die große Ehrfurcht und als ihr Ausdruck die große Dichtung.

Dr. Fritz Endres in „Die Literatur".

*

Franz Nabl, der Meister österreichischer Erzählungskunst, dessen Stern nun in hellem Glanz am Himmel deutscher Dichtkunst steht, hat der Steiermark mit seiner „Steirischen Lebenswanderung" ein Buch geschenkt, das weit über alle Wanderbücher hinaus der grünen Mark in Wort und Bild einen frischen Kranz zu Füßen legt, der wohl unverwelkt auch in später Zeit den Duft seiner scheuen Schönheit bewahren wird.

Es ist das Hohelied der steirischen Heimat in all ihrer heimlichen Pracht, von einem Dichter in stiller Ehrfurcht vor der Natur und ihrem tausendfachen Leben in den kostbaren Rahmen seiner Sprache gefaßt. Wie unter seinem Auge sich scheinbar Geringes ins Bild fügt, seine Bestimmung im ganzen erfüllt und vom Wanderer ans Herz gehoben wird, das führt den Leser unmerklich ins Reich der reinen Kunst. Vorsichtig wendet man Blatt um Blatt, daß das feine Band nicht reiße, daran sich Bild an Bild reiht. Forelle und Wasseramsel hinterm Schwall des Hammerbachs, Kohlröserl und Petergstamm auf übersonnter Alm, die verschwiegene Welt der Murauen und Waldteiche, wie der Zellermutter mystisches Gnadental, Gams und Murmeltier im Gwänd und wieder die Hügelweite des untersteirischen Rebenlandes zum Vollklang mächtiger Windmühlen, sie alle geben stillbesinnliches Raststündlein auf weiter Höhe wie im tiefen Grund.

Die Buchdruckerei und Verlagsanstalt „Leykam", seit Menschenaltern der werktätige Anwalt steirischen Kulturlebens, hat mit Nabls Buch das steirische Schrifttum um ein Werk bereichert, das an Gehalt und Kleid der Heimat zur Ehre gereicht und das jeder, der sich seiner Steiermark mit Herz und Sinn zu eigen weiß, sicher an erster Stelle in seinen Bücherschrank reihen wird.

Hans Kloepfer in einem Aufsatz in der „Tagespost".

*

Der gut gewählte Titel des jüngsten Werkes von Franz Nabl deutet schon an, daß es ein Landschafts- und Lebensbuch zugleich ist. Der Dichter hat in diesem Buche der Landschaft, die ihm Heimat wurde, und der Frau, mit der er gemeinsam in wahrhaft vollkommener Harmonie dieses Land wie sein Leben überhaupt durchwanderte, das schönste Denkmal gesetzt. Wunderbar sinnvoll ist der Aufbau des Buches. Das erste Kapitel ist seiner, Nabls, Kinderheimat gewidmet: der nördlichen Steiermark; das zweite ihrer, der Frau, Kinderheimat: der südlichen Steiermark. Dann folgt die gemeinsame Lebenswanderung, in der in der Hauptsache die Landschaft selbst zu uns spricht, immer aber gemeinsam erlebt und beiden wirklich zu eigen geworden. Im letzten Kapitel, bei der Fahrt in die

Tauern, dorthin, wo die Landschaft am herbsten und großartigsten ist, ist der Dichter schon einsam geworden. Die das Buch einleitenden Verse, die an Stelle einer Widmung stehen, weisen in ergreifender Weise auf diese spätere Einsamkeit hin. Die Liebe des Dichters gehört den großen wie den kleinen Dingen dieses Landes: den schroffen wie den sanfter abfallenden Bergen, den wilden Sturzbächen wie dem ruhig gleitenden Fluß und den klaren Seen, auch der Stadt Graz und all den kleineren Orten, Burgen und Klöstern. Er gedenkt der Tiere und der verborgensten Pflanzen und erweckt in uns Freude an ihnen. Aber auch die Menschen des Landes kommen in ihrer Mundart zu Wort in dem köstlich humorvollen Kapitel „Rüpelspiel". All das ist keine bloße Schilderung. Durch das hineinverwobene gemeinsame Erleben, durch diese persönliche Bezogenheit erhält das Ganze, ohne je privat zu sein, seine Wärme. Das hier selbstverständliche Einssein mit dem Stoff war beste Voraussetzung für die bei dem Dichter gewohnte reife und edle Formgebung. So entstand ein Buch, in dem jedes Wort an seinem Platz steht, in dem die Schilderung von einer zwingenden Anschaulichkeit ist, zugleich aber, trotz des gelegentlichen Humors, von einem Ernst und einer ehrfürchtigen Versenkung in die kleinsten Dinge, daß auch der Leser Ehrfurcht und Bereitschaft haben muß, um diese stillen Wunder miterleben zu können. Erleichtern werden es ihm die schönen Kupfertiefdruckbilder, die fast neben jeder Seite das Gelesene veranschaulichen.

„Zeitschrift des Vereins für Volksbüchereien."

*

Bei einem Dichter, der aus Landschaft und Volkstum immer wieder so starke Abwehrkräfte gegen seine Zeit schöpfte, erscheint es uns fast selbstverständlich, daß er sich auch außerhalb seiner eigentlichen Dichtung literarisch mit seiner Heimat beschäftigt hat. ... Das gilt in noch höherem Grad von dem soeben erschienenen Heimatbuch „Eine steirische Lebenswanderung". Und hier kommt hinzu, daß Nabl, als echter Erzähler, sich nicht mit der Schilderung begnügt, sondern die reiche Kleinwelt der Steiermark unserem persönlichen Miterleben durch erzählerische Einkleidung besonders nahegebracht hat. Wie ich schon im ersten Kapitel erwähnte, ist es seine und seiner Frau eigene Lebenswanderung, der wir folgen dürfen.

Dabei hat er jeden privaten Beigeschmack mit feinem Takt vermieden: Alles ist vom Duft der Ferne — „Es war einmal" — umhaucht, und damit auch die Welt der eigentlichen Dichtung ihren Anteil habe, führt er Johannes Krantz, den Helden des „Meteors", diese Franz Nabl brüderlich verwandte Phantasiegestalt, geradezu in den Gang der Handlung ein, ja, das geheimnisvolle Zusammenfließen, die unio mystica von Dichter und Geschöpf, bildet den feierlichen Schluß des Buches. ... Von solchem Glück war unseres Dichters Lebenswanderung erfüllt, und solches Glück erleben wir in diesem Buche mit. Und es treten dabei beide Arten von Nabls reicher Sinnesart aufs schönste hervor: sein zarter, schwerblütiger, inniger Ernst und sein treffsicherer, volksnaher, nicht selten durch die Mundart beflügelter Humor. Jener hat in den ersten drei Kapiteln die Überhand, wird dann aber im „Rüpelspiel" von diesem aufs reizvollste abgelöst. Von den übrigen sechs Kapiteln gelten vier Graz und seiner unmittelbaren Umgebung. Der steirischen Hauptstadt sind schon von manchen Dichtern Liebeserklärungen gemacht worden, aber sicher noch keine, die so frei ist von Schönrednerei und Schwarmgeisterei, und die so nachhaltig das Bild der ganzen Landschaft vor das Auge des Lesers beschwört. ... Die beiden Schlußkapitel lassen dann die letzten religiösen Tiefen des Heimaterlebens ahnen; wobei es wieder bezeichnend ist, daß gerade das vorletzte Kapitel mit seinem wunderbaren, dürerisch anmutenden Bilde dem Johannes Krantz in den Mund gelegt wird. Und er ist es dann auch, der in der Schlußszene, wo er wie „der Geist, der Bergesalte" erscheint, den angesichts der um ihn gebreiteten Steiermark vom Gefühl seiner Einsamkeit überwältigten Dichter mit den Worten tröstet: „Geh nur immer wieder hinaus zu jenem kleinen Rasenstück, um davor zu knien und es liebend zu betrachten. Und vergiß nicht, daß es dich selbst über kurz oder lang decken wird. Und die neuen Blumen und die neuen Gräser, die dann aus ihm sprießen, werden sich von dir nähren und aus dir wachsen und werden Gras und Blüte dieses Landes sein. Ist das nicht Heimat genug?"

Dr. Erwin Ackerknecht in seinem biographischen Werk: „Franz Nabl".

Die letzte Frucht dieser reifen Künstlerschaft aber ist die „Steirische Lebenswanderung". Es ist ein Lebensbuch, mit dem sich der in Böhmen geborene Nabl das Heimatrecht in der Steiermark auch als Dichter für immer erworben hat. Der Blick nach außen in die gesegneten Wunder der steirischen Landschaft und die Schau nach innen in die Tiefe des Menschenherzens sind hier zu einem geschlossenen Kunstwerk geeint und gerundet. Mit Bindings und Carossas Erlebnisbüchern gehört Nabls „Steirische Lebenswanderung" zu den schönsten dichterischen Selbstzeugnissen unserer Generation.

Aus einem Aufsatz von Dr. Adalbert Schmidt.

526513

LG
N1167ga

Nabl, Franz
Die Galgenfrist. «2.Aufl.».

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED